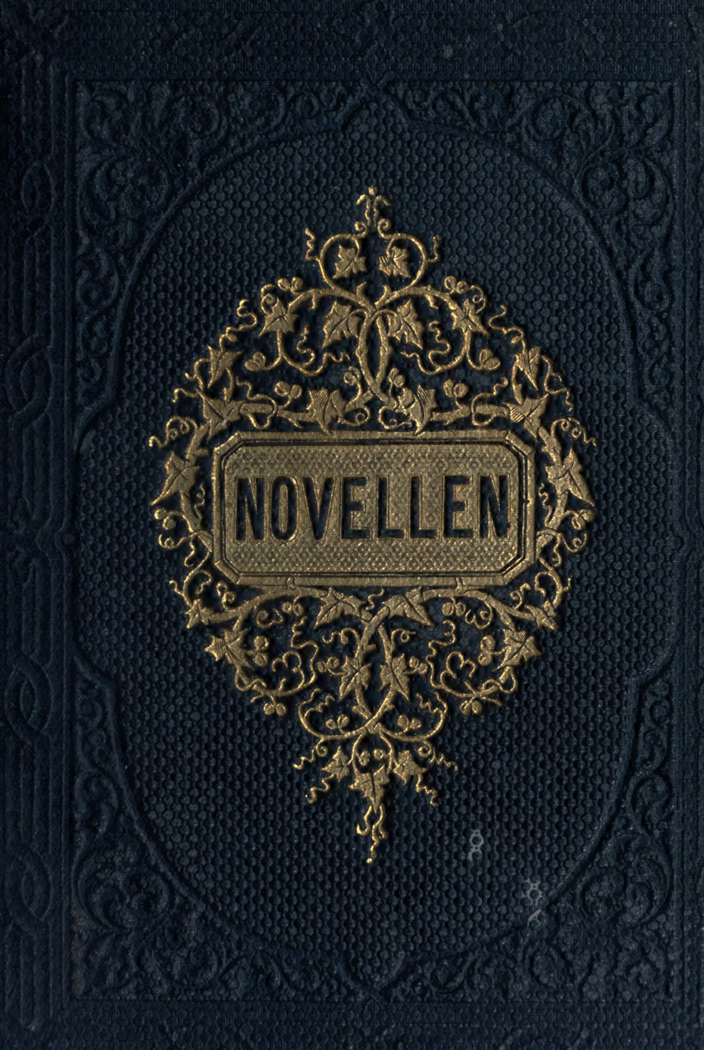

NOVELLEN



Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

Siebenzehnter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1857.

Inhalt.

Spruch und Schwank

des

Schweizerboten.

Vorwort.

Eines Tages, während die Regierung der helvetischen Republik noch den Hauptsitz in der Stadt Luzern hatte, traten Heinrich Pestalozzi, der Verfasser von Lienhard und Gertrud, und Heinrich Geßner, des Dichters Sohn, in das Zimmer ihres gemeinschaftlichen Freundes, um ihn zu bewegen, Mitarbeiter an einem „helvetischen Volksblatt" zu werden, welches sie zur Belehrung des großen Haufens über die öffentlichen Angelegenheiten herausgaben. Dieses Volksblatt hatte sich aber nur geringen Beifalls zu erfreuen, theils weil die Verbreitung desselben durch eine Regierung befördert wurde, welche nicht des allgemeinen Vertrauens genoß, theils weil die Sprache des Blattes viel zu weit über die Fassungskraft des Volks hinausging. Der Großtheil von den Bewohnern Helvetiens lebte noch in einer unglaublichen Gedankenarmuth, und hatte sich meistens bisher an der mündlichen Ueberlieferung desselben begnügen müssen, was geistliche und weltliche Vorsteher mitzutheilen nöthig gefunden. Höchstens kauften ländliche Haushaltungen alljährlich einen Kalender, der mit den gefährlichen Thorheiten des Aberglaubens erfüllt war; die geringere Bürgerschaft in den Städten hielt dazu etwa noch eine inländische Zeitung, die, unter der ängstlichsten, oft lächerlichsten Zensur gehalten, über inländische Angelegenheiten ehrerbietiges Schweigen zu beobachten hatte.

Pestalozzi, welcher, wie keiner vor ihm, die geistige und sittliche Verwilderung des großen Haufens in seinem Vaterlande kannte, trachtete ihr entgegen zu arbeiten. Es entspann sich zwi-

schen ihm und dem Freunde, den er zur Mitarbeitung aufgefordert hatte, ein lebhaftes Gespräch über Form und Ton, in welchem man zum kindlichen Geist des Volkes reden, und wie man sich zu demselben niederbeugen müsse, wenn man ihn zu sich erheben wolle. Dies gab dem Gegner Anlaß, seine Forderungen an ein Volksblatt aufzustellen und in fröhlicher Laune, aus dem Stegreif, Proben des Inhalts herzusagen, auch den allfälligen Titel zugleich, z. B. „Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben, schweizerischen Vaterlande zugetragen und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun."

Der Wortwechsel lösete sich in die heiterste Stimmung Aller auf, und Pestalozzi ruhete nicht, bis sein bisheriger Widersprecher gelobte, einen Versuch mit Herausgabe solches Blattes zu machen So entstand das Volksblatt des Schweizer=Boten.

Kaum waren (im Anfang des Jahres 1799) die ersten Stücke davon erschienen, erregten sie so allgemeines Aufsehen und wurden so häufig gelesen, daß sie alsbald nachgedruckt werden mußten. Inzwischen konnte sich der Verfasser kaum einige Monate damit beschäftigen. Die Regierung übertrug ihm eine Sendung in die kleinen Kantone. Andere setzten die Wochenschrift fort, aber mit geringerm Glück. Sie hörte bald auf.

Als nach gestillten bürgerlichen Unruhen die Vermittelungs=urkunde des ersten Konsuls von Frankreich das Bundeswesen der Schweiz hergestellt hatte (im J. 1803), schien der schon rege gewordene Sinn aller Eidsgenossen für ein gemeinsames Vaterland, für Volksbildung, Freiheit und Offenkundigkeit wieder mit Untergang bedroht. Die Regierungen von neunzehn kleinen durch die Vermittelungsurkunde verknüpften Staaten, zogen sich, stolz auf ihre Selbstherrlichkeiten, in sich selber zusammen; nahmen alt=übliche Formen, Titel und Zeremonien an, und schienen hin und

wieder mehr als geneigt, auch jenen Geist zurückzuführen, der das tödtliche Verderben der alten Eidsgenossenschaft gebracht hatte. Die bisherige Freimüthigkeit der öffentlichen Blätter fing an zu verstummen.

Damals ermunterten sehr achtbare Männer den ehemaligen Herausgeber des Schweizerboten, jene Wochenschrift neuerdings zu beginnen und mitzuwirken, daß dem Volke die edlern Früchte der Revolution gerettet blieben. Besonders dringend warb darum der hochverdiente Bürger von Aarau, Vater Rudolf Meyer, Herausgeber des großen Schweizeratlasses, dessen tugendhaftes Leben E. Evers auf würdige Weise beschrieben hat.

So erschien das Volksblatt mit dem Anfang des Jahres 1804 noch einmal. Der unvergessene Name desselben, so wie der erste Laut der ersten Nummern, versammelte plötzlich um dasselbe eine zahlreiche Leserschaft aus fast allen Kantonen.

„Ich trage auf meinem Hut," sagte der Schweizerbote in seiner ersten Woche, als Vorrede: „ich trage neunzehn Kokarden*), wie einen Rosenkranz; kann sich jeder seine liebste aussuchen, und für die andern das Auge zudrücken; und Farben sind drin, mehr, als der Regenbogen, seitdem er erschaffen worden, aufzuweisen hatte.

„Und da man nun endlich seines Wegs in Frieden wandern kann, trete ich meinen Botendienst wieder an; wer mich bestellt, zu dem komm' ich, wie sonst, alle Woche, so lang und so breit wie diesesmal.

„Die Winterabende sind lang und die Sommertage noch länger. Da erzähle ich euch denn, was die Menschen in der Welt Kluges und Dummes treiben, jeder nach seiner Weise; wie sie aus Verzweiflung Hochzeit machen, oder sich einander aus christlicher Liebe

*) Die Wappen der neunzehn Kantone, in welche die helvetische Republik, durch die Vermittlungsurkunde, zerfallen war.

todtschlagen, wie sie Frieden schließen, um einen frischen Pfahl vom Zaun zu reißen, oder einander um des lieben Friedens willen Krieg machen. Und ihr werdet daraus sehen, daß die Menschen noch eben so große Narren sind, wie zur Zeit des Königs Salomo, worüber sich dieser König manchmal ärgerte, was wir aber nicht thun wollen.

„Auch was Neues im Schweizerland geschieht, will ich euch nach meiner Art erzählen. Und wenn ich unterwegs vor einem hochgeachteten Herrn unserer Obrigkeit vorbeigehe, will ich höflich den Hut mit neunzehn Kokarden abziehen und ihn freundlich grüßen, und hat er was zu bestellen, so nehm' ich's auch mit.

„Und da man's Geld in diesen theuern Zeiten braucht, will ich euch lehren Gold machen. — Man kocht's in der Schweiz, aber nicht in Töpfen, sondern zieht's mit dem Pfluge aus der Erde, oder schneidet es vom Acker, holt's aus dem Viehstall, oder aus dem Walde, wo es am Baum wächst. — Versteht mich wohl! — Und solche Goldmacherkünste sind noch viel besser, als Konstitutionenmacherkünste, und desgleichen.

„Und will euch auch das Geheimniß lehren, lustig zu leben und selig zu sterben, ein Ding, das mancher studirte Herr nicht kennt, und mancher ehrliche Bauer im Schlaf lernt. Aber Geheimniß muß das Ding wohl sein, denn wenn ich hundert Menschen frage: „wie geht's? lustig und vergnügt?“ so antworten immer neunundneunzig: So, so! und sagen das mit einem Gesicht, welches nicht lustiger, als ein Klagelied Jeremiä, aussieht. Und was das Selig-Sterben betrifft, muß es damit auch nicht weit her sein. Denn ich wette zehn Batzen gegen einen, daß an der offenen Himmelspforte sich nicht halb so viele fromme Seelen drängen, als Sonntags Abends durstige Seelen zum Wirthshause.“ —

Die Erscheinung des Boten kam, wie sich erwarten ließ, Vielen ungelegen. Einzelne geistliche oder weltliche Herren erhoben, war-

nend oder drehend, gegen ihn die Stimmen. Er aber ließ sich nicht einschüchtern, und setzte seine Bahn unter mancherlei Anfechtungen derer fort, denen Belehrung des Volkes, so wie überhaupt Publizität, widerwärtig war. Von Zeit zu Zeit ward ihm in einzelnen Kantonen sogar der Eingang untersagt; sogar auf Tagsatzungen das Wort gegen ihn geführt. Hinwieder sandten wohlwollende, vaterländische Männer aus allen Kantonen, aus allen Ständen, die eine Angelegenheit zur Sprache und öffentlichen Kunde bringen wollten, ihre Beiträge, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Laien, Regierungsglieder und unbekannte Landleute. So blieb sein Blatt, von dem auch beinahe nach einem Vierteljahrhundert noch immer 2000 bis 3000 Exemplare wöchentlich durch Dörfer und Städte der Schweiz flogen, nicht ganz ohne wohlthätige Einwirkung.

Soviel zur Geschichte des Volksblattes, dem hier einige solcher Artikel enthoben sind, welche, auch getrennt von den Augenblicken und Umständen, unter denen sie ans Licht traten, verstanden werden können. Weitaus der größere Theil hatte nur Bezug auf Angelegenheiten des Tages und des Jahres, oder behandelte in der Sprache des Volks Gegenstände einheimischer Gesetzgebung und Politik, oder der Naturkunde, Landwirthschaft, Haushaltung, Jugendbildung u. s. w., oder theilte Nachrichten von inländischen und ausländischen Ereignissen (zeitungsartig) mit, bald in ruhiger Stimmung und Einfalt, bald in jenem ironischen Ernst und Spott, der den Schweizern eigen und lieb ist. Die wenigsten jener Artikel aber würden ausländischen Lesern, ohne Kommentar, verständlich, oder, wenn sie bekannte Dinge behandelten, anziehend sein. Man hat sich daher auf die Auswahl des Nachfolgenden beschränkt, und selbst die hin und wieder eingemischten Eigenthümlichkeiten schweizerischer Sprechart gelassen, um den Charakter nicht zu verwischen.

Er hat das Bein gebrochen.
(Eine wahre Geschichte.)

Max (seinen Geschlechtsnamen verschweig' ich) war ein rechtschaffener Mann, fleißig bei der Arbeit, hatte vollauf zu thun, hatte einen guten Kopf, man konnte ihn in der Gemeinde zu allerlei gebrauchen, er hatte Weib und Kind, er war ein guter Gatte und Vater — aber er verliebte sich in Wein und Branntewein, und wann er getrunken hatte, taugte er zu allem nichts, und war schlechter, als der schlechteste Bürger in der Gemeinde. — Er schwor; er fluchte; er zankte; er lästerte auf seine Vorgesetzten; er wollte alles besser wissen; er mißhandelte Frau und Kind; er machte sich zum Gespött aller Welt.

Es ist Schade um ihn! — sagte Jeder, und Jeder verachtete den Schnapser.

Es ist Schade um ihn! — sagten seine Vorgesetzten, und wollten ihn nicht weiter zu Ehrenämtern gebrauchen; denn nicht das Amt ehrt den Mann, der Mann soll das Amt ehren; der Zecher verunehrt aber jede Stelle.

Das that nun Maxens Freunden leid. Umsonst machten sie ihm Vorstellungen, Ermahnungen, Bitten; umsonst vergoß seine Frau tausend Thränen. Er konnte das Trinken nicht lassen. Der Säufer ist ein Sklave seines eigenen Halses.

Maxens Freunde wandten sich endlich an einen geschickten Doktor, mit der Bitte, Maxen von der Trinksucht zu kuriren. Sie wählten dazu ein sonderbares Mittel.

Als sie Maxen eines Abends berauscht auf der Straße liegend fanden, hoben sie ihn auf und trugen ihn wehklagend in sein Haus. „Was ist denn geschehen?“ fragten die Leute auf der Straße. „Er hat das Bein gebrochen!“

Frau und Kinder schrien jämmerlich: er hat das Bein ge-

brochen! Der Doktor ward geholt, er brachte Schienen und andere beim Beinbruch nöthige Geräthschaften mit, und schnürte das gesunde Bein des Betrunkenen (denn er hatte wirklich keins gebrochen) so scharf zusammen, als ob es gebrochen wäre. Dann spritzten sie ihm Wasser ins Gesicht, und da er erwachte, schrien alle: Ach! er hat das Bein gebrochen!

Max, der dies endlich hörte, der den schmerzlichen Druck der Schienen fühlte, und mit dem Bein festgebunden lag, das man in einen hölzernen Kasten gesperrt hielt, wo er sich nicht rühren und von seiner Gesundheit überzeugen konnte, glaubte kurz und gut endlich, er habe in der Betrunkenheit das Bein gebrochen, und verschwor aus Grund des Herzens Wein und Branntewein, der die Ursache seines Leidens war. Ein Vierteljahr lang mußte er still liegen, und durfte, um das Blut nicht zu erhitzen, keinen Tropfen Wein trinken. Der Doktor gab ihm nur dann und wann stärkende Arznei.

Endlich kündigte ihm der Doktor die Vollendung der Kur an, und es war lustig zu sehen, wie Max sehr bedächtig, und gleichsam auf Eiern ging, das gebrochene Bein zu schonen. Er war von da an zeitlebens ein ordentlicher Mann, der niemals mehr trank, als er ertragen konnte. Erst nach vielen Jahren erfuhr er den lustigen, aber nützlichen Streich, den ihm seine Freunde gespielt hatten, und erst jetzt fing er wieder an, auf dem rechten Bein fest aufzutreten.

Max Stolprian.

Es gibt ein gewisses Unglück in der Welt, das man freilich für kein Unglück hält, und doch eins ist. Ich bin das redende Beispiel davon.

Mein Vater, Gott hab' ihn selig, hielt mich fleißig zur Schule; ich lernte was, wiewohl unsere Stadtschulen damals noch ziemlich schlecht eingerichtet waren.

Man sagte überall von mir: „Herr Max Stolprian ist ein gar geschickter Mann, aber — man kann ihn nicht brauchen, er weiß sich nicht in die Welt zu schicken; er weiß nicht mit den Leuten umzugehen; er weiß nicht, wo er Hände und Füße hinstrecken soll. Sonst ist er ein guter, braver Mann."

So sagte man von mir. Merkst du jetzt, wo es mir fehlte? Ich war in der Erziehung versäumt. Ich war in der Schule und bei der Arbeit fleißig, aber in meinen Kleidern unreinlich und unordentlich. — Ich war fromm, dienstgefällig, redlich, aber schüchtern, lief davon, wenn fremde Leute kamen; wußte nicht, wo mit den Augen hinlaufen, wenn mich ein Fremder anredete, und wenn ich endlich gar einem Frauenzimmer freundlich und artig begegnen sollte, stand ich steif und stumm da.

Genug, was man Höflichkeit und feine Sitte nennt, gehört zum Leben und Lebensglück, so gut wie Brod und Kartoffel und ein Glas Wein.

Viele unserer jungen Herren haben's in dieser Kunst auch noch nicht weit gebracht, wie ich merke. Mancher, wenn er in Gesellschaft kommt, weiß nicht, wohin er mit Armen und Beinen soll, und man sieht's ihm an, er hätte sie lieber daheim gelassen. Mancher weiß nicht, wo er die Hände einquartieren soll; bald steckt er sie in die Weste, bald gar in die Hosen, bald kratzt er sich damit zur Abwechselung im Nacken.

Unter manchem andern bösen Schicksal, das ich mir durch meine Unbeholfenheit zuzog, gehört auch das, daß ich ein alter Junggesell geworden bin, und jetzt zweiundfünfzig Jahre, und keine Frau habe.

Sobald meine Base Sparhasen gestorben, und ich, als ihr

einziger Erbe, ziemlich vermögend geworden war, wollte man mir in meinem dreißigsten Jahr ein Mädchen zur Frau geben, das schön war, hauswirthlich, tugendhaft, freundlich und vermögend.

Jungfer Barbara gefiel mir; die Sache sollte in Richtigkeit gebracht werden; ich sollte Jungfer Barbara näher kennen lernen; ich war von ihrem Vetter zu Gast geladen, wo ich sie finden sollte.

Ich ging nicht gern in große Gesellschaft, weil ich durch üble Erziehung scheu und schüchtern war. Aber was thut man nicht, einer Jungfer Barbara zu gefallen?

Ich kleidete mich in sonntägliche Feierkleider: weiße seidene Strümpfe, ein neuer Haarbeutel, ein apfelgrüner Rock mit Perlmutterknöpfen — genug, ich war zierlich wie ein Bräutigam.

Als ich aber vor das Haus des Herrn Vetters kam, klopfte mir das Herz vor Angst, als hätte ich eine Schmiede in meiner Brust. „Wenn nur keine große Gesellschaft da ist!“ dacht' ich: „Wenn's nur erst vorbei wäre.“

Zum Glück traf ich den Herrn Vetter allein. Er schrieb noch eine Rechnung in seiner Stube. „Ihr kommt etwas spät, Herr Stolprian!“ sagte er. Ich machte zwanzig Kratzfüße links und rechts, lachte vor Angst, um freundlich auszusehen, und hatte nur immer die große Gesellschaft im Kopf.

Indem der Herr Vetter die Rechnung fertig hat, und den Streusand sucht, spring' ich gar dienstfertig hinzu, will den Sand auf's Papier streuen, greife ungeschickter Weise das Dintenfaß, statt des Sandfasses, und schütte ihm einen schwarzen Strom der besten Dinte über das zierliche Konto. — Ich glaubte, ich müßte in Ohnmacht fallen vor Schrecken; nahm in der Verwirrung und Eil mein schneeweißes Schnupftuch aus der Rocktasche, und wischte damit auf.

„Ei behüte, was treibt Ihr auch, Herr Stolprian!“ rief mir der Herr Vetter lachend zu, drängte mich mit meinem schwarz und

weißen Schnupftuch zurück, und brachte seine Sache in die Ordnung. Dann führte er mich in die Stube, wo die Gesellschaft schon beisammen war. Ich folgte ihm nach, hatte aber schon kein gutes Gewissen, und bemerkte beim Niedersehen, nicht ohne Entsetzen, einen thalergroßen Dintenfleck auf meinem weißen Seidenstrumpf am linken Bein. — „Hilf Himmel!“ seufzt' ich bei mir: „was wird die große Gesellschaft sagen.“

Die Thür des Zimmers geht auf. Ich steifer, hölzerner Bursch will mich gar gewandt und galant, zierlich und leichtfüßig stellen, hüpfe in den großen Saal hinein; mache Bücklinge hinten und vorn, kratze mit den Füßen links und rechts aus, sehe gar nicht, daß dicht vor mir eine Weibsperson steht, die im Begriff ist, eine Pastete zum Tisch hinzutragen; fahre ihr mit dem Kopf in den Rücken, daß die kostbare Pastete von der Schüssel auf den lieben Erdboden fährt, und so spazier' ich mit meinen Komplimenten und Reverenzen blindlings vorwärts, — es war mir zu Muth, als ständ' ich in einer Bataille vor dem Feind, und sollte ins Feuer rücken.

Welche Komplimente die große Gesellschaft um mich herum machte, weiß ich nicht; denn ich hatte noch nicht den Muth aufzusehen, sondern fuhr wie besessen mit Kratzfüßen, Bücklingen und gehorsamen Dienern um mich herum fort, bis ein neues Unglück meiner Höflichkeit Ziel und Grenzen steckte.

Ich war nämlich bei meinem eifrigen Komplimentiren mit den Füßen bis zur Pastete avancirt, die da lag, weil sich die Magd von ihrem fürchterlichen Schrecken noch lange nicht erholt hatte, und mit starren Augen auf das Meisterstück der Kochkunst am Boden hinblickte, ohne es aufzunehmen.

Da fährt bei einem neuen Komplimente mein dintebefleckter Fuß in die Pastete, — ich sah nichts, denn mir war vor Höflichkeit Alles blau vor den Augen geworden. Ich glitsche in dem

Pasteteuteige schmählicher, doch höchst natürlicher Weise aus, verliere mein persönliches und politisches Gleichgewicht, und falle, so lang ich bin, und ich messe fünf Schuh sieben Zoll, auf die Erde, zum nicht geringen Schrecken und Gelächter einer ganzen, großen, ehrenwerthen Gesellschaft.

Im Fallen riß ich noch zwei Stühle mit nieder, an denen ich mich halten wollte, und ein junges, artiges Frauenzimmer, das sich auf einem derselben vermuthlich niederlassen wollte, lag eben so schnell als ihr Stuhl, neben mir am Boden. — O Himmel, und das war meine Barbara!

Es erhob sich nun ein entsetzliches Zetergeschrei; und ich am Boden schrie auch. Denn da ich neben mir an der Erde, außer zwei Stühlen, noch ein Frauenzimmer liegen sah, glaubte ich fest an ein starkes Erdbeben.

Zum höchsten Glück war es kein Erdbeben, was diesen erbärmlichen Fall verursacht hatte, sondern nur, wie gesagt, eine Kälberpastete.

Wir standen auf. Der Vetter machte aus der ganzen Sache einen Spaß. Er aber hatte gut spassen. Ich hätte weinen mögen, und schämte mich fast todt. Ich stellte mich an den Ofen, und sagte kein Wort zu meiner Entschuldigung, sondern, weil Alles um mich herum kicherte und lachte, lacht' ich auch, und sah nur verstohlen nach der zerschmetterten Kälberpastete.

Man mußte sich endlich zu Tisch begeben. Der Herr Vetter war so galant, mich neben Jungfer Barbara zu setzen. Ich wäre lieber neben einem feuerspeienden Berge gesessen, als neben diesem schönen, guten Kinde. Denn es war mir wunderlich zu Muthe neben meiner künftigen Hochzeiterin. — Ich sah die große Gesellschaft am Tische nur sehr flüchtig an.

Da ward die Suppe herumgereicht. Jungfer Barbara bot mir einen Teller voll — ich konnte das unmöglich annehmen. Sie

hatte noch keine Suppe. Da gab's wieder Komplimente über die Suppe, und ich sah voraus, daß es mit den gottlosen Komplimenten wieder übel ablaufen werde. Darum bat ich das schöne Kind gar dringend, doch die Suppe zu behalten, und sah ihm bittend in die schönen blauen Augen, und sah nicht auf den Teller, und die siedend heiße Suppe floß richtig über Bärbeli's Schoos und Kleider, und da ich nun schnell die Suppe zurückzog, kam die andere Hälfte auf meinen Schoos und über meine Serviette und Kleider. Es war brüderlich getheilt. Ich vergess' es nie; es ist mir alles noch wie heut. Es war eine Krebssuppe.

Das gute Bärbchen verließ den Tisch. Ich stammelte Entschuldigungen. Man tröstete mich und gab mir einen andern Teller. Inzwischen dampften meine Beinkleider noch von der Ueberschwemmung; ich knöpfte mir, statt der Serviette, einen Zipfel vom Tischtuch in die Weste. Bärbeli hatte aber die Kleider ändern müssen. Sie kam wieder, und ich entschuldigte mich tausendmal bei ihr, so gut ich konnte.

Sobald ich sah, daß sie freundlich lächelte, ward mir auch wieder wohl zu Muth, und ich trocknete mir den Angstschweiß vom Angesicht, versteht sich, nicht mit der Hand, sondern mit dem Schnupftuch.

Aber das unglückliche Schnupftuch! — Ich hatte die Dintengeschichte rein vergessen über alles, was seitdem Wichtiges geschehen. Ich rieb mir beim Abtrocknen des Schweißes das ganze Gesicht so mit Dinte ein, daß, als ich das Schnupftuch wieder einstecken wollte, die große Gesellschaft mich verwunderungsvoll in einen Mohr verwandelt sah.

Da erhob sich abermals ein großes Gelächter und Zetergeschrei. Aus Höflichkeit schrie und lachte ich denn auch eine ganze Weile mit, bis ich merkte, daß sich die Frauenzimmer vor meinem schrecklichen Dintengesicht fürchteten. Nun sah ich erst ein, daß mich

das Schnupftuch zum Narren im Spiel gemacht hatte, und ich ein fürchterliches Aussehen haben müsse.

Erschrocken und eilfertig sprang ich vom Tisch auf, um nach der Küche zu flüchten und mich zu waschen. Da zog ich das Tischtuch, das unglückselige Tischtuch, dessen Zipfel ich in das Knopfloch der Weste unten befestigt hatte, hinter mir her. Alle Teller, Braten, Salate, Spinate, Bouteillen, Messer, Gabeln, Gläser, Fische, Rindfleisch, Löffel, Salzfäßlein u. s. f. liefen mir, wie närrisch, in der Stube nach mit großem Getöse. Die Gäste saßen mit offenem Maule, wie versteinert, da, und sahen die herrlichen Gerichte sämmtlich vor ihren Augen verschwinden, und so manchen Leckerbissen mir nachlaufen, auf den sie sich schon innerlich gefreut hatten.

Anfangs, da ich sah, wie alle Schüsseln und Teller hinter mir her waren und mich verfolgten, hielt ich's für Hexerei, bis der Herr Vetter mit beiden Beinen aufs Tischtuch sprang. Das riß den Zipfel von meiner Weste.

Ich aber in vollem Galopp, nicht mehr in die Küche, sondern die Treppe hinunter; über die Straße, und in mein Haus. Vier Wochen lang ließ ich mich vor keinem Menschen mehr sehen. Ich dachte von der Zeit an nicht wieder ans Heirathen, ohne Schwindel; und nicht an große Gesellschaften, ohne das kalte Fieber zu bekommen.

Ich lache jetzt selbst über meine Ungeschicklichkeit. Aber meine Geschichte kann manchem unserer jungen Herren, zum Beispiel zwar nicht, doch zur Warnung und Lehre dienen.

Das Katzentröglein.

In einem gewissen Dorfe, es heißt — doch nein, zu bösen Dingen muß man nicht den guten Namen nennen!

Da lebte ein Bauer, der seinen alten Vater ernähren sollte, wie der Vater auch ihn in seiner Jugend von Kindesbeinen an ernährt hatte. Der Bauer hielt seinen Vater aber schlecht, wie es leider oft geschieht, und machte ihm zuletzt ein hölzernes Tröglein, um daraus zu essen, wie man den Katzen macht.

Es kam das Kind des Bauern, und sah den Vater das Tröglein machen. „Gelt!“ sprach das Kind, „wenn ich erst groß bin, Aetti, und du so alt bist, wie der Großätti, dann will ich dir auch ein hölzernes Tröglein machen, daraus du essen kannst.“

Da schämte sich der Bauer, und ließ seinen Vater aus ordentlichem Geschirr speisen, und dachte an den heiligen Spruch: du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir es wohl gehe, so lange du lebest auf Erden.

Hänschen, zieh' das Käppchen ab.

„Hänschen, zieh' das Käppchen ab!“ sagte allemal des Schneider Balzers Wittwe zu ihrem kleinen Sohn, wenn ein Fremder durchs Dorf ging. Und Hänschen nahm das Käppchen ab, und gewöhnte sich, gegen Jedermann, vornehm oder gering, immer freundlich und dienstfertig zu sein.

Die andern Bauern im Dorfe waren aber grob, wie Bohnenstroh; und die Jungen waren es, wie die Alten. Das war nicht fein.

Höflichkeit ist eine leichte Waare; sie kostet uns nichts, und macht uns alle Menschen zu Freunden. Grobe Leute liebt Niemand, Jeder verachtet sie, auch wenn sie steinreich wären. Man pflegt sie, verblümter Weise, Flegel zu nennen, und das von Rechtswegen. — Freundliches Wesen und Dienstfertigkeit ist der Schlüssel zum Herzen aller Menschen.

Wenn ein fremder Herr ins Dorf kam, war Hänschen immer der Erste, welcher lächelnd grüßte. Die andern Bauern standen

indessen da, wie Brunnenpfähle, und konnten die Kappe oder den Hut nicht vom Kopfe bringen, als wären sie angepicht.

Es kam wohl zuweilen, daß ein Fremder nach dem Wege fragte. Statt ordentlich zu antworten, standen die Bauern stumm und dumm da, und sahen sich wohl einander an, oder lachten und machten alberne Gesichter, wie Gänse, wenn's donnert. Hänschen aber war gleich bei der Hand, antwortete und begleitete den Fremden selbst auf den Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür ärntete er manchen freundlichen Dank ein, denn Almosen zu nehmen schämte sich Hans.

Das gefiel der Mutter, die eine verständige Frau war, und sie sprach: „Du hast Recht! Könige und Fürsten grüßen ihren geringsten Unterthan freundlich, warum soll ein Bauer nicht desgleichen thun? Wenn ich durch ein Dorf gehe, wo die Leute ungefällig und grob sind, keinen grüßen, keinem beistehen, da denk' ich immer: hier gehen die Bauern bei ihren Ochsen in die Lehre, und der Stier ist ihr Schulmeister. Rindvieh in der Stube, und Rindvieh im Stall, die machen das Heu theuer!"

Nun, was geschah?

Hans war sechszehn Jahre alt, stark und groß, und half seiner Mutter durch Taglohn das Brod verdienen, so er mit ihr theilte. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn Jedermann lieb.

An einem Sonntag saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause an der Landstraße. Da kam des Weges ein alter Herr aus der Stadt, welcher spazieren ging. Ein besoffener Bauer ging ihm entgegen, fluchte und schwor lästerlich, und wollte mit dem alten Herrn tanzen. Da lachten die andern Bauern aus vollem Halse; aber keiner ging, den Fremden vor den Beleidigungen des Trunkenbolds zu schützen. Da sprang Hans hin, warf den Besoffenen auf die Seite, und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er begehrte.

Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Karossen voller Herren und Frauenzimmer. Die Bauern saßen da und gafften und sperrten die Mäuler auf, als sollten ihnen Kutsche und Pferde da hinein fahren. Endlich sagte einer: „Das ist gewiß der Oberherr, der zum Schlosse fährt!“ — Da zogen sie alle, einer nach dem andern, den Pfanndeckel vom Kopf, obgleich die Wagen schon längst vorbei waren und am Schlosse hielten. Nun gingen sie hin, und gafften aus der Ferne, wie die Schafe, wenn ein fremder Hund kömmt.

Da sahen sie den alten Herrn vom Pfarrer begleitet zum Schloß gehen, und Hans neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher seit vielen Jahren in fremden Kriegsdiensten gestanden und nun zurück kam.

Er behielt den höflichen Hans sogleich bei sich, kleidete ihn ganz neu und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Hans aber wußte durch seine Dienstgefälligkeit so Aller Herzen zu gewinnen, und er war dabei so brav und treu, daß der alte Oberherr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte, und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Sogar, als der alte Herr sterben wollte, vermachte er seinem lieben Verwalter im Testament eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Hans heirathete, war sparsam und ist nun der reichste Bauer in seinem Dorfe geworden. Dies Glück hat er seiner Artigkeit und Dienstbeflissenheit zu danken. Alle Bauern wußten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Nützt es nichts, so schadet es nichts, dachten sie.

Und wenn noch irgend ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie Alle, wie Hansens Mutter: „Hänschen, zieh' das Käppchen ab!“ — Und es half.

Anmuthige Historie von den drei Söhnen eines Bettlers, die endlich reiche Herren geworden sind.

Es gibt allerlei Arbeiten, die der ärmste Bauersmann ohne Mühe anfangen kann, um sein Brod zu verdienen und Weib und Kind zu ernähren; wer nur aufmerksam, fleißig und sparsam ist, der verdirbt in der Welt nicht. Das beweiset die Geschichte von Hansjörg Schmid.

Der alte Hansjörg war ein Bettler, der in Kriegsdiensten das rechte Bein verloren hatte. Er ging noch vor mehrern Jahren von Haus zu Haus in den Dörfern am Bodensee, bald zu Fischbach, bald zu Salmannsweiler und so weiter, um Brod zu heischen. — Jetzt aber sitzt der alte Hansjörg als ein reicher Mann im Lehnstuhl; und die Leute wundern sich seiner, und Niemand weiß, woher er es hat. Da sagt der Eine: er hat einen Schatz gefunden! — Nein, schreit der Andere, der Drache hat es ihm durch den Kamin gebracht! Nein, schreit der Dritte: er hat mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen! — Und ich sage: Ihr seid alle insgesammt einfältige Tröpfe. Ich will's euch besser sagen.

Hansjörg hatte drei Söhne, die er, trotz seiner Armuth, in christlicher Tugend auferzog, und durch die Güte des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters unentgeldlich in die Schule schickte.

An einem heißen Tage saß Hansjörg auf dem Felde, und theilte mit den drei Knaben sein Brod.

„Buben!" sagte Hansjörg: „Ihr seid groß genug, und könnet mit Arbeiten euer Brod selbst verdienen. Aber betteln dürfet ihr nicht, denn Bettelbrod ist bittere Noth; Diebesbrod bringt Galgentod! — Du da, Peter, bist vierzehn Jahre alt, hast zwei gesunde Augen — such dir Arbeit! — Du, Gabriel, bist dreizehn Jahre alt, hast zwei gesunde Arme, geh und schaff! —

Du, Veit, bist eilf Jahre alt, hast gesunde Beine, lauf nach deinem Brod!"

Da riefen alle verwundert: Vater, wo sollen wir Brod suchen, ohne es zu betteln?

Hansjörg antwortete und sprach: „Ob wir gleich in der Welt nicht eigen Haus und Hof haben, eigen Wald und Gärten, so fällt doch manches hin, was Keinem gehört, und was Keiner will und daraus machet Geld. Ich will's euch aber lehren; denn viele Hundert verstehen dies Kunststück nicht. Und wenn ihr euch damit Geld erworben habt, so sammelt es, und verzehrt es nicht. Bringet ihr es nur erst dahin, daß ihr alle Tage gegessen und getrunken habt und alle Tage nur einen Batzen erübriget von eurem Verdienst: so hat jeder von euch in einem Jahr schon vierundzwanzig Gulden gewonnen. In zehn Jahren sind das schöne zweihundert und vierzig Gulden."

Darauf führte Hansjörg seine drei Söhne durch Dorf und Stadt und Feld und Wald.

Er ließ sie alle große Beine und Knochen sammeln, die weggeworfen waren, und an geschickte Dreher verkaufen, die dergleichen zu mancherlei verarbeiteten. Desgleichen lasen sie alles alte Glas in großen Säcken zusammen, und verkauften es an die Glaser. Im Sommer brachten sie große Päcke von gesammelten Reckholderbeeren, Salbei, Rosenblättern, Hollunderblüthen u. dgl. in die Apotheken, und wurden schön bezahlt, und bekamen frische Bestellung. Alle Kühhaare sammelten sie, und wieder Roßhaare, wo solche zu finden waren, und auch Menschenhaare, besonders lange. Hatten sie einen Haufen beisammen: so trugen sie die Kühhaare zu den Tapezierern, die Roßhaare zu den Sattlern, Stuhl- und Wagenmachern, die Menschenhaare zu den Perrückenmachern, die dergleichen brauchen: und das Alles brachte Geld ein, und war doch nur im Vorbeigehen ge-

sammmelt. Eben so suchten sie Schweinsborsten zusammen für Bürstenbinder, alles Gedärme von geschlachtetem Vieh, so sie fleißig auswuschen, trockneten und den Saitenmachern brachten, die dergleichen gern kaufen. Wo man ihnen Asche gab, schleppten sie solche zusammen, da waren denn immer Seifensieder und andere Handwerker, die sie gern hatten. — Wollene und leinene Lumpen hoben sie sorgfältig auf; je größer ihr Haufen war, den sie an den Papierer verkauften, je dicker schossen die Batzen aus dessen Taschen hervor. — Ja keine Feder, die zur Bettfeder taugte, keine Feder aus einem Gänseflügel, die zur Schreibfeder taugte, durfte verloren gehen. Und ging es gleich damit langsam, so kamen doch nach Monaten ansehnliche Bündel unvermerkt zusammen.

Im Herbst nun gar gab's für die drei Knaben vollauf zu thun. Wo es erlaubt war, suchten sie alles wilde Obst zusammen, woraus verständige Haushaltungen Essig, Most und andere nützliche Sachen bereiten; im Walde suchten sie eine außerordentliche Menge von Samen der Eichen, Buchen, Hagebuchen, Birken, Erlen, Ulmen u. dgl. zusammen, der ihnen von den Oberförstern und den Samenhändlern theuer bezahlt ward. Unter den wilden Kastanienbäumen lasen sie die Kastanien in ihre Säcke auf, ließen sie in einer Mühle mahlen, wo man sie zwar auslachte, weil der Müller meinte, sie wollten das Mehl von diesen bittern Kastanien essen, die kein Thier und kein Mensch genießen mag. Aber die kleinen Söhne des Hansjörg ließen den Müller lachen, und verkauften ihr Kastanienmehl schön an die Buchbinder, Tapezierer und andere Handwerker zu Kleister und Pappe. — Und wenn es nichts zu thun gab: so wuchsen doch nach einem warmen Regen Pilze und Schwämme für die Leckermäuler in der Stadt; oder es gab Moos (Miesch) zu scharren, an der Sonne wohl auszu-

dörren, und an die Kaufleute zum Packen, zum Sesselausklopfen und andern Dingen zu verhandeln.

Im Winter beschäftigten sich die Kleinen damit, Besen zu binden, aus Weidenruthen zierliche Körbe zu flechten, oder alte auszubessern, oder von Stroh Teller und Körblein zu flechten (darin war der alte Hansjörg Meister), oder Sessel zu flechten.

Genug, das Haus des armen Mannes, bei welchem Hansjörg mit seinen Söhnen wohnte, war wie ein großes Magazin von allerlei Zeug, daß es kaum Platz hatte. Denn die Knaben schleppten alle Tage, die Gott werden ließ, von links und rechts zusammen, wie die kleinen Vögel, welche sich ein frisches Nest bauen wollen. Sie wurden nach und nach mit ihren Kaufleuten immer bekannter, wußten, wie man die Waare am liebsten hatte, und wurden dabei immer geschickter.

Als nun das Jahr zu Ende war, rechnete Vater Hansjörg zusammen, und siehe, es ergab sich, daß die drei Knaben etwas mehr als einen Batzen des Tages zusammengearbeitet hatten. Denn in der Kasse lagen von allem Verkauften, wobei es dann und wann von den Herren in der Stadt noch ein artiges Trinkgeld gegeben hatte, hundert und vier Gulden dreiundzwanzig Kreuzer.

Hansjörg trug die Summe sogleich zu einem angesehenen Kaufmann und that sie auf Zins aus. Das freute die drei Knaben, denn sie hatten in ihrem Leben nicht so viel Geld beisammen gesehen. Freilich hatten sie noch viel schlechter gelebt, denn sonst, wo sie heischen gingen; aber das mühsam erworbene Brod schmeckte ihnen viel süßer. Ja, riefen sie lustig am Neujahrstage:

Bettelbrod ist bittre Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod;
Aber Arbeit segnet Gott!

Nun gings frisch ins folgende Jahr hinein. Man ward wieder fleißig. Hansjörg ging nicht mehr betteln, sondern bestellte das

Hauswesen, ging zu Lohgerbern, Seifensiedern, Samenhändlern, und half die Waaren besser an Mann bringen.

Nach vier sauern Jahren hatte er die Freude, beim Kaufmann schon sechshundert und vierzehn Gulden untergebracht zu haben.

Aber nun waren die drei Buben größer, und es gab unter ihnen allerlei Hader. Bald hatte der Eine zu wenig gearbeitet, bald der Andere zu wohlfeil verkauft, bald der Dritte wo einen Schoppen Weins getrunken.

Da Hansjörg den Zank nicht leiden wollte, sprach er: „Ich gebe jedem von euch hundert Gulden. Ihr taugt nicht beisammen. Geht in die Welt; arbeite jeder für sich. Das übrige Geld bleibt bei unserm Kaufmann für den Fall der Noth euch aufgehoben, und soll alljährlich der Zins zum Kapital geschlagen werden."

Da drückten die Brüder einander die Hand, und sprachen zum Hansjörg: Lebet wohl, Vater! Peter ging gegen Morgen, Gabriel gegen Abend, Veit gegen Mitternacht.

Und Hansjörg erfuhr nie wieder von seinen Söhnen; sie blieben verschwunden, und es gereuete ihn, sie alle fortgeschickt zu haben, denn er ward alt und schwach. Aber er rührte das Geld seiner Kinder nie an bei dem Kaufmann, sondern ließ sich das Kapital durch die darauf geschlagenen Zinsen mehren. Er ging wieder heischen von Haus zu Haus, und man gab dem alten lahmen Hansjörg wohl gern, so lange er fordern konnte.

Aber endlich konnte er nicht mehr fordern, denn er war krank, und war schon zweiundsechszig Jahre alt. Die Leute, die ihn kannten, schickten ihm wohl von Zeit zu Zeit einige Lebensmittel. Doch die Gemeinde, in welcher er seit vierunddreißig Jahren gewohnt hatte, verstieß ihn unbarmherzig, weil er ein Fremder war. „Er soll uns nicht zur Last fallen!" sagten die Bauern: „in vierzehn Tagen muß er zum Dorf hinaus!"

„Ich weiß nirgends hin!“ antwortete Hansjörg: „doch zur Last will ich keinem fallen. Jetzt ist Noth am höchsten!“

Darauf schrieb er an den Kaufmann in die Stadt einen Zettel. Und in den Brief schrieb er: „Sendet mir dreihundert Gulden von meinem Kapital, denn ich bin alt und schwach, und von meinen armen Kindern hab' ich schon seit vierzehn Jahren nichts vernommen! Sie leben nicht mehr. Ich folge ihnen bald in die Ewigkeit!“

„Ihr seid reich genug!“ antwortete der Kaufmann, denn Euer Geld hat sich über zweitausend Gulden nach und nach vermehrt. Hiemit sende ich dreihundert Gulden.“

Als das Geld ankam, rissen alle Bauern im Dorfe die Augen weit auf, und thaten wieder freundlich zu Hansjörg, und jeder sagte: der lahme Kerl kann hexen.

Doch Hansjörg war bei seinen dreihundert Gulden nicht froh; er sehnte sich zu sterben, um bald wieder zu seinen drei Söhnen zu kommen, die er für gewiß todt hielt, und längst im Himmel vermuthete. Er war oft sehr niedergeschlagen.

„Ich werde allein sterben!“ sprach er: und an meinem Todtenbette wird kein mitleidiges Auge weinen; und meine brechenden Augen wird nicht die weiche Hand eines geliebten Sohnes zudrücken. Hätt' ich nur wenigstens den kleinen Veit behalten!“

Doch Hansjörg starb nicht, ward vielmehr wieder gesund, und pflegte sich im Alter gar wohl, und that sich alle Woche einmal am Sonntag im Wirthshaus beim Schoppen Wein gütlich.

An einem schönen Sonntag Abend saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause unter der alten blühenden Linde. Hui, kömmt wie alle Wetter ins Dorf gesprengt ein Bedienter zu Pferd, in rothem Scharlach gekleidet, mit silbernen Tressen daran.

Er hielt vor dem Wirthshaus still, und fragte mit lauter Stimme: wohnt hier im Dorfe der Herr Hans Georg Schmid?

Die Bauern verwunderten sich und sprachen: „Ja freilich. Er trinkt sein Schöppli unter der alten Linde."

Da dreht der Bediente das Roß um, und schnell wieder zurück im vollen Galopp. Und die Bauern gingen alle zum Hansjörg und erzählten, was sie gehört und gesehen, und riethen hin und her, was es bedeuten könne?

Siehe, da kamen zwei prächtige Kutschen ins Dorf, und hielten vor der Wohnung des Hansjörg still. Dann stiegen drei junge Herren und zwei schöne Frauenzimmer in reichen Kleidern heraus, und alle fielen mit offenen Armen an den Hals des alten Hansjörg, der nicht wußte, wie ihm geschah.

„Vater, kennet Ihr uns nicht?" rief der älteste: „ich bin Euer Peter, und dermalen ein Spezerei- und Gewürz-Händler in Warschau (einer großen Stadt in Preußisch-Polen), und dieses Frauenzimmer ist meine Frau!"

Darauf sprach der zweite Herr: „Und ich bin Euer Gabriel, und dies ist meine Frau, und habe bisher großen Kornhandel in Warschau getrieben." Nachher sprach der dritte: „Und ich bin Euer Veit, und komme aus Ostindien, wohin ich dreimal mit allerlei Waaren reisete, und habe aus den Zeitungen den Aufenthalt meiner Brüder erfahren, und mir ein Landgut bei Warschau gekauft. Nun kommen wir, und wollen Euch mit uns nehmen und Eurer im Alter pflegen."

Da weinte der arme Hansjörg Freudenthränen am Halse seiner vielgeliebten Kinder, und er segnete sie und ihre Weiber.

„Ja," riefen die Söhne: „Ihr müsset bei uns wohnen, denn nur Euch sind wir unser Glück schuldig. Hättet Ihr uns nicht gelehrt, Moos und Lumpen, Knochen und Haare, Kräuter und Federn, Baumsamen und Rosenblätter u. dgl. sammeln und benutzen: so wären wir noch heute arme Bettler. Aber wir haben Euern Spruch uns oft vorgebetet, wenn's uns sauer ward:

Bettelbrod ist bittre Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod;
Aber Arbeit segnet Gott!

und dann ging's!"

Also sprachen die frommen Söhne, und nahmen ihren hochbeglückten Vater mit sich, und vermachten das Geld, so er beim Kaufmann hatte, an die Gemeindskasse zur bessern Besoldung des Schulmeisters, und lebten alle froh und vergnügt.

Da standen die Bauern da, und sperrten die Schnäbel auf, und wußten nicht, wie das Ding zugegangen; und der Klügste von den Dummen sagte, indem er bedenklich den hohlen Kopf schüttelte: „der Hansjörg muß mit dem Teufel einen Bund haben, wie könnte er sonst zu so vielem Reichthum kommen?"

Noch eine schöne und wahrhafte Geschichte von einem Schweinehirten, der durch seine Höflichkeit zu hohen Ehren gelangt ist.

Bei einem Dorfe in der Marchgrafschaft Ancona lebten ein Paar arme Bauersleute, die hatten einen Sohn, der hieß Felix. Dieser Knabe hatte zwar guten Verstand; weil er aber sehr arm war, mußte er die Schweine im Felde hüten.

Felix ward von seinen Aeltern immer angehalten, gegen Jedermann zuvorkommend, gefällig und freundlich zu sein. Die andern Knaben im Dorfe verachteten aber den Schweinehirten, und waren grob.

Als Felix eines Tages seine Heerde hütete, kam des Weges ein Barfüßermönch, der durch den Wald einen Wegweiser begehrte. Weil es aber schlechtes Wetter war, so sagten die andern Knaben mit ihrer gewöhnlichen Grobheit: „Nein, ich gehe nicht!" Da

sprang Felix hervor, grüßte freundlich und bot sich zum Wegweiser an.

Da der Mönch unterwegs aus den klugen Antworten des Knaben seinen guten Verstand wahrgenommen, hat er ihn mit sich in sein Kloster geführt, und mit Bewilligung der Aeltern in seinen Orden aufgenommen.

Felix studierte jetzt fleißig, und ungeachtet er bald einer der gelehrtesten von allen Mönchen wurde, erhob er sich doch nicht mit Stolz, sondern blieb demüthig, höflich und dienstfertig. Dies machte, daß ihn alle, die ihn kannten, lieb gewannen, und so wurde er von einer Ehrenstelle zur andern erwählt, bis er endlich sogar Bischof und zuletzt Kardinal wurde. Endlich, da der Papst starb, wurde er einhellig am 24. April 1585 zum Papst erwählt in Rom. Und er hatte unter dem Namen Sixtus V. mit großem Ruhm regiert.

Die Bauern, welche von dem Glück des ehemaligen Schweinehirten hörten, kratzten sich hinter den Ohren, kratzten aber wenig Verstand heraus, sondern blieben, was sie waren, ungehobelt und ungeschliffen.

Diese Geschichte lehrt, wie oft ein kleiner Umstand unser Glück machen kann, und wie die Höflichkeit das erste Mittel ist, sich unter den Menschen beliebt zu machen.

Höflichkeit besteht aber nicht allein darin, daß man die Kappe abnimmt, Kratzfüße und einen krummen Buckel macht, sondern darin, daß man gegen Jedermann freundlich ist, alle unanständigen Reden meidet, sich zu jeder Gelegenheit bereitwillig finden läßt, und an Dienstfertigkeit alle Andern zu übertreffen sucht.

Ihr Knaben, denket oft an den Schweinehirten, der zuletzt Papst ward, und an Hansens Käppchen!

Und ihr Alten, ermahnet die Jugend zur Höflichkeit, und gehet ihnen mit gutem Beispiel vor, wenn ihr nicht schon zu steif seid.

Abraham Nothnagels Heirathsgedanken.

Lieber Freund!

Du weißt für mancherlei Dinge Rath und That, das muß ich gestehen. Ich hab' auch eine Sache auf dem Herzen, die mich sehr drückt, und ich hoffe, du wirst mir deinen Beistand nicht versagen.

Die Sache selbst hängt folgendermaßen zusammen. Ich bin jetzt fünfundvierzig Jahre alt, verstehe meine Profession, habe gute Kundsame, und mancherlei andere Eigenschaften, die nicht zu verachten sind. Ich weiß mich wohl zu kleiden, bin jederzeit wie geschniegelt und gebiegelt; habe schöne Bücher gelesen von meinem Nachbar, dem Buchbinder; und schon seit mehr denn zwanzig Jahren behaupten alle Töchter unsers Orts, ich tanze allerliebst.

Nun verlautet es sich oftmals, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei, und so weiter. Meine Mutter hat mir auch gesagt, ich wäre groß und verständig genug, und so weiter; und ich glaub' es selbst. Ich bin erst fünfundvierzig Jahre alt und noch Junggesell und so weiter.

Mit einem Wort, ich bin drauf und dran, mich zu verändern; ich will, soll und muß heirathen; ich will kein alter Junggesell werden, und mag kein Hagestolz bleiben, es gehe, wie es wolle.

Schon seit zwei Jahren treib' ich mich mit Heirathsgedanken herum, — ich habe schon ordentlich Sturm gelaufen, und ich kann nie zur Heirath kommen. Hurr und schnurr nimmt der Eine hier, der Andere dort eine Tochter fort; und die Musik geht an, und die Hochzeit ist fertig. — Aber ich Unglücksvogel bleibe immer auf der alten Stelle; ich habe oft schon vor Wuth meine bittern Thränen geweint. Allein was hilft's!

Jedermann behauptet, nichts in der Welt sei leichter, als eine Frau zu bekommen. Ich aber gestehe, es ist mit dem Heirathen

eine wahrhaft halsbrechende Arbeit, und wenn ich nicht schon über meine Versuche, ein Weib zu bekommen, alle Rippen zerbrochen habe, ist meinerseits dem Himmel nicht genug dafür zu danken. Meine Verzweiflung ist aufs höchste gestiegen — wenn mich meine Mutter nicht plagte, hätt' ich schon alle Heirathsgedanken aufgegeben. Ich denke nie ohne Schaudern daran, wie ich endlich noch Hochzeiter werden wolle? — Ich wollte lieber Dachdecker werden, oder auf den höchsten Eisberg der Schweiz klettern, wohin kein Gemsthier gelangt, oder auf dem Knopf unsers Kirchthurms einen Menuet tanzen, als mich um ein Mädchen bewerben. Es muß aber doch einmal sein!

Jetzt weißt du, wo mich der Schuh drückt. Du weißt auch, worin du mir zu rathen und zu helfen hast. Damit du aber mit mir ganz im Reinen seist, will ich dir die ganze Geschichte meiner entsetzlichen Heirathsschicksale, Wort für Wort, erzählen. Die Haare werden dir dabei zu Berge stehen, und alle Welt, die es hört, wird dabei rufen: „O der arme Abraham Nothnagel!"

Vor zwanzig Jahren war ich meines Wissens fünfundzwanzig Jahre alt, war Meister, hatte drei Gesellen, Arbeit und Verdienst vollauf, und alle Bürgerstöchter nickten mir freundlich mit dem Kopf, wenn ich kam, und sahen mir lächelnd in die Augen, als wenn sie mich über etwas fragen wollten.

Wie hat sich doch die böse Welt seitdem geändert! Die Töchter sind heutiges Tages nicht mehr so höflich, so freundlich, so zärtlich, so gütig, so gefällig, so liebenswürdig, wie vor fünfundzwanzig Jahren. Kein Wunder, wenn uns der Himmel Krieg, theure Zeit, Erdbeben, gelbe Fieber schickt; denn die Leute werden alle Tage verderbter, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Als ich nun, wie gesagt, fünfundzwanzig Jahre alt war, sagte die Mutter: „Hämmeli, schau' dich um unter den Töchtern des Landes! Aber wähle dir eine Frau, mit der du Ehre einlegst.

Du bist wohlhabend, und jung und hübsch, du kannst es ja haben."

Ich hatte damals schon schöne Bücher und rührende Romane gelesen, und ich wußte, was zu einer guten Frau gehört. Ich beschloß demnach, keine zu heirathen, als die Vollkommenste. Ich schrieb mir ihre Eigenschaften auf, damit ich nichts vergäße und brachte endlich zwölf Kardinaltugenden zusammen, die meine künftige Braut haben müsse.

Demnach sollte sie sein 1) bildschön; 2) tugendhaft, wie ein Engel; 3) reicher als ich; 4) fein jung, damit ich sie selbst noch nach meinem Geschmack bilden könne; 5) von frischer Gesundheit; 6) sehr fromm; 7) die beste Haushälterin; 8) nicht zänkisch, sondern von immer guter Laune; 9) nicht widerspenstig, sondern demüthig und ergeben; 10) nicht einfältig, sondern witzig und geistreich; 11) nicht putzsüchtig, sondern sparsam; 12) nicht flatterhaft, sondern, außer mich, sollte sie alle Männer unerträglich finden; auch sollte sie, außer mich, noch keinen andern Liebhaber gehabt haben.

So sollte meine künftige Braut beschaffen sein. Alle Welt muß gestehen, daß ich als ein vernünftiger Mann nicht zu viel gefordert habe.

Und ich suchte zwanzig Jahre lang, und konnte keine einzige Tochter nach meinem Geschmack finden; keine einzige hatte die zwölf Kardinaltugenden einer guten Ehehälfte beisammen. Die Schöne war arm, die Reiche war nicht schön, die Witzige plapperte mir zu viel, die Fromme war zu alt, die Junge hatte zu viel Eigensinn.

Summa Summarum, ich suchte zwanzig Jahre umsonst, und bekam keine Frau, und die rechtschaffenen Leute in der Stadt beklagten mich mit Recht, und sagten: „O der arme Abraham Nothnagel!"

„Hämmeli!“ sagte meine Mutter: schau' dich um unter den Töchtern des Landes. Es ist hohe Zeit!“

Daß es hohe Zeit sei, hatte ich schon selbst bemerkt seit zwanzig Jahren. Ich legte meinen Zettel mit den zwölf Kardinaltugenden auf die Seite, und dachte: Abraham Nothnagel, wähle dir die reichste Tochter der Stadt. Geld ersetzt die andern fehlenden eilf Kardinaltugenden, Geld macht klug, bringt Ehre, gibt Weisheit, macht das Häßliche schön.

Ich traf demnach die ernsthaftesten Anstalten, auf die Heirath auszugehen. Die Tochter des reichen Kaufmanns Knoller war sehr liebenswürdig, denn sie hatte ein Vermögen von zwölftausend Gulden, ungerechnet, was sie noch vom Vater zu hoffen hatte. Damit war etwas anzufangen.

Ohne anders ward ich gegen die Jungfer Knoller sehr zärtlich. Ich machte mit ihrem Vater Geschäfte, und bekam freien Zutritt in sein Haus. Alles ging gut von statten. Aber es ward mir entsetzlich schwer, der Jungfer Knoller die eigentliche Ursache meiner Besuche zu gestehen — zehnmal hatt' ich's auf der Zunge, ihr zu sagen, ich möchte sie gern heirathen — aber das Ding ging nicht. Ich ward immer feuerroth im Gesicht, wenn ich von dem Kapitel anfangen wollte — sie war aber sehr leichtfertig, und ich merkte wohl, sie habe jemand anders, als mich, im Sinn, nämlich den jungen Abel, einen Kaufmannssohn.

Ich wandte mich also an Herrn Knoller; mit dem hatte ich schon mehr Muth zu reden. Ich hielt um seine Jungfer Tochter an. Er fragte mich, wie groß mein Vermögen sei? Ich sagte es ihm. Da bekam der gute Mann seinen Husten, daß er kaum ein Wort erwiedern konnte. — Er konnte endlich so viel hervorbringen, daß ich erst mit seiner Tochter reden müsse.

Das war nun ein schweres Stück Arbeit für mich. Doch den nächsten Sonntag zog ich meinen pfirsichblüthenen Rock, mit Perle=

mutterknöpfen, an, und ein schön gesticktes Gilet; desgleichen weißseidene Strümpfe, und setzte meinen neuen dreieckigen Hut recht unternehmend auf.

So ging ich am Sonntag Abend zur Jungfer Knoller, denn ich wußte, sie sei allein, und der Vater nicht daheim. Ich sprach mir allen möglichen Muth zu. Aber schon vor der Hausthür überfiel mich ein gewaltiges Zittern, wegen dessen, wie ich's zu sagen hätte? — Es war schon beinahe dunkel.

Als ich ins Haus trat, siehe, da standen Jungfer Knoller und Herr Abel beisammen. Beide waren sehr verlegen bei meiner Ankunft, wurden aber bald wieder gesprächig. Im Hausgang hing die große Waarenwage, davon die eine Wagschale bis auf den Boden, die andere aber an ganz kurzen Seilen hoch in der Luft hing.

„Wer von uns ist schwerer?“ sagte Jungfer Knoller muthwillig zu mir, und stellte sich in die tiefhängende Schale zwischen die Seile, trat wieder heraus um die andere aus der Höhe niederzulassen, damit ich hinaufkriechen könne.

Es war ein wunderlicher Einfall — aber ich verstehe Scherz. Die Wagschale hing mir noch zu hoch. Herr Abel hob mich empor; ich kroch hinauf, und setzte mich klein und zusammengekrümmt hinein. Herr Abel legte in die andere Wagschale einen halben Zentner, und wieder einen. Das zog mich hinauf bis an die Decke.

„Um des Himmels willen!“ rief ich: „Ich bin sehr schwindlicht!“ Jungfer Knoller und Herr Abel lachten aus vollem Halse, und gingen davon, kamen nicht wieder zum Vorschein, und ließen mich hoch in der Luft hängen.

Der Spaß war sehr unartig. Herabzuspringen war nicht rathsam; es hätte einen Beinbruch geben können. Schreien wollt' ich nicht, denn was hätten die Leute denken können! — Ich machte mir's freilich in der fatalen Lage so bequem als möglich; aber

krumm mußte ich doch sitzen. — Nie war ein Liebhaber in betrübterer Lage.

Es vergingen einige Stunden. Ich machte in diesen beklemmten Umständen sehr nützliche und ernsthafte Betrachtungen über das Heirathen, und schwor in meinem Herzen, nie wieder das verwünschte Haus zu betreten.

Endlich, da keine Seele erschien, mich aus der Höhe meines Leidens zu retten, übermannte mich die Verzweiflung. Ich kroch hervor, hing mich mit den Händen an die Seile, und wollte auf gutes Glück einen Sprung ins Finstere herunter wagen.

Indem ich da hing, und mit den Beinen zappelte, ging die Hausthür auf. Es kam jemand herein, und trat im Dunkeln so zwischen meine Beine, daß ich auf seine Schulter zu sitzen kam. Ich benutzte die vortreffliche Gelegenheit, mich niederzulassen. Der Mann, auf welchem ich ritt, fiel mit lautem Geschrei zu Boden; ich fiel auch, und verlor meinen Hut. Ich griff im Dunkeln darnach, bekam eine Perrücke, und lief mit ihr davon in der Angst, denn der Mann schrie entsetzlich: Diebe, Mörder!

An der Perrücke, da ich sie beim Licht besah, erkannte ich, daß ich auf Herrn Knoller geritten hatte, welches mir wahrhaftig leid that.

Am folgenden Tage schickte mir seine Jungfer Tochter meinen Hut und einen Zettel, mit den Worten: „Herr Abraham Nothnagel ist gewogen und zu leicht befunden worden.“ — Vier Wochen nachher hatte sie Hochzeit mit Herrn Abel.

Wem hätte nach solchem Kreuz und Herzeleid nicht die Lust zum Heirathen vergehen sollen? — Aber ich machte mich herzhaft zum zweiten Mal ans Werk, wo es mir leider noch zehnmal ärger ging, und man mit Recht rief: „O der arme Abraham Nothnagel!“

Ich machte der Jungfer Anne-Liese Schnips meine Auf-

wartung. Sie war freilich nicht reich, aber schön. Ihr einziger Fehler war, daß sie dies wußte, gar zu gern in den Spiegel sah, von der Haushaltung wenig verstand, desto mehr aber von den neuen Moden. Sie war die Tochter eines Hutmachers. Geschwind kaufte ich mir einen neuen dreieckigen Kastorhut, und die Gelegenheit war gemacht, öfters bei ihren Aeltern einzukehren.

Freilich merkte ich wohl, daß ich nicht der Einzige war, welcher der schönen Anne-Liese den Hof machte; aber dennoch hatt' ich alle Ursache, zu hoffen, sie einst als meine Braut heimzuführen. Im Sommer gab ich ihr und ihren Aeltern kleine Lustfahrten aufs Land, und sobald der Winter anfing, führte ich das Schätzchen zum Tanz, wo es nur zu tanzen gab. Sie nannte mich auch immer: „ihr liebes Rothnägelchen." Ich verspottete meine Nebenbuhler alle, und es hätte nicht fehlen können, wenn nicht der kläglichste Zufall von der Welt mein Heirathsprojekt wieder zu Schanden gemacht hätte.

Acht Tage nach Neujahr hatte eine Freundin Hochzeit. Ich war mit meinem Vetter, dem Tischmacher, zum Tanz eingeladen. Anne-Liese wollte mit Niemandem tanzen, als mit mir.

Da ich des Abends zu meinem Vetter kam, war er noch nicht angekleidet. Ich wartete also. Seine Kinder spielten indessen mit meinem neuen Kastorhut; ich bemerke es nicht. Aber, o Unglück! die ungezogenen Buben schütteten in den Hutkopf ein Häslein aus, worin Harz auf dem warmen Ofen flüssig geworden war, und so bekam ich den Hut in die Hand, ohne zu wissen, daß er von innen mit dem verdammten Harze ganz ausgeschmiert war.

Ich setzte den Hut ohne Argwohn auf. Wir eilten zur Hochzeit. Es war schon spät. Dabei war es ungemein kalt.

Die Geigen ließen sich schon aus der Ferne lustig hören. Ich freute mich, mit Anne-Liese zu tanzen. „Diesmal, oder nie er-

obere ich ihr Herz!" sagte ich zu mir. Ich war aufs zierlichste gekleidet, frisirt und gepudert.

Man hatte uns schon lange erwartet. Die Braut-Aeltern drängten uns in das Zimmer hinein, wo getanzt wurde; ich hatte nicht einmal Zeit, zu grüßen, und den Hut abzuziehen.

Aber, hilf Himmel! Jeder denke sich mein unaussprechliches Entsetzen, als ich mein Kompliment gegen die anwesende Ehrengesellschaft machen will, und den verwünschten Hut nicht vom Kopfe bringen kann! Ich mache einen Kratzfuß um den andern, sage alles Höfliche und Artige, was ich weiß, arbeite und ziehe an dem Hut, und der sitzt wie angenagelt fest, und ist nicht von der Stelle zu bringen.

Man sieht meine seltsame Noth. Die Gäste umringen mich alle. Ich ziehe, ich zerre; der Filz aber und mein Kopf bleiben so unzertrennlich, als hätten sie sich ewige Liebe und Treue bis in den Tod geschworen. Ich begriff nicht, wie das Ding zuging.

„Mein Gott, nichts natürlicher als das!" sagte einer von den Herren. „Sie sind wohl stark gelaufen, Herr Nothnagel?"

— Ja freilich. —

„Und sind in Schweiß gekommen?"

— Ja freilich. —

„Und es ist draußen fürchterlich kalt?

— Ja freilich. —

„Nun denn, da haben wir's," sagte der Herr: „der Hut ist Ihnen unglücklicher Weise fest an den Kopf gefroren. Stellen Sie sich nur an den Ofen."

Beinahe glaubt' ich das selbst, und war ganz verwirrt. Man stellte mich mit meinem angefrornen Hut an den heißen Ofen. Man hörte auf zu tanzen, man umringte mich; die Leute lachten, wie die Narren, über meinen Hutfrost. Ich lachte aus lauter Höflichkeit von ganzem Herzen mit, und zerbrach mir den Kopf

über das unerhörte Wunder, das mit meinem Hut vorgegangen sei. Die Hitze war am Ofen sehr groß; der Hut thaute nicht auf. Ich rüttelte und schüttelte ihn, und ward ganz wehmüthig. Er aber saß, und ließ nicht los. Ich hätte weinen mögen vor Aerger, wenn ich mich nicht geschämt hätte vor der ganzen Ehrengesellschaft.

Endlich brach mir der wahre Angstschweiß aus. Indem ich mir die Stirn wischte, bemerkte ich nicht ohne Erstaunen, daß unter den Schweißtropfen auch Harztropfen waren. Ich hatte wohl oft gehört, daß man vor Angst Blut schwitzen könne, aber kein Harz. Dies vermehrte mein Entsetzen ums Doppelte.

Man riß mich aber bald aus dem Irrthum, indem man die Entdeckung machte, daß mir der Hut auf dem Kopfe festgepicht sei. — Ich machte eine klägliche Miene, als ich mich von der Wahrheit des Unglücks handgreiflich überzeugt hatte, und wollte nach Hause gehen. Aber man bat mich so dringend, doch wegen des kleinen Unfalls nicht die Gesellschaft zu verlassen. Man könne ja mit einer Scheere den Hut sanft vom Kopfe trennen. Auch meine Geliebte bat. Ich blieb also, um noch größeres Herzeleid zu erleben.

Man brachte Messer und Scheeren herbei. Man schnitt den Hut vom Nacken über den Kopf hinweg in zwei gleiche Theile, und schnitt darauf die eine Hälfte des Hutes mit den darauf befindlichen Haaren ab, von denen er sonst nicht loszumachen war.

Nun war ich auf der rechten Seite des Kopfes kahl geschoren, und ohne Hut; auf der linken Seite war ich noch frisirt, gepudert und mit bedecktem Haupte. Ich hätte verzweifeln mögen, während die ganze Ehrengesellschaft in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach beim Anblick meines Kopfes, woran der linke Hutflügel noch steif und fest saß.

Um mich zu trösten (denn ich wollte mir nicht die andere Seite

des Kopfes auch scheeren lassen), zog man mich zum Tanze. Ich tanzte mit meinem linken Hutflügel so trefflich, wie irgend einer. Aber ich konnte das ewige Gelächter nicht ertragen. Die holde Anne-Liese, statt Mitleiden zu haben, wie es meine Figur füglich erregen konnte, machte sich am meisten über mich lustig. Das schmerzte mich; ich verließ das Hochzeithaus, und ging heim.

„Liebes Hämmeli!" rief meine Mutter voller Erstaunen, indem sie meinen Kopf mit großen Augen angaffte: „was hast du denn mit deinem Hut gemacht?"

„Ach," rief ich ganz verwirrt: „ich stieß im Dunkeln damit an, und er brach mir zur Hälfte ab."

„Mein Gott," schrie sie, „ist denn dein Hut von Glas?" — Ich antwortete nicht, sondern lief auf mein Zimmer, entkleidete mich, und legte mich voller Verdruß mit meinem halben Hut ins Bett, weil ich ihn denselben Abend nicht mehr vom Kopfe bringen konnte.

Am folgenden Morgen freilich bracht' ich ihn ab, aber mit dem höchst bittern Verlust meiner schönen Haare. Ich konnte mich nicht mit meinem Kahlkopf öffentlich zeigen. Doch ehe mein Haar wieder gewachsen, war Anne-Liese schon verheirathet und ich — blieb sitzen.

„O der arme Abraham Nothnagel!" rief die ganze Stadt, und ich rief's auch.

„Versuch's noch einmal, Hämmeli!" sagte meine Mutter zu mir, als mir die Haare so weit gewachsen waren, daß ich nach der neuesten Mode mit einem Zottelkopf à la Pudel wieder in der christlichen Welt erscheinen konnte: „Versuch's noch einmal, Hämmeli, aller guten Dinge sind drei. Es wird sich noch immer eine artige Tochter für dich finden."

Mit diesem Troste, so gering er auch war, setzt' ich mich wieder auf Freiers Füßen.

Des alten Postmeisters Tochter, Jungfer Babette, eroberte mein Herz ohne Umstände. Es kam nun darauf an, die kräftigsten Gegenanstalten zu treffen, das ihrige zu erobern. Babette war nicht sehr reich, nicht sehr schön, aber hatte vielen Geist, viele Kenntnisse. Sie wußte nicht viel von den neuesten Kleidermoden, desto mehr aber von den Moden in der Gelehrsamkeit. Ihr Geist schwebte immer über den Sternen; desto weniger aber in der Küche. Sie wußte mit der Feder besser umzugehen, als mit dem Kehrwisch, und machte bessere Verse, als Suppen.

Das hielt mich nicht ab, um ihre Hand zu werben. Ich las alle Tage ein neues Buch; und wenn ich zu ihr kam, erzählte ich alles wieder, was ich gelesen, aber so, als wäre das alles meine eigene Weisheit. Mit Hülfe der Planeten und Sonnen kam ich endlich so weit, daß sie meine Heirathsanträge gütig anhörte. Dem Postmeister sprach ich statt von Planeten und Sonnen nur von meinen harten Thalern, die ihm besser einleuchteten.

Endlich war der Sonntag nach Mariä Heimsuchung bestimmt, daß ich mit Babetten förmlich versprochen werden sollte, in Gegenwart ihrer Verwandten, und eines kaiserlichen geschwornen Notars, der den Ehekontrakt aufsetzen sollte. Ich war deshalb zu einem prächtigen Abendessen eingeladen.

Ich hatte immer vorgegeben, ich könne Verse machen. Babette hatte vielmals verlangt, ein Gedicht von mir zu lesen. Ich wollte sie also an diesem wichtigen Tage mit einem schönen Gedicht auf ihre Person überraschen, und schickte ihr eine Stunde vorher, ehe ich selbst zu ihr gehen wollte, folgende Verse, an deren Verfertigung ich drei Wochen lang zugebracht hatte, obgleich ich sie zum Theil von andern abschrieb, und die gewiß nicht übel gerathen sind. Sie lauten also:

O wunderschönes Kind, bezaubernde Babette,
Du schleppst, wie einen Bär, mich an der Liebeskette;

Du Kobold meiner Brust, der mir das Herz bewegt,
Und noch in mir rumort, wenn sonst sich nichts mehr regt.
Du Feuerzeug, woran sich meine Trieb' entzünden,
Nachtlampe, die noch strahlt, wenn alle Stern' erblinden;
Du Besen, der mein Herz von allem reine fegt,
Was nicht darin für dich, du Zuckerengel, schlägt;
Wie kann ich preisen deine ungeheuren Reize?
Sie sind für meine Sinnen wahrhaft eine Beize!
Du bist ein Magazin voll Zärtlichkeit und Heil,
Ein Zeughaus ist dein Mund, und jedes Wort ein Pfeil.
Dein Näschen gilt fürwahr, als Nase aller Nasen;
Denn wer es nur erblickt, muß vor Entzücken rasen.
So weich, wie deine Haut, ist selbst kein Katzenfell,
Bei deiner Augen Glanz sind Sonn' und Mond nicht hell;
Einst zünd' ich mir gewiß an deiner Blicke Feuer
Die Tabakspfeife an — doch schweig', o süße Leier!
Babettens Geist ist mehr, als all der Plunder werth,
Womit sie manchem Mann oft den Verstand verkehrt.
Ja, eine hohe Schul' steht in Babettens Kopfe,
Und ein' Akademie wohnt unter ihrem Schopfe.

Wie gesagt, ich schickte meiner zukünftigen Braut diese schmeichelhaften Verse zu, eine Stunde vorher, ehe ich selbst zu ihr hinging in die Vorstadt, wo sie wohnte.

Wer kann sich mein Entsetzen schildern, da ich in ihr Haus getreten war, schon auf der Laube vor der Stubenthür stand, diese schon öffnen wollte: als ich Babettens Stimme in der Stube sagen hörte: „Herr Abraham Nothnagel ist von Kopf bis zu Fuß ein Narr, ein Bösewicht, dem's kein Ernst mit mir ist, der mich vor der ganzen Stadt mit einem Spottgedicht lächerlich machen will. Kömmt er, so kratz' ich ihm die Augen aus, damit er künftig in seinen Beschreibungen auch meine Nägel rühme!“.

Ich horchte, und stand, wie vom Donner getroffen. Indem

näherte sich Jemand der Thür. In der Bestürzung lief ich die Laube entlang, und trat geschwind in ein enges Gemach, welches gewöhnlich am Ende der Lauben zu sein pflegt. Ich wußte nicht, was ich in der Bestürzung that. Aber ich blieb einen Augenblick hier, um erst wieder zu mir selbst zu kommen. Indem kehrte Jemand in dem Kämmerlein neben mir ein, ging fort, riegelte es von außen zu, und schob wahrscheinlich aus Versehen, oder in Gedanken, auch den Riegel von außen vor der Thür meines Gemaches zu, und sperrte mich wider sein Wissen und Willen an dem häßlichsten Ort von der Welt ein.

Eine ganze Stunde hoffte ich vergebens, daß das Ungefähr oder die Nothwendigkeit Jemanden herbeiführen würde, der mir wieder aufriegelte. Ich hoffte noch eine Stunde umsonst auf Erlösung. Mich durch Lärmen und Poltern zu verkünden, und zwar an einem solchen Orte, wo ich war, schien mir sehr unschicklich zu sein. Ich hätte mich todtgeschämt. Ich wäre wieder in der ganzen Stadt zum Gelächter geworden.

Es ward Nacht. Ich hätte verzweifeln mögen. Ich hörte viele Thüren auf- und zugehen, aber meine Thüre ging nicht auf. Es ward Mitternacht, und ich saß noch immer an dem verwünschten Orte. Ich hätte rasend werden mögen vor Aerger über mein Schicksal, das nie müde ward, mich zu verfolgen.

Um nicht bis am Morgen da zu bleiben, brach ich in der Verzweiflung ein schlecht angenageltes Seitenbrett ab. So hatte ich eine Oeffnung gegen den Hof hinaus. Es kostete einen Sprung; tief war es nicht. Ich fiel auf einen Misthaufen, wobei meine schönen Kleider freilich übel zugerichtet wurden. So gelangte ich auf die Straße.

Die Thore waren schon verschlossen. Alles schlief. Mir blieb nichts übrig, als den Morgen zu erwarten, um mit Tagesanbruch in die Stadt zu kommen. Ich stieg unterdessen in eine Kutsche,

die vor dem Posthause stand; so konnt' ich doch ein wenig ruhen. Es drohte ohnedem zu regnen.

Wirklich schlief ich bald ein, und schlief in der Kutsche so fest, als wäre ich in meinem Bette. Ich merkte gar nicht, daß die Kutsche nach Mitternacht angespannt und fortgefahren wurde. Der Postknecht wußte eben so wenig, daß er einen Menschen im Wagen habe, der gar nicht im Sinn hatte, zu verreisen.

Als ich des Morgens erwachte, zerrieb ich mir fast die Augen; denn der Wagen stand vor dem Wirthshause einer kleinen Stadt fünf Stunden von meinem Wohnort entlegen. Anfangs meint' ich, es wäre ein Traum. Ich begriff nicht, wie ich dahin gekommen sei? — Aber zuletzt mußte ich wohl glauben, was ich sah, und mich bequemen, wieder nach meiner Vaterstadt zurückzureisen.

Das erste, was mir gebracht ward, da ich mit der Dunkelheit in meine Wohnung trat, war ein Zettel, worin mir Jungfer Babette das schöne Gedicht zurückschickte, nebst meinem Abschiede; und das zweite war die Nachricht, Jungfer Babette sei mit einem alten, reichen Herrn versprochen.

„Der arme Abraham Nothnagel!" sagte die ganze Stadt, als meine neuen Unglücksfälle bekannt wurden. Und was wirst du dazu sagen, wenn du sie liesest? Du wirst mir gewiß eine Thräne des Mitleids weihen, und jede empfindsame Seele wird es thun müssen.

Ich berste unterdessen vor Wuth, wenn ich an meinen Unstern denke. Der Himmel weiß es, wie es auch die Leute anfangen mögen, daß sie zum Heirathen kommen — für mich ist und bleibt es eine gefährliche, halsbrechende Arbeit. Ich bitte dich, gib guten Rath deinem tiefbetrübten

Abraham Nothnagel.

Der Neujahrsmorgen.

1. Ein seltenes Glück.

Die Glocken des Thurms begrüßten mit hellem Läuten die Ankunft des neuen Jahrs. Da erwachte Vater Joseph, der seit zwölf Wochen krank gewesen, und das Bett hüten mußte.

„Ei, wie ist mir doch so wohl!“ sagte er zu sich selbst: „Welche Veränderung! Ich fühle keine Schmerzen mehr; ich fühle mich stark und munter, wie ein Gesunder!“ und er streckte die Hände in der Finsterniß aus zu Gott, und dankte für die Genesung.

Und er erinnerte sich an seine zwei Söhne und an seine Tochter Maria, die seither so fleißig für ihn gearbeitet hatten, und ihn mit dem, was ihre Hände verdienten, ernährt hatten. Sonst kamen sie am Neujahrsmorgen immer zu seinem Bette und wünschten ihm fröhliches Neujahr — jetzt brach der Tag an, und sie waren nicht gekommen.

„Wie?“ dachte der Vater: „haben sie mich nicht mehr lieb, wie sonst, da sie nun für mich arbeiten müssen, und ich ihnen nichts geben kann?“ — Indem er so dachte, hörte er in der Kammer nebenbei bitterlich weinen.

Er stand auf. Er kleidete sich an, und fühlte sich gesund. Er öffnete die Kammerthür, und suchte seine Kinder.

Ach, da lagen die drei frommen Kinder auf den Knien, und weinten. O Gott, mach' unsern lieben Vater gesund! Er ist ja so fromm und gut! Gib ihm seine Gesundheit, daß er unter uns gesund ins neue Jahr eingehe!

Da konnte sich Vater Joseph nicht halten. Er umarmte seine geliebten Kinder, und sprach: Euern Neujahrswunsch hat Gott im Himmel erhört. Ich bin gesund. Aber steht nicht auf. Ich will mitten unter euch knien, und Gott danken, daß er mir meine Gesundheit und so fromme, gute Kinder gegeben!

2. Ein gewöhnlicher Auftritt.

Um neun Uhr war der Herr Rathsherr Peter Pank aufgestanden, und um halb zehn Uhr die Frau Rathsherrin. Beide setzten sich nun auf das Ruhebett vor den Kaffeetisch, und wünschten einander gähnend ein glückliches Neujahr. Das waren so Leute von Welt, die Alles recht vornehm machen wollten.

Dann ließen sie ihre Tochter rufen, ein Mädchen von zwölf Jahren, das immer nach der neuesten Mode geputzt war, französisch parliren und Musik lernen, aber keine Wassersuppe kochen konnte.

Jungfer Regula kam, machte einen tiefen Knix, wie sie es vom Tanzmeister gelernt hatte, fuhr dann mit beiden Armen links und rechts aus, und betete einen französischen Neujahrswunsch her, den sie nicht verstand, und Papa und Mama ebenfalls nicht verstanden. Als sie fertig war, machte sie wieder einen Knix.

Nun fanden Papa und Mama den welschen Wunsch gar schön; und zeigten der Jungfer Tochter das Neujahrsgeschenk.

Diese aber rümpfte die Nase, denn sie hatte mehr erwartet, und das Geschenk gefiel ihr nicht. „Hätt' ich das gewußt," sagte sie, „ich hätte mir nicht so viele Mühe gegeben, und den langen Wunsch auswendig gelernt. Künftig bin ich klüger, und wünsche nicht mehr zum Neujahr."

Papa und Mama lachten über die kleine Zornige, und gaben ihr ein paar neue Thaler, als Zulage, dafür sie sich selber Modesachen kaufen könnte.

3. Wahrheit gilt nichts.

Kunz hatte sich steif und fest vorgenommen, ein besserer Mensch zu werden mit dem neuen Jahr, und nichts als Wahrheit zu reden; denn vorher war er ein Lügner und Windbeutel, und hatte vielen

Verdruß davon gehabt. Er wollte mit dem Wahrheitreden gleich am ersten Tage des Jahrs den Anfang machen, und Keinem etwas wünschen, was ihm nicht nützlich wäre.

Er kam zum Nachbar, der ein Kaufmann war. „Herr Nachbar, ich wünsche Euch," sagte er zu ihm, „gute Waare und ein enges Gewissen, daß Ihr Niemanden übervortheilt, und hintergehet, so werdet Ihr vor Gott und Menschen große Ehre haben." — „Was?" schrie der Kaufmann, und warf ihn zur Thüre hinaus: „Hältst du mich für einen Betrüger?"

Kunz ging zu seinem Gevatter, dem Schneider, und wollte ihm seine Noth klagen; vorher aber wünschte er ihm das Neujahr, und sprach: „Gevatter, ich wünsche Euch eine ehrliche Scheere, die niemals zu viel Tuch und Leinwand von Euern Kunden nimmt; ich wünsche Euch ein zufriedenes Herz mit recht verdienter Bezahlung, das nicht an jedem neuen Rock eine Elle Zeug profitiren will, so werden Euere Kunden" — — Der Schneider ließ ihn nicht ausreden, sondern schrie: „Gevatter, Ihr seid ein grober Tölpel; geht mir aus den Augen!"

Kunz ging, und begegnete unten im Hause einem Herrn von der Regierung, seinem hohen Gönner. Er wünschte ihm mit aller Ehrfurcht ein glückliches Neujahr, und sprach: „Ich wünsche Ihnen vom Himmel Weisheit und Erleuchtung; keine Vorliebe für die Herren Vetter bei Besetzung der Aemter; Unparteilichkeit, wenn Sie etwas entscheiden; wünsche, daß Sie nichts verfügen, was dem Vaterlande nachtheilig ist, daß Sie vielmehr, und wäre es Ihr eigener Schade, thun, was Recht ist; daß Sie gegen Ihre Mitbürger leutselig bleiben und nicht stolz thun; daß Sie die Armen und die Schulen unterstützen, und Tag und Nacht darauf denken mögen, was unserm Lande zum Besten . . ."

„Ich glaube, der Kerl ist ein Narr!" sagte der Herr, und ließ den Kunz mit seinem Neujahrswunsche stehen.

Kunz schüttelte den Kopf. Indem kam ein junges Frauenzimmer, das er kannte, aus der Stubenthür. Er grüßte es, und sprach: „Jungfer, ich wünsche Euch in diesem Jahr viel Vergnügen in der Küche, im Keller und in der Haushaltung; viel altes Geld, wozu besonders Sparsamkeit verhilft, und wenig neue Moden; wenig Anbeter und Bewunderer, aber einen ehrlichen, fleißigen, liebevollen Bräutigam, den Ihr glücklicher machen könnet, als unsere meisten Putzjungfern, die auf den Tanzsälen zur Schau gehen, und . . ."

„Ich glaube, Ihr habt schon am Neujahrsmorgen einen Tips!" sagte die Jungfer, und hüpfte davon.

Kunz ließ sie gehen. Er kam an des Pfarrers Haus vorbei. Der Pfarrer sah eben zum Fenster hinaus, nickte ihm zu, und sprach: „Kunz, wünschest Du mir nichts zum Neujahr?"

Kunz fing sogleich mit entblößtem Haupt an zu gratuliren. „Ich wünsche Euch nur zwei Dinge," sprach er: „unaufhörliche Lust, Gottes Wort und Werk zu studiren, und dem Volke auf die allerbeste Art vorzutragen, daß man nicht müde werden kann, es zu hören; zweitens, daß Ihr das Wort, was Ihr predigt, zuerst ausübet, und Ihr das Beispiel des besten Christen gebet — dann wird . . ."

Der Pfarrer machte das Fenster zu, und Kunz setzte verstummt den Hut wieder auf und ging seines Wegs.

4. Lügen nach der Mode.

Heinzi war ein Pfiffikus. Er wußte wohl, wie viel Kreuzer oder Gulden der Mensch werth war, mit dem er zu thun hatte, aber er sagte es nicht Jedem gleich, und am wenigsten zum Neujahr.

Er kam am Neujahrsmorgen zu Keinem, den er nicht mit seinem Wunsche kitzelte, bis ins Innere der Seele. — Er kam zu einem strengen Beamten, der das Schrecken der Armen und Noth-

leidenden, zwar ein Regent von der Wiege her, aber ein Müßiggänger von Hause aus war, der die Armen plagen, aber mit den Reichen Dublonen verspielen konnte. — „Der Himmel verleihe Ihnen noch langes Leben, gestrenger Herr!“ sagte Heinzi: „Sie sind der Abgott des Landes. Keiner macht die Geschäfte so kurz und gut ab, wie Sie; keiner ist gegen die armen Leute so leutselig und herablassend, wie Sie; keiner arbeitet so unermüdet für das Wohl des Vaterlandes. Ich wünsche, daß Sie, statt an der Spitze unserer paar Dorfschaften, an der Spitze unseres ganzen Landes ständen.“ — Der gestrenge Herr lächelte höflich, und sagte: „Mein lieber Heinzi, Ihr seid ein rechtschaffener Mann; ich kenne Euch. Ihr habt mir vorgestern von Eurer frischen Wurst geschickt. Ihr müsset nächstens Rathsherr werden.“

Heinzi machte einen Bückling und ging. Auf der Straße fand er die Jungfer Sibille Meerkatze, eine etwas veraltete Schönheit, aber eine ächte Schönheit: nur ihre Zähne, ihre Haare, ihre rosenrothen Backen, ihr Herz, und der Himmel weiß, was sonst noch, waren falsch. Jedermann in der Stadt fürchtete ihre boshafte Schlangenzunge. — „Ei!“ rief Heinzi, „Ihr blendet mich, Jungfer! Wie seid Ihr auch heut so schön! Nun, ich wünsche, daß Ihr auch im neuen Jahr, wie im alten, die Liebe der ganzen Stadt sein möget, und daß die Hochzeit eher morgen, als übermorgen sei!“ — „Ach,“ sagte Jungfer Sibille Meerkatze mit Zärtlichkeit: „Ihr vexiret nur. Aber warum besuchet Ihr mich so selten? Kommet heut unfehlbar zu mir zum Kaffee. Ich habe Euch etwas Wichtiges zu sagen.“ Und dabei schielte sie ihn zärtlich mit ihren gelbgrünen Augen an.

So machte es H e i n z i überall. Einem alten Geizhals wünschte er noch hundert Jahre Leben, und in jedem Jahre eine Erbschaft von hunderttausend Gulden. Daneben lobte er seine Freigebigkeit. — Einem Verschwender wünschte er königliche Schätze, da=

neben lobte er seine Sparsamkeit. — Genug, wohin Herr Heinzl kam, überall war er — ein lieber Mann.

Der neue Adam und die neue Eva.

Der arme Kaspar, und seine Frau Mariane arbeiteten bei einem vornehmen, reichen Herrn, als Taglöhner. Sie mußten schwere Lasten von Backsteinen zu einem neuen Gebäude tragen, welches der Herr bauen ließ.

Und es war ein heißer Tag.

Da sprach die Mariane, indem sie den Schweiß von ihrer Stirne trocknete: „Ach, Mann, es ist doch ein saures Brod, das man im Schweiße seines Angesichts verdienen muß."

„Ja wohl," antwortete Kaspar: „wenn Eva nicht im Paradiese ihren Mann verführt hätte, von der verbotenen Frucht zu naschen: so könnten wir noch im Paradiese sein, und brauchten unser Brod nicht im Schweiße des Angesichts zu verdienen."

Und Mariane antwortete: „Wenn ich an der Stelle der Eva gewesen wäre, wahrlich, die Menschen hätten das Paradies noch heute nicht verloren. Ich würde mich wohl gehütet haben. Nun aber müssen wir alle wegen der Meisterlosigkeit Eva's leiden."

Da ging der Herr des neuen Gebäudes vorüber, hörte die Worte der Mariane und lachte herzlich.

Und er sprach: „Wohlan ihr guten Leute, ihr thut mir herzlich leid mit eurer schweren Arbeit. Ich will Marianens Wunsch erfüllen. Ich will euch zu mir ins Haus nehmen. Ihr sollt nicht mehr arbeiten. Ihr sollt die schönsten Speisen essen; alles was ihr wollt, nur eine verdeckte Schüssel wird jedesmal auf dem Tische stehen, die darf keines von euch anrühren. Wenn sie aber eines von euch anrührt, so habt ihr euer neues Paradies verloren."

Das Wort des reichen Herrn gefiel den armen Leuten, und sie gingen freudig mit ihm.

Und der Herr gab ihnen zu bewohnen mitten in einem schönen Garten voller Blumen und Früchte ein prächtiges Haus. Da schliefen sie in seidenen Betten, und gingen im Garten spazieren, durften nehmen, was ihnen lieb war, und aßen Mittags und Abends die köstlichsten Speisen. Aber immer setzte der Bediente unter andern Platten auch eine verdeckte Schüssel auf, und ging dann davon

„Wir wollen uns wohl hüten, von der verdeckten Schüssel etwas zu nehmen!“ sagte Kaspar: „Denn durch die Güte des Herrn haben wir doch Ueberfluß an Allem, was wir wollen.“

„Nein,“ rief Mariane: „Wir wollen diese Schüssel nicht berühren. Der Herr hätte sie immerhin offen lassen können, wir würden dennoch nichts davon genommen haben. Ich begreife wirklich nicht, warum er sie verdeckt hält. Es ist gar seltsam!“

„Was geht's dich an?“ rief Kaspar: „Der Herr ist Herr, und wir haben genug; und er will nicht, daß wir nach der verdeckten Schüssel gelüsten. Ich wette, du lüsternes Weib, du hättest Lust davon zu naschen.“

„Behüte mich der Himmel!“ rief Mariane: „Ich frage nur: warum die Schüssel immer verdeckt ist? Ich möchte nur wissen, was für ein kostbares Essen jedesmal darin ist? Weiter nichts. Und wir könnten leicht den Deckel ein wenig lüpfen und darunter schauen.“

Kaspar schrie: „Untersteh' dich's nicht, Frau, denn der Herr sprach, nur diese Schüssel sollet ihr nicht anrühren.“

Mariane antwortete: „Ich will auch nicht. Aber wir könnten wohl sehen, was die Schüssel enthielte, ohne davon zu nehmen. Es ist ja Niemand im Gartenhause, noch im Garten. Es sieht uns Niemand. Und wir lassen die Schüssel dann wie sie

ist. — Stelle dich nur ans Fenster und gib Acht, ob Niemand kömmt. Es ist ja den Augenblick geschehen."

Endlich ließ sich Kaspar bereden, denn dachte er, uns sieht ja Niemand, und essen wollen wir von der verdeckten Schüssel nicht.

Leise öffnete Mariane die verdeckte Schüssel; und sie war zu ihrer Verwunderung ganz leer. Aber eine Maus sprang heraus, lief über den Tisch, und ehe sich die beiden erschrockenen Leute besinnen konnten, hatte die Maus schon ein Loch am Boden gefunden und war verschwunden.

Da ärgerten sich beide sehr.

Als nun der Bediente nachher die Speisen wieder abgetragen hatte, kam der Herr des Gartens lachend und sprach: „Ihr habt die verbotene Schüssel angerührt, und folglich müsset ihr, wie ich's voraussagte, den Garten verlassen, und euer Brod wieder verdienen im Schweiß des Angesichts."

„Herr," rief Kaspar: „Nicht ich, sondern mein Weib hat Euer Verbot übertreten!"

„Ja!" rief Mariane: „Und du hast Schildwacht dazu gestanden!"

Die Thüren des Gartens wurden verschlossen. Beschämt ging der neue Adam und die neue Eva davon. Und sie trugen wieder schwere Lasten von Backsteinen, ohne über ihr Schicksal zu murren.

Wurst wider Wurst.

Meister Pelz, der immer mit Juden handelte, ward schon oft betrogen. Als der Jude Marcus einst zu ihm kam, forderte Meister Pelz ihn auf, ihm auf vier Wochen hundert Gulden zu borgen.

„Warum nicht? kann wohl geschehen," sagte der Hebräer: „nur

auf vier Wochen? da braucht Ihr mir gar keinen Zins zu geben. Gebt mir nur eine kleine Schrift, daß Ihr von mir hundert Gulden empfangen habt, die Ihr in vier Wochen von heut an zurückbezahlen wollet."

Meister Pelz schrieb; da zahlte ihm für die Schuldschrift der Jude hundert Gulden auf, strich dann zwanzig davon weg, und steckte sie nebst der Schuldschrift wieder ein. „Das ist nur für meine Mühe," sagte der Jude.

„Was?" rief Meister Pelz: „Hast du mir nicht gesagt, ich solle dir keinen Zins geben?"

„Wohl!" rief Marcus: „Ihr habt mir keinen gegeben, denn ich hab' ihn genommen."

Meister Pelz brauchte Geld, und ließ den Juden gehen. Als aber vier Wochen um waren, kam Marcus richtig wieder, und forderte seine hundert Gulden. Meister Pelz war eben im Begriff, sich den Bart abzuscheeren, und hatte einige gute Freunde bei sich.

„Höre, Jude," sagte der Meister: „du wartest doch wohl so lange, bis ich mir den Bart ganz abgeschoren habe? dann will ich dir zahlen."

„Jo, jo," sagte Marcus: „so lange kann ich wohl warten."

„Ihr Herren seid Zeuge," sagte Meister Pelz zu seinen Freunden, daß der Jude Marcus nicht eher bezahlt sein will, bis ich mir den Bart ganz abgenommen habe. Aber, weil heutzutage die Backenbärte Mode werden, laß ich meinen Bart auf beiden Seiten stehen! Adieu Marcus!"

„Wai mer! Wai mer!" schrie der Hebräer.

„Wurst wider Wurst!" schrie Meister Pelz.

Der schönste Mann von der Welt.

Jungfer Mareibille war schön und reich; sie gab hundert Freiern den Korb. Sie sagte geradezu, sie wolle den schönsten Mann in der Welt heirathen, oder gar keinen.

Dies hörte der dicke Peter Löffelmann, berühmter Wirth zur goldenen Sau, der sich auf seine kupferrothe Nase nicht wenig einbildete. „Ei,“ sprach er: „so meint sie mich! Zwar jung bin ich nicht mehr, aber trotz dem der schönste Mann von der Welt.“

„Ihr seid wohl nicht gescheidt!“ sagten seine Gäste: „Der Beweis, daß Ihr der Allerschönste wäret, sollte Euch noch schwerer werden, als Euer Bauch.“

„O gar nicht,“ sagte Löffelmann, „mein Beweis soll euch noch heller leuchten, als meine Nase.“

„In meinem Hause wohnt kein schönerer Mann als ich, denn mein alter Hausknecht ist lahm und einäugig.“

„Allerdings!“ riefen die Gäste.

„Nun gut! Ich bin der schönste Mann in meinem Hause; mein Haus ist das schönste Haus im ganzen Bezirk; unser Bezirk ist der schönste im ganzen Kanton; unser Kanton ist der schönste in der Schweiz; die Schweiz ist das schönste Land in Europa; Europa ist der schönste Theil der Welt, folglich bin ich doch wohl auch der schönste Mann in der ganzen Welt?“

Allergnädigst-unterthänigstes Gespräch zwischen dem Kaiser von Japan und seinem Bratenwender Habakuk Pumper, oder ausführlicher Beweis, daß alle Tyroler, Schwarzwälder, Schweizer u. s. w. hochgeborne Baronen sind.

Kaiser von Japan. Höre, mein lieber Bratenwender, nachdem ich in Gnaden geruht, mich satt zu essen, will ich mit dir plaudern. Ich habe einen Extra-Kurier nach Aarau geschickt, um das neueste Stück vom Schweizerboten zu holen. Der Kerl ist noch nicht wieder zurück; er muß unterwegs zu viel getrunken haben. Ich werde ihn zur Strafe allergnädigst abpeitschen lassen.

Pumper. Hochdero Gnadenbezeugungen sind sehr rührend.

Kaiser. Das glaub' ich. Der berühmte Doktor Kaspar Dummbart gefällt mir über alle Maßen. Ich will ihn mit einer Gnade beehren. Da mir meine Katzen lieb sind, will ich den besagten Doktor anhero berufen, und ihn zum Leibdoktor meiner Hof- und Staatskatzen erheben.

Pumper. Ew. Majestät setzen dem wahren Verdienst immer die Krone auf.

Kaiser. Wo wohnt der Mann?

Pumper. Vermuthlich in der Schweiz oder Tyrol.

Kaiser. Welchen Rang muß ich ihm an meinem Hofe geben?

Pumper. Da der berühmte Dummbart ein Tyroler oder Schweizer oder Schwarzwälder ist, so ist er schon von hoher Geburt, und wenigstens ein Freiherr.

Kaiser. Ei, was du sagst! Sind die Leute alle von hoher Geburt?

Pumper. Allerdings. Und wenn die allergnädigsten Ohren Ew. Majestät meine Worte anzuhören geruhen wollen, soll's an der Erklärung nicht fehlen.

Kaiser. Wohlan, ich gewähre dir die Gnade, unterthänigst zu reden.

Pumper. Ich will mich in beliebter Kürze fassen.

Mit Recht schätzt man in der Welt das Ansehen und die Würde einer Person nach ihrer Geburt; und titulirt daher die Leute hochgeboren, edelgeboren, wohlgeboren und so weiter. Denn die Geburt gibt dem Menschen deswegen einen größern oder geringern Werth, weil — geboren zu werden gar kein Verdienst des Menschen ist, sondern Wille des Himmels.

Kaiser. Du hast weislich gesprochen, lieber Bratenwender.

Pumper. Man titulirt daher in Europa einen Menschen, der nichts ist und nichts hat, bloß geborner Herr.

Kaiser. Der Titel gefällt mir sehr wohl. Da mir Alles gehört, und meinen Unterthanen nichts, als ihre Geburt, so sollen sie künftig geborne Leute heißen.

Pumper. Wenn aber Jemand lebt, von dessen Mutter man glauben kann, daß sie eine Hebamme hat bezahlen können, heißt er in Europa wohlgeborner Herr, und zwar aus dem wichtigen Grunde, weil er nicht übel geboren ist, wenn er auch ein Bein, oder ein Auge zu wenig in die Welt brachte. Um viel wohlgeborne Leute zu haben, hält man heutiges Tages die Hebammen fleißig zum Unterricht an.

Kaiser. Das gefällt mir nicht, mein lieber Bratenwender. Meine Unterthanen können zufrieden sein, wenn sie geboren sind, und damit Punktum.

Pumper. Vor alten Zeiten pflegten Ritter und Grafen, Oberherren und Baronen ihre Wohnungen oder Schlösser auf hohen Felsen, Bergen und Hügeln zu erbauen. Daher waren ihre Kinder immer von hoher Geburt, und man nennt sie: hochgeborne Herren.

Kaiser. Und das ist der Wahrheit gemäß.

Pumper. Jetzt habe ich die Ehre, Eurer Majestät zu melden, daß die Tyroler, Thüringer, Schwarzwälder, Schweizer u. s. w. auf hohen Bergen leben.

Kaiser. Daß sich der Himmel erbarme, ich kann die langen Namen nicht im Kopfe behalten! — Höre, Pumper, ich muthmaße fast, du bist ein Gelehrter! Nimm dich in Acht, und rede mir nie wieder so etwas. Denn von meinen Unterthanen soll sich bei Leibesstrafe Niemand unterstehen, klüger zu sein, als ich.

Pumper. Ew. Majestät, ich habe die Ehre, der allergrößte Dummkopf in Dero Staaten zu sein, und darf ohne Eigenlob rühmen, daß mich an Unwissenheit und Einfalt nicht leicht Jemand übertrifft. Das ist so gewiß wahr, als zweimal 7 fünfzehn sind.

Kaiser. So viel kann ich auch noch rechnen, du Einfaltspinsel, daß zweimal 7 sechszehn sind. Merk' dir's! — Sind denn die Leute reich?

Pumper. Steinreich sind sie; ja, Ihro Majestät, steinreich. — Sie haben große Wasserfabriken auf ihren Bergen, und versehen ganz Europa mit ihrem Wasser, und lassen sich keinen Kreuzer dafür bezahlen.

Kaiser. Das sind sehr großmüthige, uneigennützige Leute!

Pumper. Ja wahrlich, uneigennützig sind sie. Zwar lieben sie das Geld ein wenig, und ziehen vor keinem die Kappe vom Kopf, der ihnen nichts geben kann — allein das ist nicht Geldhunger, sondern nur Mode. Würde keine Münze mehr geprägt, sie würden keine fordern. Aber Geld zu haben ist jetzt einmal Mode.

Kaiser. Das Volk hat seltsame Gewohnheiten, wie ich die Gnade habe zu bemerken. Indessen als hochgeborne, freie Herren haben diese Leute schon Recht, nach der Mode zu leben.

Pumper. Freilich, es gibt Leute von altem Schrot und Kern darunter, die sind zufrieden mit dem, was sie durch Fleiß und Gottes Segen gewinnen; die machen keinen Aufwand in Kleider-

pracht; die nehmen vorlieb mit einfacher Kost und sparen es am Gesottenen und Gebratenen ab, um ihren armen Mitbürgern zu helfen; die sehen nicht erst darauf, ob der Mann einen feinen Tuchrock, oder einen Zwilchkittel trägt, dem sie freundlich die Hand reichen wollen — nun, diese Leute vom alten Schrot und Korn, es sind ihrer nicht viel. Sie sind eine Art von Barbaren.

Kaiser. Doch muß ich gestehen, daß mir ihre Barbarei wohlgefällt.

Pumper. Mir gefallen sie zum Theil noch besser, als die Leute nach der Mode.

Kaiser. Wie machen's denn die Leute nach der Mode?

Pumper. Sie sagen viel, und verstehen wenig; versprechen viel, und halten wenig; verthun viel, und erwerben wenig; gehen zur Kirche viel, und thun daheim der guten Dinge wenig; sprechen von Religion viel, und thun den Willen des Himmels wenig; hassen viel und lieben wenig; hören viel, und lernen wenig. — Ja, was noch mehr ist, sie tanzen, ohne lustig zu sein; sie trinken, ohne durstig zu sein; sie küssen, ohne Freund zu sein; sie stolziren, ohne groß zu sein — —

Kaiser. Halt ein! — Ist der Doktor Dummbart einer nach der Mode?

Pumper. Ich weiß es nicht.

Kaiser. Wohlan, wenn dieser hochgeborne Herr Dummbart ein Mann nach der Mode ist, kann und soll er nicht Leibarzt meiner Hof- und Staatskatzen werden. Sie würden sonst Medizin nehmen müssen, ohne krank zu sein; fasten müssen, ohne überfressen zu sein; purgiren müssen, ohne verstopft zu sein. Erkundige dich genau nach seinen übrigen Eigenschaften; denn an seiner hohen Geburt ist nichts auszusetzen. Ich will ihm fünfzehn Ellen Titulatur geben.

Pumper. Ganz wohl.

Kaiser. Ich werde aber jetzt geruhen, ein wenig zu schlafen.

Und wenn ich ausgeschlafen habe, soll man mich mit Janitscharen-Musik wecken.

Lehr- und trostreiche Ermahnung des Herrn Habakuk Pumper, daß wir die Pflichten gegen unsere Nachkommenschaft stets vor Augen haben sollen; oder liebreiche Aufmunterung zum Sterben.

Ich kann es nicht ohne Thränen sehen, wie die Welt heutiges Tages immer verderbter wird. — Und was ich schon oft gesagt habe, je gelehrter, je verkehrter wird sie! — Darum hat unser glorreicher Kaiser von Japan sehr wohl gethan, daß er alle Gelehrte allergnädigst aus dem Lande verjagt hat.

So denkt zum Beispiel jeder nur an sich, keiner sorgt für die liebe Nachkommenschaft. Wenn ihr euern Kindern Geld zusammenspart: so habt ihr nach eurer Meinung Alles gethan. Ich aber sage nein!

Die Hauptsache für jeden Menschen ist unstreitig, daß er für seine Person auch Platz finde in der Welt, und zwar auf der Erde. Denn in der Luft zwischen Himmel und Erde kann man nicht Häuser bauen. Wo will das nun aber hinaus mit der Nachkommenschaft, wenn einen Tag und alle Tage Kinder geboren werden, und kein Mensch sterben will?

Man hat berechnet, daß auf einer Meile ins Gevierte bequem fünftausend Menschen wohnen können, und wenn sie sich ein wenig drängen und zusammenschicken, mögen auch wohl sechstausend Platz finden. Was soll's aber geben, wenn einmal siebentausend Menschen sich da ernähren wollen?

In Europa können ungefähr fünfhundert Millionen Menschen wohnen. Vor einigen tausend Jahren mochte man sich noch vier

Wochen lang außer Odem laufen, ohne ein Dorf zu finden. Heutiges Tages geht man kaum eine halbe Stunde, so hört man schon wieder Kinder in den Häusern schreien. Wenn nun die Menschen so fortfahren, wird man zuletzt noch Häuser auf den Flüssen bauen, wie sie schon in China thun, weil auf der Erde kein Platz mehr ist; und man wird Fabriken auf den Eisbergen anlegen müssen.

Wie nothwendig es demnach sei, darauf zu denken, unserer Nachkommenschaft gehörigen Platz zu machen, wird jeder ohne mein Erinnern einsehen.

Eine der menschenfreundlichsten Einrichtungen für die Nachkommenschaft ist daher der Krieg. — Und der Mann, der die Kanonen und Kartätschen erfunden hat, war gewiß ein zärtlicher Vater, und hat mehr Verdienst, als derjenige, welcher zuerst lehrte, Wein trinken und Erdäpfel essen.

Mit allem Rechte rühmen und bewundern wir daher große Generale, die, wenn sie zu Morgen gegessen haben, eine Schlacht liefern, worin immer drei- bis viertausend Menschen umkommen. Für eben so viele Adamskinder ist dann schon wieder Platz gemacht! Man setzt ihnen mit Recht Ehrensäulen: — Die Herren wissen es auch gar wohl, wie große Ehre es ist, Wohlthäter der Menschheit zu sein! denn sie können nach jedem Treffen nie genug rühmen, wie viel sie getödtet haben, und lügen aus Ehrbegierde wohl noch mehr Todte hinzu, als sie Lebende gesehen.

Eben so verdienen diejenigen Obrigkeiten Lob und Preis, welche aus Liebe zur Nachkommenschaft mit landesväterlichem Eifer dafür sorgen, daß von ihren Unterthanen so viel als möglich sterben, oder wenigstens nicht zu lange leben. Ich will hier nicht bloß derjenigen rühmlich gedenken, die gern Krieg führen, wär' es auch nur wegen eines Titels, oder wegen eines Stückchens

Land; sondern auch solchen gebührt der Preis, die nicht viel darauf halten, daß im Lande geschickte Aerzte sind, sondern allen alten Weibern, Scharfrichtern, Vieharzten, Hirten oder Quacksalbern und Landstreichern aus Gnaden gestatten, die Unterthanen ins Grab zu doktern. Das ist Staatsweisheit!

Eine andere Pest ist auch die Aufklärung des Landvolks. Denn je arbeitsamer, mäßiger und frömmer unsere Bauern werden, je älter werden sie, je länger leben sie. Man sieht daher leider schon, wie in manchen Dörfern alle Jahre neue Häuser gebaut werden, weil der Menschen mehr geworden sind. Natürlich wird dadurch der Antheil der Gemeindsbürger am Gemeingut immer kleiner, und das ist doch ein bedauerliches Ding. Wär' es nicht besser, wenn in jedem Dorfe nur eine einzige Familie wohnte, die das Gemeingut allein genösse?

Ich erschrecke, wenn ich daran denke, was aus der Welt werden will, wenn sie dermaleinst Menschen hat, die neben einander keinen Platz mehr finden. Rippenstöße werden dann wohlfeiler sein, als heutzutage die Kieselsteine; Prügeleien gewöhnlicher, als heutzutage die Komplimente. Die Leute werden sich einander die Luft verkaufen müssen, die sie athmen; die Obrigkeiten werden das Wasser verzehnden lassen, und Abgaben auf Sonne, Mond und Sterne legen, die doch jeder angaffen muß.

Da ich nun überzeugt bin, daß viele meiner Leser aus obigen triftigen Gründen große Lust zum Sterben bekommen werden: so will ich ihnen noch schließlich einige Lehren mittheilen, wie sie bald krank und hinfällig werden können.

Vor allen Dingen hütet euch, den Kindern die Kuhpocken einpfropfen zu lassen, sonst bleiben sie gesund.

Weil Bier und Branntewein wohlfeil sind, müsset ihr vor keinem Wirthshaus vorbeigehen, ohne einzukehren. Ein Trunken-

bold geht bald den Weg alles Fleisches, indem er seine Gesundheit mit lauter Juhe! und Wohl bekomm's! zerstört.

Seid in euern Häusern recht unreinlich; lasset keine frische Luft in eure Stuben. — Denn Ordnung und Reinlichkeit am Leibe halten den Menschen gesund; aber Unflath und eine dunstvolle Luft vergiften den Körper, zehren ihn ab, bewirken allerlei Ausschlag, verderben das Geblüt, und ihr sterbet spätestens zu eurer Freude in den Vierzigern.

Wenn ihr krank werdet, schicket zu keinem Arzt, sondern zu einem Scharfrichter oder Quacksalber, oder zu einem alten Weibe, oder wer sich sonst mit dem Kuriren abgibt, ohne es gelernt zu haben. So werdet ihr bald in die Ewigkeit spedirt werden, und das ist recht klug und löblich von euch.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch Ehrenmeldung thun von denjenigen Gemeinden, die ihre Wälder niederhauen und kein Holz nachpflanzen. Besser kann man für die Nachwelt nicht sorgen, als wenn man ihr Holztheurung macht. Das ist christlich gedacht. Dadurch werden sie zur Sparsamkeit gewöhnt, haben keine Oefen mehr nöthig in den Stuben, gewöhnen sich das Kochen und Braten ab, und wärmen sich im Sommer desto länger an der Sonne, auf daß sie noch im Winter davon warm bleiben.

Diejenigen soll man auch nicht zu hart tadeln, welche ihr Vermögen zeitig verlumpen, und ihren Kindern nichts hinterlassen, als den Bettelsack. Das sind Leute, die für die Nachkommenschaft sorgen. Sie nöthigen ihre Nachkommen dadurch zum Arbeiten, und daß sie sich nicht dem Müßiggang ergeben. Denn Müßiggang ist aller Laster Anfang!

Nun denn, wer es mit der Nachwelt wohl meint, erfülle seine Pflicht, und mache zur rechten Zeit den andern Geschlechtern Platz! —

Es wird mich freuen, wenn ich vielen Leuten durch meine Beweggründe Lust zum Sterben beigebracht habe. — Ich für meine

Person will nun zwar vor der Hand noch gesund bleiben, und wo möglich recht lange leben. Dies geschieht aber blos deswegen, damit ich sehen und erfahren möge, ob die Leute meine Lehren auch recht befolgen!

Habakuk Pumper,
Bratenwender und Leibschuhputzer, auch deutscher Dolmetscher beim Kaiser von Japan.

Reise des Herrn Habakuk Pumper nach Abessynien.

Vor allen Dingen muß ich erst das Staatsgeheimniß melden, welches Anlaß zu meiner höchst merkwürdigen Reise nach Abessynien in Afrika gab.

Der Kaiser von Japan geruhte mich vor sich rufen zu lassen, als er des Morgens um eilf Uhr zweiundzwanzig und eine halbe Minute ausgeschlafen hatte, und nunmehr seine Regierungsgeschäfte antrat, und folgendermaßen sprach:

Kaiser von Japan. Höre, mein lieber Leibbratenwender, die Rindfleischpastete, die ich gestern Abend bekam, war sehr schlecht. Ich habe nichts davon gegessen, aber die ganze Nacht von Rindfleischpasteten allergnädigst zu träumen geruht. — Nun erinnere ich mich noch aus der Schule, daß in dem Königreiche Abessynien die größten und schönsten Ochsen wohnen; und die Ochsen kommen mir nicht aus dem Sinn.

Pumper. Kein Wunder, in Dero großem Sinn müssen immer große Dinge liegen, also auch große Ochsen.

Kaiser v. Japan. Nun habe ich gewaltigen Appetit, eine Pastete von abessynischem Rindfleisch zu essen. Ist Abessynien weit von hier?

Pumper. Etliche tausend Stunden.

Kaiser v. Japan. Das ist eine Kleinigkeit gegen meinen

Appetit. Also lauf' doch geschwind hin, und sag' dem — — wie heißt auch der König von Abessynien?

Pumper. Er nennt sich der große Negus.

Kaiser v. Japan. Und sag' dem großen Negus, ich wolle einen Friedens- und Freundschaftstraktat mit ihm abschließen, wovon der erste Artikel lautet: Er solle mir alle Jahre zwei Dutzend von seinen größten Ochsen schicken. So hätt' ich denn jeden Monat zwei Stück zu verzehren. Dagegen nimm du ihm allerlei Kram aus meiner japanischen Porzellanfabrik mit, als Gegengeschenk. Ich geruhe dich auf der Stelle zu meinem Gesandtschafts-Ochsentreiber zu ernennen.

Pumper. Hochdero majestätischer Appetit, der sich über viele Länder mit bewunderungswürdiger Weisheit erstreckt, muß gestillt werden.

Kaiser v. Japan. Allein diese Ochsengeschichte muß das größte Staatsgeheimniß bleiben. Denn wenn man erführe, daß ich Waare dieser Art außer Landes machen ließe, so hätte ich die ganze hiesige Metzgerzunft auf dem Hals.

Pumper. Sehr wohl.

Kaiser v. Japan. Ich bin zwar souverän, kann nach allerhöchstem Wohlgefallen köpfen, hängen und rädern lassen, aber Zunft ist Zunft, und mein allerhöchstes Maul darf keinen Bissen Rindfleisch essen, der nicht von der Metzgerzunft in hiesiger Stadt fabrizirt ist. Jetzt geh' geschwind und mache deinem Posten Ehre. Brauchst du Geld?

Pumper. Ihre Majestät, ich habe keinen Gulden in der Tasche.

Kaiser v. Japan. So laß dir von meinem neuen Schatzmeister ein paar tausend Japansd'or auszahlen. Zwar sagte mir der alte Schatzmeister gestern, es sei nicht viel mehr in der Kasse; aber für diese Impertinenz ließ ich ihn allergnädigst abpeitschen und zum Land hinaus jagen. Ein Kaiser von Japan ist nie arm,

denn was seine Unterthanen haben, gehört ihm. Man soll noch heute eine neue Auflage ausschreiben zur Bestreitung geheimer Staatsausgaben.

Pumper. Sehr wohl!

Kaiser v. Japan. Es ist ein fatales Ding ums Regieren. Ich will keinem rathen, das Metier zu treiben. Man hat nichts davon, als Verdruß. Da erzählte man mir wieder, daß in vielen Gegenden meines blühenden Reichs große Armuth herrsche, Handel und Wandel stocke, und daß viele Tausende nichts zu beißen und zu brechen haben. Das ist einfältig. Wenn ich gegessen habe, sollte eigentlich Jeder satt sein, und sich von Herzen freuen.

Pumper. Allerdings, das ist sehr vernünftig. Ich wundere mich sehr über die Dummheit des Volks, daß es, in seine Lumpen gekleidet, sich nicht halb krank freut, wenn es Ihre Majestät in Sammet, Seide, Gold und Edelsteinen prangen sieht. Es ist sehr einfältig.

Kaiser. Ich merke schon, wo der Hase im Pfeffer liegt .Das Volk vermehrt sich zu sehr: Jeder will gegessen haben, denn Jedem wächst bei der Geburt ein Maul an, so sehr ich's auch ernstlich und gnädig verboten habe. — Am besten ist's, ich führe einmal wieder Krieg; da gehen wenigstens hunderttausend drauf, und die Uebrigbleibenden sind desto reicher. — Sag' dem Kriegsminister, er soll die Armeen mobil machen, und gegen die Mandschu=Tataren eine Kriegserklärung schreiben, und drucken lassen.

Pumper. Weshalb geruhen Ihre Majestät die Mandschu=Tataren eigentlich angreifen zu lassen? Haben sie feindselig gehandelt, Traktate gebrochen?

Kaiser. Nein, das eben nicht. Der Grund zum Kriege findet sich dann schon, wenn er aufhört. — Vorläufig kann man sagen, ich wolle das Gleichgewicht von Asien wieder herstellen, und Einrichtungen zu einem dauerhaften, ehrenvollen Frieden treffen.

Pumper. Sehr wohl.

Kaiser. Nun geh' zum großen Negus, bringe mir eine Parthie große Ochsen, und sag' ihm, ich lasse ihn schön grüßen.

Als ich Japan verließ, hatte der, obgleich blutige, doch wohlthätige Krieg wegen des Gleichgewichts von Asien und des ewigen Friedens schon angefangen. Man las schon in den japanesischen und tatarischen Zeitungen von Schlachten und Treffen, worin auf beiden Seiten mehrere tausend Soldaten und tapfere Vaterlandsvertheidiger zum Glanz ihrer Monarchen auf dem Bette der Ehre umgekommen waren; in Japan hatte man schon zweimal wegen einer großen gewonnenen Bataille (wenn man sie auch verloren hatte) mit allen Glocken geläutet, alle Kanonen und Böller gelöset, um dem Lande die Freude bekannt zu machen, und das Te Deum (will sagen: Herr Gott dich loben wir) mit vieler Andacht gesungen. Viele japanische Generale hatten sich schon mit Lorbeeren bedeckt, und die Beutel mit Geld gefüllt. Man las schon in allen öffentlichen Blättern, mit welcher Großmuth sie den besiegten Feind behandelt hätten, indem sie sich in den eroberten Ländern mit der Kleinigkeit begnügten, Alles aufzufressen, und das Uebrige durch Kontributionen und Requisitionen herbeizuschaffen, so daß die nackten und hungernden Einwohner die Milde der Sieger nicht genug preisen konnten. Ihre Menschenfreundlichkeit ging so weit, daß, wenn ihnen bei nächtlichen Märschen die Laternen fehlten, und sie also die Dorfschaften in Brand stecken mußten, sie die Einwohner vorher jedesmal höflich ersuchten, das Dorf zu verlassen, damit sie sich nicht etwa verbrennen möchten.

Ich führe dies nur deswegen an, damit man sehe, daß auch in Asien nicht mehr das eiserne Zeitalter der Barbarei ist, wie ehemals. Zwar hat man vorzeiten auch Kriege geführt, ohne zu wissen, warum? Zwar hat man damals auch gesengt, gebrennt, geplündert, gebrandschatzt, war aber dabei nicht halb so höflich,

wie heutzutage. Man kann daraus, als einen unumstößlichen Beweis, lernen, daß das menschliche Geschlecht sich immer veredelt; daß die Sitten sanfter werden, und die Herzen selbst im Kriege menschlicher fühlen. Ja es ist vorauszusehen, daß man immer sanfter und menschlicher werden wird in der Zukunft, und daß, ehe die Kanoniere im Felde gegen einander losbrennen, oder ehe Husaren sich einander die Köpfe absäbeln, sie sich vorher gegenseitig gehorsamst um Verzeihung bitten werden wegen dieser Unhöflichkeit.

Wie höchst erfreulich sind dem Menschenfreunde nicht diese Aussichten!

Ich verließ also die Hauptstadt mit einigen Frachtwagen voll japanischem Porzellan für den großen Negus. So lange ich durch unser Reich reisete, hatte ich Alles spottwohlfeil, und ich rathe Jedem, der nicht viel Geld ausgeben will unterwegs, auf die Art zu reisen, wie ich es that.

Ich nahm einen großen Troß von Heiducken und Kalmucken, Offizieren und Kurieren, zu Roß, zu Wagen, zu Fuß. Mit einem Wort, ich reisete wie ein großer Herr. Folglich, wohin ich kam, schickte man mir Zeremonienmeister entgegen, lösete man mir zu Ehren die Kanonen auf den Wällen, paradirte die Garnison, wies man mir den schönsten Palast an, regalirte man mich und die Meinigen mit Ehrenwein und Ehrenhaber, gab man mir frischen Vorspann, und wer am wenigsten hatte, mußte das meiste thun. Und das alles kostete mir kein Geld, sondern jeder war schon durch die Ehre bezahlt, die ich ihm erwies, bei ihm mich einzuquartieren, und ihm verzehren zu helfen, was er hatte.

Freilich mochten manche, wenn ich fort war, leise hinter mir her fluchen; aber was bekümmert sich ein großer Herr um das Urtheil des Pöbels? Das ist Kleinigkeit, und ich habe mich bei der neuen Manier, zu reisen, sehr wohl befunden.

Wäre ich allein, schlecht und gerecht, ohne Sang und Klang zu Fuß angekommen, oder in meinem Wägelein: ich versichere, keine Seele hätte mich angesehen; kein Mensch mich gegrüßt; ich hätte Alles bezahlen müssen, und hätte es doch trotz dem nicht halb so bequem gehabt. Denn die Wirthe in Japan verstehen die Kunst, lange Rechnungen zu machen, und mit doppelter Kreide zu schreiben aus dem Fundament; die Thorwächter sind in Japan die gröbsten Tölpel gegen Fremde, und die Polizei ist in den Dörfern von Japan so gut in der Ordnung, daß alles, was Hand hat, die Hand ausstreckt, um Almosen zu heischen. Da kommen Hände auf der Straße, Hände aus den Hausthüren, aus den Fenstern, und wenn einer auf dem Dache sitzt, vom Dache herab. Das alles kostet Geld, und bringt dem Reisenden wenig Freude.

Aller dieser Ungemächlichkeiten war ich nun durch meine Art, auf Wanderungen zu gehen, überhoben. Umgekehrt, man überhäufte mich, wohin ich mit meinem glänzenden Troß kam, mit Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien, und freute sich, und streute mir so viel Weihrauch, daß ich ganz benebelt wurde. — Ich habe demnach aus Oekonomie beschlossen, immerdar künftig, als ein großer Herr, zu reisen.

Als ich die Meeresküsten von Japan erreichte, hörte die Herrlichkeit auf. Ich mußte mit meinem Porzellankram auf ein Schiff, um nach China zu segeln. Indessen hatte ich doch noch als großer Herr unterwegs freie Zehrung, und als mein Schiff absegelte, schoß man mir zu Ehren noch ein paar Zentner Pulver in die Luft.

Vom Meere kann ich keine andere Bemerkung mittheilen, als daß dasselbe ganz voller Wasser ist, und daß ich von demselben, so weit wir wochenlang segelten, alles überschwemmt fand. Unterwegs fanden wir eine ansehnliche von wilden Völkern bewohnte Insel, unterm dreißigsten Grad nördlicher Breite, und dem hundertundsechszigsten der Länge. Da ich nicht wußte, wem dies

Land gehöre: so ließ ich vor Anker gehen, stieg ans Ufer mit allen Matrosen, hielt eine lange, rührende Rede, und nahm damit feierlich im Namen des Kaisers von Japan von dieser Insel Besitz. Ich nannte sie mir zu Ehren, Pumpersland, und schiffte mich nach dieser wichtigen Zeremonie wieder ein.

Man wird fragen: warum ich dies that? — Allein, man muß wissen, daß ich dadurch die Länder meines Kaisers vermehrte, obgleich die Einwohner der Insel von dem ganzen Spaß, daß sie erobert waren, nichts erfuhren. — Zweitens ist es Sitte, daß wenn Seefahrer von gesitteten Nationen ein neues Land entdecken, sie es sogleich im Namen ihres Souveräns in Besitz nehmen, und für sein Eigenthum erklären, das Land mag schon Besitzer und Eigenthümer haben, so viel es will. — Drittens, wenn die von mir eroberte Insel meinem Kaiser auch nichts nützt, kann sie doch dazu dienen, daß, wenn er einmal Krieg braucht, sie zum anständigen Vorwand eines Kriegs dient.

Sobald ich in China anlangte, ging meine Noth an. Ich warne Jedermann vor einer Reise nach China. Die Menschen bilden sich ein, man könne ohne Komplimente nicht leben. Der schlechteste Bettler auf der Straße könnte in Europa das Amt eines Zeremonienmeisters bekleiden. Sobald ich ans Thor der Stadt kam, gab's Bücklinge und Kratzfüße hinten und vorn und auf allen Seiten. Ich bückte mich links und rechts, kratzte mit beiden Füßen, daß der Boden dampfte, wie ein Huhn, das im Miste scharret, und ein Kompliment folgte aufs andere, und ich ward nicht fertig.

Als ich endlich das Wirthshaus erreicht hatte, war ich im Schweiße schwimmend, und meine Füße schmerzten mich, als hätte ich zwanzig Stunden Wegs gemacht, und mein Rückgrat war ganz verbogen.

Die Leute sind dort sehr eitel, und denken, sie haben feine

Lebensart, wenn sie einen mit Komplimenten, Bücklingen und Kratzfüßen außer Odem bringen. Alles was sie thun, geschieht, um sich zu zeigen, und was sie sonst Schönes haben.

Kein Mensch wird in China bei seinem ehrlichen Namen genannt, sondern alles bei einem Titel. Da heißt es links und rechts Herr Vetter Gevatter Zunftmeister, Frau Base Gevatterin Hauptmännin, Frau Unterbauamtsräthin und so weiter.

Besonders ist man in China in Militärtitel verliebt; alles ist da General, Hauptmann, Obrist, Obristlieutenant, Major, und wenn auch keiner in seinem Leben etwas vom Kriege gesehen oder gemacht hat.

Das Titelfieber hat so weit um sich gegriffen, daß eine Köchin dort Jungfer Küchenräthin, der Stallknecht Herr Stallrath, der Bettler Herr Almosen-Einnehmer, der Kaminfeger Herr Kamininspektor, der Perrückenmacher Herr geheimer Perrückenrath heißt. Und da man die Leute nur immer bei ihren Titeln nennt, so erfährt man niemals, wie sie eigentlich heißen.

In China kann man große Titel ohne Verdienste besitzen, aber große Verdienste ohne Titel sind dort keinen Heller werth.

Ich würde ihnen das gern verzeihen, nur ihre Höflichkeit ist zum Krankärgern. — Bei uns zu Lande hat derjenige die meiste Lebensart, der einen Fremden gleich so freundlich zu nehmen weiß, daß er bei uns wie daheim ist, und sich nicht mehr fremd fühlt. — In China aber bekümmert man sich wenig um das, was dem Andern lieb wäre, sondern um das, was vornehmer Ton ist. Alles was man sagt und anbietet, ist in Formeln, die nichts sagen.

Ich war bei einem geheimen Ober-Thor- und Brückenrathe zu Gast, und zwar zum Mittagessen eingeladen. Da mußte ich zwölf Minuten vor der Hausthür komplimentiren, über die Frage: wer

zuerst hineingehen sollte; eben so lange vor drei andern Thüren, machen achtundvierzig Minuten. Dann ging das Bücken und Kratzen gegen alle Gäste an, dauerte zweiundzwanzig Minuten; endlich zehn Minuten wegen des Stuhls zum Sitzen; genug, anderthalb Stunden Wegs hatte ich von der Hausthür bis zum Stuhl zu machen.

Eben so ging's bei Tisch, und beim Abschiednehmen. Auf der Straße mußte ich mich dreimal umkehren, und zurückkomplimentiren, rückwärtsgehend. Da ich hinterwärts keine Augen hatte, fiel ich beim dritten Kompliment dermaßen, daß ich die Beine gen Himmel streckte. Zwei andere höfliche Gäste waren die Treppe herabgestürzt aus lauter Höflichkeit, und hatten sich Arme und Beine geschunden. Selten geht's ohne Beinbruch ab.

Ein Herr, der mich heimbegleitete, wollte nie zu meiner Rechten gehen. Ich aus Höflichkeit wollte auf der linken Seite gehen. So liefen wir mit Bücklingen einer um den andern herum, bis wir beide quer über die Straße uns an die Häuser drückten, als wenn wir den Schwindel hätten.

Das ist feiner Ton und Lebensart!

Der Thee-Rausch.

Wohlgelahrter Herr Botenmann!

Du weißt für tausend Dinge Rath, und wenn einer die Leiter an den Mond setzen möchte, ich wette, du ließest ihn nicht im Stich. Drum höre auch mich an.

Wer nur jemals in eine christliche Kirche gekommen, weiß, daß die Trunkenheit ein abscheuliches Laster sei. Ein Trunkenbold soll nicht ins Himmelreich kommen. Man versteht aber unter einem Trunkenbold einen solchen Menschen, der das Weinglas, wenn es

leer ist, gern voll, und wenn es voll ist, gern leer sieht, bis er selbst nicht mehr weiß, ob es voll oder leer ist.

In unserer Stadt ergeben sich nun auch die Frauenzimmer der Trunkenheit. Sie trinken zwar nicht Wein, nicht Kirschenwasser, sondern Thee, und trinken im Thee richtig einen Rausch; wie das zugeht, ist mir selbst unbegreiflich. Aber den Rausch haben sie einmal, und Trunkenheit ist's, weil sie eine Tasse nach der andern über den Durst trinken.

Zwar singen sie nicht, und stolpern nicht, wie unsereins, wenn er zu tief ins Glas sah, sondern sie bleiben ehrbar sitzen. Aber sie fangen sogleich unter einander wunderliche Gespräche an, die vom Theerausch sonnenklare Beweise geben. Es ist der Theerausch aber böser, als der Rausch vom Wein; denn die schönen Damen schwatzen alsbald so viel Böses von ihren Nachbarn und Nachbarinnen (als sie nur wissen? o nein!), so viel sie nur können.

Da werden alle Stadtgeschichten durchgepeitscht, daß sich's Gott erbarme!

Zuerst fangen sie mit Kindtaufen an, dann geht's über Hochzeiten her, und endlich breiten sie sich über Ehescheidungen aus. Wenn's nichts mehr zu taufen und zu scheiden gibt, nehmen sie Politik vor. Sie halten's darin besonders, wie ich merke, gern mit gekrönten Häuptern. Nun, das gönn' ich ihnen gern.

Auch lieben sie die alte Geschichte, und wenn vor fünfzig Jahren eine artige Tochter zum Falle kam: so muß sie vor dem Theetisch noch einmal zu Falle kommen.

In ihrem Rausche lassen sie selbst den Todten keine Ruhe.

„Ja, Frau Base," sagte eine Base zur andern Base, „ja Frau Base, die verstorbene Frau Base X. war, Gott habe sie selig, eine gute Frau, aber den jungen Schreiber sah sie doch gern."

„Freilich, Frau Base," sagte die andere Frau Base: „und mit ihrem jüngsten Kinde war's so, so! Ich will nichts gesagt

haben. Ich weiß auch nicht, wie sich der Schreiber hat mit ihr einlassen können?"

„Das denk' ich auch, herzallerliebste Frau Base," sagt die dritte Frau Base: „denn die Base X., Gott habe sie selig, hinkte doch mit einem Fuße." „Hinkte mit beiden Füßen!" sagt die vierte. „Hatte eine lange Nase!" sagt die fünfte. „Hatte Katzenaugen!" sagt die sechste. „Hatte den Geizteufel im Leib!" sagt die siebente. Und so geht's fort, bis die Frau Base X. wie ein Drache geworden.

Ich selbst habe von dieser Basengesellschaft viel gelitten. Um witzig zu sein, erfindet sie für alle Leute in der Stadt Uebelnamen; und so bekam ich, weil ich einmal die blauen Strümpfe einer schönen Tochter in Schutz genommen, den Beinamen Blaustrumpf, den ich mir aber zur Ehre anrechne, da ich ihn für eine so gute Sache empfing.

Ich habe eine Frau, die keinem Menschen, auch wenn sie das Böseste von ihm wüßte, das Geringste nachreden würde. Aber sobald sie mit den andern Frau Basen am Theetisch sitzt, und sie die dritte Tasse getrunken hat, ist sie, wie alle andern, und ihr Zünglein plappert und klappert mit den andern um die Wette. Ist der Rausch aber vorbei, so ist sie wieder so fromm, wie am ersten Tage nach der Hochzeit.

Nach meiner Einsicht ist der Rausch, den das Theetrinken verursacht, an allem Unheil schuld.

Ich setze also hundert Gulden als Preis für Mediziner und Doktoren aller Art aus, auf die beste Beantwortung der Frage:

„Wie sind unsere Frauen vom übermäßigen Genuß des Thee's abzuhalten? oder wie kann man die schädlichen Wirkungen des Thee's und alle Fraubasereien vermindern, daß jeder ehrliche Mensch bei seinem in der Taufe empfangenen Namen bleibt, und die Lästerchronik in unserer Stadt abgeschafft werde?"

Kannst du dieses Räthsel selbst zur Genüge lösen, so hast du hundert Gulden verdient, von deinem fleißigen Leser

Nikodemus Blaustrumpf.

Send- und Klageschreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfrau Petronella Pappelpips.

Mossjeseh Botenmann!

Wiewol ich Endsverschriebene eine ordenliche repussirliche Junpfer bin, und noch nicht mal 40 Jahre alt bin, und noch in mein Leben kein Mannsbild geschrieben habe, so muoß ich Ihnen melten thun, daß der Herr Nikodemus Blaustrumpf rächt inbartinent ist, und vor God und der Welt auf mich sticheld. Denn erstenz laß ich kain mannsbild auf mich Sticheln, zweitens ist's eine Luk, das der Teh einen Rausch machen thut, viertens ist es ausferschämt, das ich mit meinen lieben Frau Besen son herr Blaustrumpf und andern in der Soareh bös und übel reden thue. Und das wir son Bulletik sprechen ist auch eine Luk.

Herr Blaustrumpf sollte sich nuhr selbst an die Naß fassen und vor seiner Thier sägen. Und wenn er der Herr ist, der ich maine, so weiß er wohl am beschten, daß der Herr Birgemeister ihn hat wollen püssen machen, vier das Laschter der Trunkenheit, weil er alli Nachmittag ein Rausch hat, und hendel macht. Und man weis wohl, das es mit seinen Haus auf schlächten Füßen steht, ob er gleich für seine Frau die schönsten Musseline kleider und Schals son der Messe mitbringt. — Aber das geht mir nichts an.

Wenn ich und meine Besen zusammen kommen haben wir frei wol son wichtigere dinge zuo reden, als von Hochzeith und Kindtauffen. Wir reden, was christliche Lieb erfordert, und warnen uns for das beispill der schlechten läute. Wir wüssen zwar rächt

gut, daß die Jungfer X**, die mit ihrem langen Schlebb wie ein Heidechs aussehen thut, mit den französchen Haartrillerie-Ofzir schön gethan, der sie hat sitzen lassen, woran er rächt hat, und wir könnten auch sagen fon hern Bräsitenten, der sich vill Gelt gemacht hat, man weis wol wie? — aber bhütis God, so was kommt nicht über Unsre lippen.

Und fon denen Herren reden wir in der Soareh gahr nicht, den die sind es nicht wert? das fählte noch! nein, so schlimm ists nicht? — die Herren denken, man denke nuhr an sie, und habe Nichts besseres zu thun, als daß; — O Nein, weger? die Herren sind heut zu tage Wurmstichig; Es haben mir schon fiele die Kur gemacht, ich wil aber keinen. Denn sie halten nicht wordt, und sagen schönes! was ihr Harz gar nicht glaupt. Da mögen sie zuo kindern fon 20 bis 16 jahren gehn; aber nicht zu mir, die ich sie besser könne, ungeacht das alle Besen auf mich dringen, daß ich heuraten solle.

Man sieht wis geht. Wenn sie einen haben, so ist man ihre Schlafin. Der ainte geht und spült den ganzen Tag und laßt die Frau daheim, der andre fengt an zu triuggen, der dritte hat kein ordnung, und in seiner Stube sieht es aus wie in eim Grümbelgemach, und man hat den ganzen Tach aufzuraumen?

Und Pulletik, das verbitt ich mir, sprechen wir in der Soarö gahr nicht, es ist mir gleich, ob der grose Ponabarte Kaiser der Lumperdei, oder nicht war, aber, ich sage nur, das es seiner Frau wol geglüggt ist.

Nein, meine lieben Besen und ich sprechen am allerliebsten von der Lieberatur, weilen wir frauenzimmer von Erziehung sind, und fon den schönen Büchern, wo wir läsen thun. besonders sind die empfintsammen Rittergeschichten unsre Sach, wo viel ums leben Kommen. Wenn unser Stetlein gros wäre, so hetten wir auch Commedie; und wir wären gewis so murallisch und delli-

cat, wie irgend, wo Mann keine Kummedie spülen thut, worinn Räuber Mural Predigen, sondern nuhr schöne und züchtige Stügge aufführen thut, wie Hironemus Knikser und das Donauweibchen und solche Maisterstikke, die rächt ehrbaar und gans Erschröcklich lustig Sind.

Sät ihr, Herr, das saget nur den herrn Blaustrumpf wieder, den ich wol könne.

Und daß ist gut, und er sol es blaiben lassen, daß er wieder von dem therausch ein Brief schreibt, sonst komm ich noch hundertmal ärger, und dekke der ganzen Welt seine Sind und schande auf. Doch nein, man muß immer son den Läuten das beste reden, ist meine Mach=zime.

Das las dir zur nachricht dinen, Herr Bote!

Dero Ergebene Dienerin und servante
Petronella Pappelpips.

Nachschrift. Deine Wochenschrift taugt nichts, und ist nur führ gemeines Folk gemacht, aber nicht für Leite fon Hedokazion, wie Unsereins.

P. S. thut mier den Gefallen und laßt diesen Brief auch truggen wie den herrn Blaustrumpf, er soll sich in den finger baissen, wenn Er daß liest, Und seine Frau auch.

P. S. ich hette bald vergessen, Daß ich keine Antwort ferlange, den ich kurespondire nicht mit mannspersonen, weil Mann gleich etwas böses dafon denkt. Ich kennte wohl von 50 herren briefe haben, aber von dir brauch ich keinen.

P. S. ihr solltet euch auch Einmahl lustig machen über die Herren in ihren Leistht. Die sprechen erst recht Pohlitik, und Rauchen Thabak, Ohne ihre frauen, und daß ist gahr nit amüthig.

Hans Gregorius Haselstock, Zimmermann und Schulmeister.

Vielweiser, Hochgelahrter Herr!

Alldieweilen und sintemalen ich wohl merke, daß du kein einfältiger, aber fast ein gescheiter Mann bist, so will ich auch einmal an dich schreiben thun, und dir meine Noth klagen.

Wie du schon gesehen haben wirst, so bin ich ein Schulmeister, und das schon in die zwanzig Jahre, und habe bisher meinem Amt in allen Ehren vorgestanden. Das Schulmeistern hab' ich von meinem seligen Vater gelernt, und versteh' es aus dem Fundament, und treibe es zum Nutz und Frommen meiner Gemeinde fort, wie er es getrieben.

Nun sind da einige junge Bursche heimgekommen, die thun, als ob ihnen in der Fremde andere Schnäbel gewachsen wären, und wollen mehr wissen, als ich, und erzählen, wie man an andern Orten anders schulmeistere, als bei mir, und wie die Schulkinder an andern Orten mehr lernen, als bei mir. Und die Leute glauben ihnen.

Besonders machen sie gar viel Rühmens von einem vielgelahrten Herrn Pistulazzi, den ich gar nicht kenne, und wie er auf eine nagelneue Manier schulmeistere, daß man in weniger Zeit viel bei ihm lerne, und meinen, ich soll eben auch schulmeistern, wie er.

Nun hab' ich meine Noth unserm alten Herrn Pfarrer geklagt (Gott erhalt' ihn noch lange unter uns!), der über die neuerungssüchtigen Leute recht böse geworden ist. Da hat er mich wohlmeinend vermahnt: „Ich solle nur fest und unbeweglich beim Alten verbleiben — im alten Geleise fahre man am besten!“

Und er hat Recht.

Denn als ich mich näher um die neue Art erkundigte, hab' ich Dinge erfahren, davor mir alle Haare gen Berge standen!

Nach der neuen Schulmeister-Art, die Herr Pistulazzi eingeführt hat, braucht man keine Ruthen, und keine Stöcke, um die Kinder zum Lernen anzuhalten. — Ei, das ist ja entsetzlich! — Was ist ein König ohne Scepter? was ein Schulmeister ohne Stock und Ruthe?

Der Stock, ihr Herren, der Stock ist das Fundament der Unterweisung, und die wahre Seele des Fleißes!

Es ist ja weltbekannte Sache, daß die verderbte Natur des Menschen allem Guten widerstrebt — also mit dem Stock fleißig hinterhergefegt, und die verderbte Natur herausgeprügelt! Ein Keil treibt den andern, sagt das Sprichwort.

Müßten sich nicht unsere Väter und Großväter noch im Grabe todt ärgern, wenn sie erführen, daß ihre Kinder und Kindeskinder weniger Schläge bekämen, als sie zu ihrer Zeit bekommen haben?

Nein, ich schlage, Gott sei Dank, seit zwanzig Jahren einen guten Hieb, und will auch fernerhin die Nachkommenschaft unserer Gemeinde ehrbarlich zusammenhauen, wie sich's geziemt. Mein Vater, Gott hab' ihn selig, hat als Schulmeister die gegenwärtig angesehensten Männer unserer Gemeinde braun und blau geprügelt, und das von Rechtswegen! Jetzt sind's alle brave Leute geworden, die zwar noch nicht recht lesen und schreiben können, aber doch leben und leben lassen! — Was sagt Ihr dazu?

Wenn Ruthen und Stöcke nicht für eine wohleingerichtete Schule die nothwendigsten Dinge wären, so hätten mein Vater und ich nie das Recht gehabt, jährlich aus dem Gemeindswald unser Holz unentgeldlich zu beziehen. — Wofür wächst denn Holz? Nicht etwa auch für den Schulmeister?

Ferner ist es grundfalsch vom Herrn Pistulazzi, daß er seine Schulkinder nicht viel auswendig lernen läßt, sondern mehr

auf Uebungen des Verstandes, auf Kenntnisse und Kunstfertigkeiten hält. — Wenn die Jugend viel auswendig lernt, bekömmt sie ein gutes Gedächtniß, und das geht über Alles! Man lernt so einen Schatz in den Kopf hinein, den man sein Lebtag nicht vergißt.

Da wissen die ältesten Männer in meiner Gemeinde noch heutzutage auf ein Haar zu erzählen, was sie in der Schule von Sodom und Gomorrha, vom Thurmbau zu Babel, von den drei Männern im Feuerofen, von den Baalspfaffen, von der keuschen Susanna und dergleichen, gelernt haben. Es ist beweglich anzuhören. Zwar es hilft ihnen nicht, aber es schadet doch auch nichts!

Von Verstandesübungen halt' ich nichts, weil ich nicht weiß, was Herr Pistulazzi damit sagen will. Ich bin ein erfahrner Schulmeister, und verstehe mein Handwerk so gut, wie einer. Aber von Verstand muß man mir nicht reden! — Verstand gehört nicht in die Schule, sondern der kömmt mit den Jahren von selbst, wie das Sprichwort lautet.

Auch soll Herr Pistulazzi seine Schulkinder sogar zum Nachdenken und Selbstdenken über alles anhalten, was sie hören und sehen.

Unser Herr Pfarrer sagt: mit dem Selbstdenken sei es, wie man wolle, aber allemal gefährlich für das Volk. Man muß dafür sorgen, daß die Kinder in der Schule nie recht verstehen, was sie lernen! Würden die Leute weniger für sich selbst nachdenken, sondern glauben, was man ihnen zu sagen gut findet: so wäre weniger Streit in der Welt, und mancher verdiente Mann säße fester im Sattel, als er sitzt.

So sagt unser Herr Pfarrer, und der liebe Herr hat Recht!

Meine Jungen lernen hundert Sachen in den Kopf hinein, ohne es zu verstehen, und sind nicht daran gestorben. Auch erkläre ich ihnen durchaus nichts von dem, was sie lernen, und

damit erspare ich viel Zeit! — Wenn die Buben über jede Sache, und besonders bei den Geschichten von der keuschen Susanna, von der Bathseba, von Potiphars Weib u. dgl. m. erst noch nachdenken wollten, so wäre des ewigen Fragens kein Ende, und wo käme ich zuletzt hin?

Nein, nein, bleibt mir mir dem Denken vom Halse! daraus wird nichts! — Ein Bauer muß nicht Alles wissen und verstehen; das ist gut für Gelehrte! Sehet doch an den Ochs und den Esel, das Kalb und das Schwein — die lernen auch nicht denken, und werden doch mit der Zeit dick und fett!

Lasset euch also von der neuen Lehrart in den Schulen nicht verführen! — Es mag endlich sein, daß Kinder dort geschwinder und besser lesen, schreiben und rechnen lernen — an den Orten, wo die neue Schulart eingeführt ist, behaupten es alle Leute — aber ich bitte doch, saget nur, wozu sind Schulen in der Welt? — Sind sie nicht hauptsächlich, damit ein Schulmeister sein Geld verdiene, so gut wie andere Leute? — sind sie nicht, damit die Kinder still sitzen lernen, und erfahren, was Schläge sind? — sind sie nicht besonders deswegen, damit die liebe Jugend frühzeitig im Leiden geübt werde, damit sie, wenn sie älter ist, sich an die Uebel des Lebens schon gewöhnt habe?

Lesen und Schreiben sind zwar gute Dinge, aber keine Hauptsache. Und wenn kein Mensch lesen und schreiben könnte, unsere Berge würden drum nicht einfallen.

Das hab' ich dir nur sagen wollen, zu Handen anderer Schulmeister und Gemeinden.

Verbleibe übrigens mit aller Veneration und Estime dein

treugehorsamster Serviteur und Schulmeister

Hans Gregorius Haselstock.

Sendschreiben der Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Quakli an die Frau Feuer-Spritzen-Leutenantin an der vordern Stange.

Hoch- und großgeborne Frau, Herzallerliebste Frau Muhme Gevatter Feuer-Spritzen-Leutenantin an der vordern Stange!

Es thut mir bis in die Fingerspitzen wohl, daß ich Euch wieder einmal bei Eurem rechten Titel tituliren und begrüßen kann, und daß, Gott sei Dank, alles wieder auf dem rechten Fleck sitzt.

Wir haben uns seit sechs Jahren nicht geschrieben. Aber es ist auch damals ordentlich gewesen, wie am jüngsten Tag. Die Welt war wie verkehrt, und stand auf dem Kopf, und man riskirte alle Tage, die letzte Posaune zu hören.

Jetzt sind wir wieder im alten Gleis, oder kehren dahin zurück, wie die Krebse, die sich beim Rückwärtsgehen sehr wohl befinden, und nicht, wie es Vielen ergangen ist, mit der Nase anrennen.

Ich habe eine Bitte an Euch, und die dürfet Ihr mir nicht abschlagen. Ihr müsset es Euch aber weder gegen mich, noch gegen Andere merken lassen, daß ich Euch darum gebeten habe, sondern meine Reisebeschreibung um die Stadt, welche ich Euch schicke, in die Zeitungen setzen lassen, als wenn ich nichts davon wüßte.

Von vornehmen Leuten steht heutzutage alles in der Zeitung, was sie zu Nacht gegessen, wen sie freundlich gegrüßt, ob sie sich den Finger geklemmt, oder ob sie ein Kind zur Taufe gehalten haben. Das ist sehr nützlich für das gemeine Volk, damit es Respekt habe, und erinnert einen an die alte gute Zeit, wo noch lange Titel, breite Haarbeutel, hohe Absätze unter den Schuhen und kleine Grundsätze im Kopf Mode waren.

Ja, Frau Base Gevatter Feuer=Spritzen=Leutenantin an der vordern Stange, fürchtet Euch nicht, es wird schon noch besser kommen. Die Potentaten und Fürsten und wir andern Ehrenleute können jetzt auch wieder ein Wort sagen, und die absurden Philosophen müssen wohl das Maul halten, und das mit Recht. Es muß noch dahin kommen, wie vor einigen hundert Jahren, wo man die Hexen verbrannte, und es thut mir noch gar nicht leid, daß ich meinen großen Reifrock mit Stahlfedern aufgehoben habe, den ich von meiner Frau Großmutter sel., der gewesenen Frau Ueberreiterin, nachmaligen Frau Postmeisterin, erbte. Er wird gewiß wieder Mode.

Wenn die alte Ruhe und das Glück der Welt wieder kommen soll, müssen schlechterdings die Herren wieder große Knotenperrücken tragen, alle Bücher verboten, ehrbare Menuetten statt der Walzer getanzt, und die Ehrenämter an die Meistbietenden versteigert werden

Mein Gemahl, der Herr Vetter Gevatter Land=, Stadt= und Platz=Major, hat sich ein neues Wägelchen, eine Chaise, zugelegt, worin wir beide zuweilen geruhen, spazieren zu fahren. Denn wenn man bei dem gemeinen Volk etwas gelten will, muß man sich hoch machen. Seitdem wird's auch mit den Straßen besser. Denn da der Weg um die Stadt immer schlechter, und der Koth immer tiefer ward, hat sich mein Gemahl endlich ernstlich drein legen müssen, und seine Vorstellungen bei der Obrigkeit haben gewirkt, daß jetzt alles neu gepflastert wird, welches nothwendig auch in der Zeitung stehen sollte, damit es auswärtige Mächte wüßten.

Vorgestern hat die Bürgerschaft einen neuen Nachtwächter gewählt. — Der Nachtwächter hielt eine feierliche Rede, die wahrscheinlich gedruckt werden muß, und heut soll er installirt werden. Das lasset auch in die Zeitung rücken, denn in unserer kleinen Stadt haben wir keine Zeitung, und die Sache ist doch wichtig für das Ausland. Es haben sich zehn Personen um die Stelle be=

worden, aber der alte Max hat sie erhalten, weil er auf der Probe schrie, daß man die Ohren zuhalten mußte. Er ist zwar halb blind, aber des Nachts gibt's auf den Straßen nichts zu sehen.

Vergesset meine Bitte nicht, wegen der Reisebeschreibung.

Ich habe die Ehre zu geharren,

Hoch- und großgeborne Frau Base Gevatter Feuer-Spritzen-Leutenantin an der vordern Stange,

Dero wohaffektionirte

Frau Base Gevatter Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Quakli.

Reise der Frau Anna Quakli um die Stadt.

Am 17. Hujus erlebten wir in unserer Stadt das Vergnügen, die groß- und hochgeborne Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Quakli spazieren fahren zu sehen. Man kann nicht genug die Holdseligkeit ihrer Mienen bewundern, mit der sie aus der Hausthür trat.

Sie war prächtig angekleidet; trug eine schwarze mohrne Robe mit großen Blumen, auch der Herr Gemahl hatte grüne atlassene Beinkleider an.

Die vorübergehenden Zuschauer gingen sehr vergnügt vorbei.

Um zwei Uhr, siebenunddreißig und eine halbe Minute stieg die Frau Quakli in höchst eigener Person in die neue Chaise, und verlor Hochderoselben linken Schuh beim Einsteigen.

Man kann nicht genug die Geistesgegenwart und Seelengröße rühmen, mit welcher Dieselben das unerwartete Unglück ertrugen. Sie nahmen mit unbeschreiblicher Majestät den linken Schuh in Dero rechte Hand, und bewiesen dadurch, daß hohe Personen alles mit angestammtem Adel und Würde verrichten.

Sobald der Schuh ohne weitere Unfälle angezogen worden war, wobei die Kammermagd dienstreiche Handleistung bot, fuhr der Zug ab.

Voran ging ein schönes Roß, dem man es nicht ansah, daß es etwas steif war; dann folgte der Wagen, welchen der Herr Gemahl mit selbst eigenen Händen regierten, und den Beschluß machten Deroselben Frau Gemahlin, die, wie gemeldet, im Wagen saßen.

Es war ein wahrer Triumphzug durch die Stadt. Man wußte nicht, ob man den Herrn, oder den neuen Wagen, die Frau oder das Roß bewundern sollte. Man bewunderte demnach alle vier, um keinem Unrecht zu thun.

Der Zug ging majestätisch langsam zum obern Thor hinaus, wo der Thorwächter sogleich mit entblößtem Haupte ins Gewehr trat, um die gebührenden Ehrenbezeugungen zu leisten. Man observirte bei dieser Gelegenheit, daß Herr Land-, Stadt- und Platz-Major sehr ernst und feierlich waren wie es sich für einen Mann von seiner Würde und seiner Gewalt geziemt. Hingegen Deroselben Frau Gemahlin waren leutselig und lächelnd, und überaus liebreizend gegen die Wacht.

Da große Männer gewöhnlich auf die größten Kleinigkeiten achten, hielten der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major am Thor still, und nahmen über den Thorwächter Generalmusterung vor; bemerkten sogar, daß er sich die Strümpfe nicht gehörig aufgebunden hatte. Nach dieser wichtigen Beobachtung ward die Wacht befragt, um die aus- und einpassirten Fremden. Es ergab sich, daß vor zwei Stunden in der That ein Landstreicher mit seinem Weibe, das ein Kind auf dem Rücken getragen, einpassirt sei. Der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major vernahmen dies mit hohem Wohlgefallen, und Dero Frau Gemahlin beschenkten den Wächter zur Aufmunterung in seinem militärischen Staatsposten mit einigen Zuckermandeln.

Nach diesem Ereigniß, wobei viele Zuschauer waren, weil eben die Kinder in die Schule gingen, fuhr man weiter, und gelangte zum Stadtbach, den man wohl den Stadtfluß nennen könnte, weil Bäche sich nicht für Städte, sondern nur für gemeine Dörfer schicken. Doch ist zu bemerken, daß der Bach, oder Fluß noch nicht schiffbar ist.

Am Bache ging der Herr Schulmeister spazieren. Da es sich schickt, daß große Herren die Gelehrten hochachten, weil sie von denselben Ruhm und Unsterblichkeit erhalten können, und weil sich große Herren damit das Ansehen großer Beförderer der Wissenschaften und Künste geben können, so hielten der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major abermals still; beide hohe Honoratioren grüßten den Schulmeister freundlich, und traten sogleich in ein tiefsinniges Gespräch über Staats- und Landwirthschaft, indem sie fragten: wie viel Dünger der Schulmeister jährlich auf seinen Acker führe? und ob er seine Wiese mit Jauche oder Gyps beschütte?

Der Schulmeister antwortete mit Ehrerbietung, und da die Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin weltkundigermaßen eine große Gönnerin der Natur und Liebhaberin der Botanik sind: so machten sie die Anzeige, daß die Kirschbäume nächstens blühen würden, welche Voraussagung auch wirklich vierzehn Tage darauf erfüllt ist, wie es sich von dem tiefblickenden Geist einer solchen Dame erwarten ließ.

Kaum waren die hohen Reisenden, nach gnädiger Entlassung des Schulmeisters, wieder allein: so machten der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major die Bemerkung, daß der Schulmeister sehr schlecht besoldet sei, aber auch wenig genug verstehe. Derselbe habe deshalb schon mehrmals gedroht, seine Entlassung zu geben, und sich gänzlich der edeln Schuhmacherkunst zu widmen. — Frau Quakli aber erhoben sich mit Eifer dagegen.

Man will von ihren damaligen Aeußerungen auch Folgendes bemerkt haben:

„Wir haben schon Schuhmacher genug in der Stadt; aber der Gelehrten zu wenig. Wird der Schulmeister Schuhmacher, so hätte meines Schwagers Bruders erster Frauen Stieftochter Mann beim kleinen Brunnen an der Kälbergasse neben dem Wirthshaus zur goldenen Sau allzu wenig Verdienst. Man muß diesen Gelehrten festhalten, damit auswärtige Mächte sehen, wie wir die Wissenschaften schätzen. Gehaltszulage muß der Schulmeister nicht haben, denn man sagt, fette Hühner legen keine Eier. Aber der Magistrat gebe ihm den Professorentitel unentgeldlich. Er kann Professor der Lese-, Buchstabier- und Schreibkunst werden.“

Unstreitig wollten der Herr Quakli dieser ächt- und feinpolitischen Meinung von Deroselben Frau Gemahlin beistimmen, aber sie wurden daran durch einen unwillkürlichen Kitzel in der Nase gestört. Herr Land-, Stadt- und Platz-Major geruhten darauf mit einem so entsetzlichen Krachen zu niesen, daß nicht nur der Thurmwächter in der Stadt behauptete, es mit beiden eigenen Ohren auf dem Stadtthurm gehört zu haben, sondern daß auch alle Vögel eine Viertelstunde rings umher höchlich erschrocken gen Himmel flogen, das Roß vor dem Wagen scheu ward, und mit Entsetzen sammt dem Wagen und den darauf befindlichen hohen Personen davon lief.

Es ist nicht genug zu beschreiben, wie kaltblütig und mit welcher Seelengröße sich beide, der Herr Gemahl und Dero Frau Gemahlin, in dieser Todesgefahr zeigten. Besonders bewundernswürdig war die erhabene Geistesgegenwart der groß- und hochgebornen Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin. Sie schrieen solchergestalt und dermaßen aus allen Leibes- und Seelenkräften, daß der alte Bannwart Tobis, der sonst nur sehr schwer hört

aufmerksam wurde, herbeilief, dem wilden Roß in die Zügel fuhr, und es zum Stillstehen brachte.

Indem der Bannwart das Roß festhielt, schrie er: „steh du, willst du mit allen Narren nach Japan?"

Bei diesem höchst unbesonnenen und gefährlichen Ausruf erschraken beide hohen Standespersonen sehr, und mit Recht. — Zwar hatten vor einigen Jahren der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major das Pferd von einem russischen Marketender zum Andenken Seiner Durchlauchten Excellenz Graf Suworow Rimnisky Fürst Italinsky gekauft, aber diese Anspielung des Bannwarts auf Japan konnte für unsere Stadt höchst nachtheilige Folgen haben.

Denn da unsere Stadt ein Theil des Staats ist, und der Staat mit Frankreich im Bunde steht, Frankreich hingegen mit Oesterreich, und Oesterreich mit Preußen in gutem Vernehmen sind; da ferner das preußische Haus mit Ihro Majestäten von England verwandt sind, England aber laut geheimen Nachrichten in den Zeitungen mit Japan in Handel und Wandel lebt: so beleidigte der unbehutsame Bannwart nicht nur den Kaiser von Japan, sondern der Bannwart stieß fast ganz Europa und Asia vor den Kopf.

Dies erschreckliche Versehen betrübte beide hohe Standespersonen sehr. Der Bannwart, weil er wegen Gehörlosigkeit nichts von den Vorwürfen verstand, die man ihm wegen seines diplomatischen Fehltritts machte, ging brummend davon. Die erste Satisfaktion, welche beide Honoratioren der japanischen Monarchie ertheilten, war, daß sie dem Bannwart kein Trinkgeld für seine Mühe gaben, die er gehabt hatte, das Roß anzuhalten.

Darauf, als der Wagen weiter fuhr, beschlossen die hohen Reisenden, alles Mögliche anzuwenden, den Vorfall geheim zu

halten, und den Staatsfehler des Bannwarts keiner Seele anzuvertrauen, außer dem gesammten Magistrat.

Denn obwohl Japan dermalen noch stark im Kriege begriffen ist, und unsere Stadt vor der Hand noch keine Feindseligkeiten von daher zu befürchten hätte, könnte dennoch der Kaiser von Japan bei ruhigern Zeiten unserer Stadt die Sache wieder vorrücken. Die Stadt würde in einige Verlegenheiten durch einen Krieg kommen, da von unserer Seite die Armee nicht stärker ist, als fünfundzwanzig Mann Linientruppen, zwei Mann Kavallerie, einem Regiment von fünf Mann Scharfschützen, einem Bataillon von zwei Mann Artilleristen, die aber, außer einem kleinen Böller, keine Kanone haben.

Der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major ließen sich bei dieser Gelegenheit in seine militärische Betrachtungen ein, deren Richtigkeit und Wichtigkeit alle Welt in Erstaunen setzten. Sie behaupteten, Japan würde uns gewiß endlich durch die Menge seiner Truppen überwinden, und mit dem Schwert in der Faust die Friedenstraktaten vorschreiben. Doch versprachen sie, für das Vaterland den Tod des Helden sterben zu wollen, über welche Reden die Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin ganz in Thränen zerflossen.

So großes Unheil kann die unvorsichtige Rede eines Bannwarts über einen großen Staat, ja, über eine ganze Stadt bringen.

Unter solchen Gesprächen erreichten die hohen Reisenden endlich das sehnlich erwünschte Ziel ihrer mühsamen und mit tausend Gefahren begleiteten Reise, und langten beim untern Stadtthor glücklich und höchst wohlbehalten an.

Niemand, der ihnen auf der Straße begegnete, sah ihnen die erlittenen Unglücksfälle an; so sehr sind große Seelen über alle Stürme des Schicksals erhaben. Nur der Herr Haus- und Leibschneider des Herrn Land-, Stadt- und Platz-Majors

bemerkte mit Entsetzen: daß die grünatlassenen Beinkleider desselben einen Riß bekommen hatten. Dieser beklagenswerthe Umstand erregte gerechten Kummer bei der Gemahlin des Verwundeten; doch machte der Schneider Hoffnung, daß der grausame Riß in den Beinkleidern nicht unheilbar sei.

Alle Minuten mußten die hohen Reisenden auf der Straße anhalten, um denen, die Hochdenselben begegneten, den Staatsfehler des Bannwarts zu erzählen, und die entsetzlichen Folgen zu berechnen, welche aus seiner unvorsichtigen Aeußerung gegen einen mächtigen asiatischen Staat entstehen könnten. In Kurzem war die ganze Stadt von dieser kritischen Angelegenheit unterrichtet; und die hohen Reisenden konnten nicht begreifen, wie das Staatsgeheimniß so plötzlich unter das Publikum gekommen sei. Aber man sieht wohl, daß hohe Personen nichts thun können, ohne von tausend Augen beobachtet zu werden. Dies ist allerdings eine wahre Last und Bürde angesehener Personen, davon aber das gemeine Volk nichts begreift.

Als Hochdieselben vor ihrem Hause anzulangen geruhten, stiegen sie Höchstselbst aus, um von den Schicksalen einer Reise auszuruhen, neben welcher eine Reise um die Welt verhältnißmäßig eine wahre Kleinigkeit ist.

Stoffels Reise nach Lalenburg.

(In Briefen an seine Mutter.)

Erster Brief.

Liebste Mutter!

Wenn Ihr Euch wohlbefindet, soll's mir lieb sein: ich Gottlob befinde mich auch wohl, desgleichen die Bäsi Land-, Stadt- und

Platzmajorin allhier; nur meine Schuhe haben Schaden genommen vom vielen Laufen, und der Schuhmacher sagt, sie seien ohne Rettung verloren, was mich tief von Herzen betrübt. Ich will aber die Schuhe zeitlebens zum Andenken meiner Reise aufheben, damit noch Kinder und Kindeskinder daran sehen, was ich auf meiner großen Reise ausgestanden habe. Ihr könnet auch meine Reisebeschreibung dem Schweizerboten schicken, damit die ganze christliche Welt erfahre, was ich erfahren habe, ehe ich die weltberühmte Stadt Lalenburg mit selbsteigenen Augen und Ohren angesehen und angehört habe.

Liebste Mutter, aber meine Reise ist so lang, daß ich Euch nicht Alles in einem Briefe erzählen kann: es werden also wohl zwei- bis dreihundert daraus werden.

Liebste Mutter, der Vater sprach, als ich von Euch ging: „Stoffel, sieh dich fleißig um, du wirst viel Neues sehen und lernen! Es sieht draußen ganz anders aus, als bei uns. Und wenn du unterwegs einen Lalenburger findest, so thue freundlich mit ihm, und denke, er sei von deinem Fleisch und Blut; denn unsere Vorfahren sind alle aus Lalenburg."

Das habe ich auch Alles getreulich vollbracht, und man sieht es gewiß einem Lalenburger schon am Schnabel an, daß er aus Lalenburg ist, und stände er unter hunderttausend andern Leuten, man würde ihn kennen. Und es sind viele Lalenburger in andern Städten und Ortschaften, und nicht bloß in Lalenburg allein. Das habe ich erfahren, und erfährt Jedermann, der auf Reisen geht. Ein rechter Lalenburger, vom guten Schrot und Korn, ist immer ein ganz eigener Mann, und versteht sich mit andern vernünftigen Leuten nicht, wiewohl er auch in seiner Art vernünftig ist. Genung, er macht's nicht wie andere Leute. Er ist groß und umständlich in allen Kleinigkeiten; in großen Dingen dagegen aus Bescheidenheit recht klein. Er will immer einen guten Zweck er-

reichen, daran zweifelt keine Christenseele; aber die Mittel, welche der Lalenburger dazu wählt, sind kräftiger, majestätischer, feierlicher, als die Mittel anderer Leute. Statt Fliegen todt zu schlagen, möchte er lieber mit Kanonenkugeln auf sie schießen, und wo er eine Pfütze sieht, von der er nicht weiß, woher sie gekommen, schreibt er sie noch der alten Sündfluth zu. Was er nicht versteht, gefällt ihm mit Recht am besten; und was er versteht, ist ihm gleichgültig, denn Alles ist eitel, spricht Salomo. Genug, ein Lalenburger ist ein ganzer Mann: er versteht Alles besser, als Andere; hat alle Weisheit, kann sie nur nicht immer recht von sich geben. Und so geht es mir auch!

Liebe Mutter, bis ich nach Lalenburg gekommen bin, habe ich nichts gesehen, das besser wäre, als bei uns zu Lande. Die Berge, über die ich in den kleinen Kantonen gekommen bin, sind für so kleine Kantone allzugroß. Es ist nicht darauf spazieren zu gehen. Man hätte sie sollen etwas abgraben, und damit die Krachen ausfüllen.

Im Welschlande haben die Leute allzumal die üble Gewohnheit, französisch zu reden, was mir sehr verdrießlich und beschwerlich war. Die Leute sollten doch endlich einmal anfangen, deutsch zu lernen, wenn man nicht ganz von ihnen wegbleiben soll.

Da ich nun weiter nichts zu schreiben weiß, bin ich Euer gehorsamster Sohn Stoffel.

Zweiter Brief.

Liebste Mutter!

Weil ich ein großer Staatsmann werden soll, so habe ich mein Augenmerk vor allen Dingen auf gute Einrichtungen. Aber an keinem Ort der Welt sind klügere Einrichtungen und Anstalten, als in Lalenburg. Darum rathe ich Jedem, der Rathsherr wer-

den will, oder Gemeindsschreiber, daß er nach Lalenburg reise, um sein Handwerk zu lernen, wie ich gethan. Man begreift nur den Nutzen nicht gleich auf der Stelle; man muß darüber nachdenken, so findet sich Alles.

Zum Beispiel, als ich noch zwei Stunden von Lalenburg war, holte ich einen alten Mann ein, der vor mir her hinkte. Er hinkte aber, weil er nur ein Bein hatte, wie der hinkende Bote auf dem Kalender. In seiner Hand trug er einen Spieß von entsetzlicher Länge, und einen Ledersack auf dem Rücken.

Ich fragte ihn, wer er wäre? Da sagte er: er sei der Extrakurier von Lalenburg. Das freute mich nun zwar sehr, mit einem Extrakurier nach der berühmten Stadt zu reisen; aber es ging mit uns doch etwas langsam, weil wir zwei nur drei Beine zusammenbrachten.

„Ei, guter Freund!“ sagte ich zu ihm: „Als Extrakurier solltet Ihr auf einem guten Roß reiten, oder im leichten Bernerwägelein, um schnell an Ort und Stelle zu sein.“

„Mit nichten!“ sprach der Kurier: „Es ist der Würde eines hochedeln Rathes angemessen, Alles mit weiser Bedächtlichkeit zu thun, und nichts zu übereilen. Ich aber bin der Eilbote des hochedeln Rathes. Wenn ich als Stafette ein Schreiben oder eine Ordre des hochedeln Rathes forttrage, und die Herren des hochedeln Raths sich glücklicherweise über Nacht eines Bessern besinnen sollten: so ist nichts verloren, nichts zu spät. Man schickt mir nach, holt mich ein, bringt mir Gegenbefehl. Mein Vorfahr hat blos deswegen den Dienst verloren, weil er zu schnell gelaufen war. Denn als unser hochedler Rath einst gegen einen benachbarten Ort allzugroße Nachgiebigkeit bewiesen, und das Schreiben abgeschickt hatte, bereute er es am andern Morgen. Da man den Brief zurückziehen wollte, hatte ihn der unvernünftige Kurier schon an Ort und Stelle übergeben. O, es wäre mancher Verdruß,

mancher Krieg, manches Blutvergießen in der Welt erspart, wenn sich die großen Herren nicht zu oft übereilten, oder hintennach einen Befehl widerrufen könnten. Darin ist unser hochedler Rath von Lalenburg klüger."

Liebste Mutter, das gefiel mir über die Maßen. Ich dankte dem Kurier; und ohne ihn hätte ich mich nicht nach Lalenburg gefunden, weil ich den Weg verlor. Ich verlor ihn aber, weil keiner da war. Man ging gerade aus, wie man konnte, und jeder Fuhrmann fährt, wie er mit dem Wagen über die Wiesen am besten durchkömmt.

Das schien mir im Anfang ein Fehler, weil dadurch viel Land verloren geht. Der Kurier aber belehrte mich eines Bessern.

„Seht!" sprach er: „alle Wege führen nach Rom, und alle nach Lalenburg. Es ist wahr, die Wagen verkarren viel Land; aber der hochedle Rath will keinen Eingriff in die menschliche Freiheit thun. Gehe doch Jeder, wo es ihm am besten gefällt. Wenn man in die Nähe großer Städte kommt, so sind allemal breite Landstraßen. Unsere Landstraße ist aber eine gute Viertelstunde breit, da kann man einander schon ordentlich ausweichen. Der hochedle Rath könnte zwar auch eine gepflasterte Heerstraße anlegen; Geld hat er genug; aber er thut lieber das Geld an Zins und spart. Sparsamkeit ist die erste Regententugend. Man sollte lieber Steine in Geld verwandeln, sagt der hochedle weise Rath, als Geld in Steine."

Liebste Mutter, dagegen läßt sich nichts einwenden.

Wir kamen durch einen großen Wald. Der Kurier sagte, er sei zweitausend Juchart groß in einem Stück. Hoch aber ist der Wald nicht. Der Gipfel der stärksten Eiche ging mir bis unter den Arm. Wären die Bäume thurmshoch, wie bei uns: so würde man nur die schöne Aussicht verlieren. Geht man also in diesem Lustwald bei schönem Wetter spazieren, so erkennen sich gute Freunde schon in der Ferne.

Und das macht den Lalenburgern gar keine Kosten. Statt Förster und Bannwart zu bezahlen, schicken sie die Geißen ins Holz. Diese gescheidten Thiere versehen den Dienst unentgeldlich. So weiß der hochedle Rath überall mit Klugheit zu sparen, und doch Alles gut zu machen. Wer im Winter Holz braucht; kauft es ohne Mühe von benachbarten Orten; so verdienen andere ehrliche Leute auch Geld, und wer kein Geld zum Kaufen hat, der frevelt das Holz bei den Nachbarn; so hat er es umsonst, und übt zugleich seine Klugheit und List. Denn listig sind die Lalenburger alle.

Endlich kam ich ans Stadtthor. Was mir da begegnete, erzähle ich im nächsten Sendschreiben.

Liebste Mutter, ich verbleibe Euer gehorsamster Sohn

Stoffel.

Dritter Brief.

Liebste Mutter!

Als ich ans Thor kam, war ich erbärmlich müde. Warum? die Lalenburger große Landstraße ist zwar sehr lang und breit, aber voller Koth, daß man beständig darin herumwaten muß. Ich erfuhr aber nachher, daß dies eine sehr nützliche Einrichtung für die Schuhmacher in Lalenburg sei, und deswegen in Ehren gehalten werde.

Als ich also ins Thor kam, und gar müde war, konnte ich leider nicht ins Thor hinein. Warum? Es steckte im Thor ein Heuwagen, der nicht rückwärts und nicht vorwärts konnte, weil er eingeklemmt war, wie der Zapfen in ein Spundloch. Nun waren Maurer und Zimmerleute an der Arbeit, das Thor über dem Wagen abzubrechen und ihm Luft zu machen. — Nun fing es an zu regnen.

Ich mußte also um die ganze Stadt herumgehen, und ein

anderes Loch suchen, um hineinzukommen. Es ging zwei andern Reisenden, wie mir. An diesem Thor stand eine Schildwacht, die lismete sich zum Zeitvertreib Strümpfe. Als wir vorbei wollten, zog sie die Lismernadel gegen uns, und schrie mit ganz erschrecklicher Stimme: „Halt!“

Da kam der Herr Oberthorschreiber gesprungen, und schrie ebenfalls mit entsetzlicher Stimme: „Halt!“

Gleich darauf kam der Herr Unteroffizier, zog den Degen vom Leder, und schrie noch fürchterlicher, als die zwei andern: „Halt!“

Das gefällt mir, es gibt der Stadt ein recht kriegerisches Ansehen.

Der Herr Oberthorschreiber forderte von Jedem von uns zwei Kreuzer Weg- und Schosseegeld, die wir auch gern zahlten.

Der Herr Unteroffizier forderte darauf Jedem die Pässe ab. Weil aber die zwei andern Reisenden keine Pässe hatten, ließ man sie ohne Umstände in die Stadt gehen, wohin sie wollten. Aber ich Unglücklicher mit meinen müden Beinen hatte einen Paß, und darum hielt man mich fest. Die Herr Schildwacht konnte ihn nicht lesen, der Herr Unteroffizier auch nicht; der Herr Oberthorschreiber aber konnte nur Gedrucktes lesen. Ich mochte noch so sehr versichern, daß ich Stoffel heiße, und Euer Sohn sei, liebste Mutter: die Herren glaubten mir kein Wort, sondern sagten, ich müsse mit dem Passe auf die Polizei.

Seht, das heiße ich eine rechtschaffene Ordnung! So muß es in großen Städten sein! — Gleich waren zwei Soldaten da; die Kerls hatten gewaltig krumme Knie. Die nahmen das Gewehr auf die Schulter, mich zwischen sich, und so ging's auf die Polizei.

Wir waren noch nicht zwanzig Schritte gegangen: so stolperte der vorderste Soldat über das Stroh eines Misthaufens, über den wir gingen, und fiel höchst unglücklich mit dem Kopf abwärts in ein Gülleloch hinter dem Misthaufen. Da der ungeschickte Kerl

mit den krummen Beinen entsetzlich hinten ausfuhr, gab er mir einen Stoß, daß ich mich nicht halten konnte, und über ihn hinlagerte. Der Dritte aber, der hinter mir ging, und mit einer alten Frau sprach, ohne das Unglück zu seinen Füßen zu sehen, fiel auf mich zu, wie ein Mehlsack, daß mir alle Rippen krachten. — Ich liebe dergleichen Zufälle nicht, liebste Mutter, weil meine Hosen dabei elendiglich zugerichtet wurden.

Da wir uns erhoben hatten, fragte ich: warum man nicht auf der Straße ginge, sondern über Misthaufen klettere? erfuhr aber, daß man das Gras schonen wolle, welches häufig zwischen den Steinen vor den Häusern hervorwächst, und welches die Bürger regelmäßig zu seiner Zeit abschneiden, um den Geißen angenehmes Futter zu geben.

Die Misthaufen in den Straßen von Lalenburg sind sehr geschmackvoll angelegt. Jedes Haus liegt dahinter sicher, wie hinter einer Schanze. Lalenburg ist so fest, wie ein zweites Saragossa. Und Keiner sieht hier aus dem Fenster, ohne eine angenehme Aussicht auf sein Werk zu haben. — Man sollte diese Einrichtung in allen Städten haben, besonders wo das Holz theuer ist. Man sitzt hinter dem Dunghaufen warm; aber nicht ganz trocken, zumal jetzt, da der Regen immer stärker ward.

Die Dachrinnen, welche ihre Schnäbel bis in die Mitte der Straße ausstreckten, liefen vom Wasser wie Brunnen. Meine zwei Soldaten und ich sprangen links und rechts auf der Gasse herum, wie die geschickten Tänzer, um den Dachtraufen zu entwischen. Das mag für Andere recht lustig aussehen. Allein meinen müden Beinen gefiel die Tänzerei sehr schlecht. Da aber die Dachrinnen nicht für Reisende, sondern zum Nutzen und Vergnügen der Bürger sind: so finde ich es ganz recht, daß man daran nichts ändern läßt.

Endlich kamen wir müde und lebenssatt bei der hochlöblichen

Polizei an. Aber zum Unglück war die Polizei spazieren gegangen. Wie konnte ich auch verlangen, daß sie für meinen elenden Paß daheim bleibe? Nachdem ich also anderthalb Stunden gewartet hatte, und es anfing, dunkel zu werden, sagten die Soldaten: die Polizei werde wohl zu Nacht essen, und dann schlafen gehen. Ich könne morgen wieder kommen. So ging ich, von meiner Ehrenwache begleitet, ins Wirthshaus, und gab den Soldaten für ihre Mühe zwei Batzen, die mir dafür den Rücken kehrten, aber ziemlich vernehmlich brummten, ich gebe ihnen zu wenig, als wären sie Bettler. Ich möchte wohl selbst ein Bettler und Lump sein.

Nach diesem zärtlichen Abschied, den man einer Militärperson nicht übel auslegen muß, empfahl ich mich dem Herrn Wirth und der Frau Wirthin, die mich überaus liebreich empfingen.

Liebste Mutter, wie ich am folgenden Morgen zur Frau Bäsi Land-, Stadt- und Platzmajorin gekommen, thu ich Euch morgen berichten.

Liebste Mutter, indessen verbleibe ich Euer gehorsamster

Stoffel.

Vierter Brief.

Liebste Mutter!

Gelt, liebste Mutter, Ihr habet lange nichts von Euerm Stoffel gehört? Das thut mir leid. Aber ich befinde mich recht wohl, und muß mir die Weste bald weiter machen lassen; auch der Rock wird mir fast zu enge. Wenn man leben will, muß man in Lalenburg leben; da ißt man nicht, um zu leben, sondern man lebt nur, um zu essen. Das ist kein Spaß. Ich werde vom Morgen bis zum Abend gefüttert; und wenn ich für sechs Mann esse, so beklagt man sich doch noch gar höflich, und sagt: ich verachte die

Speisen. — Aber von dem vielen Essen wird einem das Denken ordentlich sauer. Man denkt jedoch in Lalenburg nicht viel, und die Sachen gehen doch ihren Gang und die Welt fällt nicht über den Haufen.

Den ersten Tag hätte es mir aber in dieser reputirlichen Stadt übel ergehen können. Im Wirthshaus war nämlich eine Stadt-Polizei-Verordnung angeschlagen, worin unter Anderm verboten war, innerhalb der Stadt kein Feuergewehr oder anderes Feuerwerk loszubrennen, bei zwanzig Gulden Buße. Da ich nun kein anderes Feuergewehr bei mir hatte, als meine Tabakspfeife, so dachte ich: davor will ich mich schon hüten. —

Zu meinem Erstaunen sah ich aber noch den gleichen Abend unter meinem Fenster englische Bereuter ihre Kunststücke machen, und Feuerwerk, daß mir die Raketen schier in die Nase flogen. „Ei," sagte ich zum Wirth: „es ist ja verboten!" — „Keine Regel ohne Ausnahme, denn dies Feuerwerk geschieht mit Bewilligung des wohlweisen Raths."

Da ging ich hinab, und sah dem Spaß auch zu. Es war viel Volks da. Alle rauchten mit Freudigkeit ihre Pfeife Dreikönigs-knaster dazu. So that ich auch desgleichen. Es ist doch recht gut in der Welt, daß es keine Regel ohne Ausnahme gibt, wie der Wirth sagt, und daß die Gesetze nicht alle Leute angehen.

Indem ich seelenvergnügt meine Pfeife wegschmauchte, kam ein Harschier, und riß mir die Pfeife aus dem Mund, daß mir die Zähne wackelten. Ich, nicht faul, versetzte ihm einen Backenstreich, daß er mit dem Kopf gegen den breiten Rücken des Herrn Seckelmeisters stürzte, wie ein Mauerbrecher. Der Herr Seckelmeister fiel ungeschickterweise davon so stark auf die vor ihm sitzende Frau Oberlandsweibelin, daß dieselbe mit Zetermordio von der Bank herab dem Feuerwerker zwischen die Beine fiel. Der Feuerwerker wollte eben eine Rakete anzünden; diese brannte

nun schnell los, und fuhr der regierenden Frau Bürgermeisterin durch die Haube, und so ins Volk. — Ach, liebste Mutter, das war ein Lärmen, wie am jüngsten Tag!

Am folgenden Morgen ließ mich die Justiz holen, und meine ganze Habschaft. Ich mußte bei meinem Eide bekennen, wer ich sei? — Ich aber sagte, wie Ihr so gut wisset, als ich, daß ich Euer Sohn sei.

Darauf legte mir die Justiz drei verbrannte Perrücken, zwei zerrissene Fürtücher von Musselin, und eine am Knie schwer verwundete Hose vor. Daneben lag meine Pfeife.

Nun fragte die Justiz, ob ich beim Anblick dieser Dinge nicht erblasse? — Ich sei der Mörder dieser Perrücken, das reißende Thier, welches diese edeln Fürtücher zerfleischt, und diese Hosen auf ewig geschändet habe. — Genug, der Herr Justiz hielt eine rührende Rede; sie ging ihm recht von Herzen. Aber aus dem Erblassen bei mir konnte nichts werden.

Da fragte er mich, ob ich Kürbis und Flicken*) kenne, und zeigte mit dem Finger auf die in Todesnöthen liegenden Perrücken. Ich behauptete steif und fest, ich hätte nicht die Ehre, den Herrn Kürbis zu kennen, dem die jämmerlich verbrannten Perrücken angehörten; wohl aber wisse ich, daß dort meine Pfeife liege, die mir gestern ein Dieb aus den Zähnen gerissen.

Da sagte die Justiz, ich hätte eine Jurie gemacht; ich hätte den Harschier Dieb gescholten. Die Taxe von einer Jurie sei hiesigen Orts fünf Gulden.

Nun erfuhr ich das ganze Unglück, so ich beim Feuerwerk angerichtet, und daß ich mich vergangen, weil ich auf der Straße Tabak geraucht habe. Und obgleich fünfzig andere Menschen auch geraucht hatten, sei ich doch strafbar, weil ich ein Fremder wäre.

---

*) Vermuthlich corpus delicti.

Man nahm mir meinen Habersack, Brieftasche, Geld, Alles fort, schickte es in die Rathsstube, und die Justiz sagte, man wolle mir nun den Prozeß machen, wenn ich Kaution stellen könne. In diesem Falle könne ich einen Advokaten annehmen, und zwei bis drei Jahre in Lalenburg bleiben, denn in so kurzer Zeit, hoffe man, werde mein Prozeß beendigt sein. Könne ich aber für die Unkosten keine Kaution stellen, so müsse man mich entweder, aus Mangel der Gefängnisse und Staatseinnahmen, köpfen, oder henken, oder zum Lande hinausweisen, nachdem ich Urphede geschworen.

Liebste Mutter, diese Anträge schienen mir sehr unbillig. Ich erklärte auch, daß ich mich niemals köpfen oder henken ließe, und daß ich lieber das Land verlassen wolle, wenn mein Herr Vetter, der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major Wenzel Quakli nicht Bürgschaft für mich leisten wolle.

Liebste Mutter, Ihr werdet meine Antwort sehr klug finden. Denn mit dem Köpfen habe ich nichts zu schaffen, ob ich's gleich recht gern an Andern sehe.

Weil man mich aber jetzt zum Essen ruft, liebste Mutter, muß ich meinen Brief schließen. Darum sage ich Euch kurz und gut: ich habe keine Urphede schwören müssen; zweitens bin ich auch nicht geköpft; drittens bin ich auch keineswegs gehenkt; viertens hat man mir auch den kurzen Prozeß von drei Jahren erlassen, weil sich der Herr Land-, Stadt- und Platzmajor als ein rechtschaffener Herr Vetter und Rathsherr für mich verwendet hat. Und das ist ein Mann, der hat Gewicht in Lalenburg.

Es ist in Lalenburg nichts Besseres, als einen Herrn Vetter im Rath haben — da kömmt man immer durch. Die Einrichtung ist vortrefflich.

Die Frau Bäsi Land-, Stadt- und Platzmajorin läßt Euch ihre allerhöflichsten Grüße vermelden. Ich wohne jetzt bei ihr im

Hause. Es ist eine geistreiche Frau. Sie regiert Land, Stadt und Platz, und der Herr Vetter ist ihr Gemahl und Major. Sie ist die wahre Königin von Lalenburg; aber es geht auch vornehm bei ihr zu. Ich muß in ihrem Hause immer aus einer langen irdenen Pfeife rauchen.

Künftigen Sonntag will ich Euch beschreiben, was ich sonst Merkwürdiges in Lalenburg gesehen habe. Denn in Lalenburg — — o Herr Jemine! da ist mir meine lange Pfeife zerbrochen! Die Frau Bäsi wird mir den Kopf waschen.

Euer gehorsamster, oft gewaschener Sohn
Stoffel.

Fünfter Brief.

Liebste Mutter!

Ei, ei, ei, ei! Das ist hier zu Lande gar kurios, und man kann vor Erstaunen nicht zu sich selber kommen. Ich sage Euch, daß es ein wahres Glück für mich ist, daß ich hier bin; denn ich lerne hier in drei Tagen mehr, als auf fremden hohen Schulen in drei Jahren. Es ist wohl recht Sünde und Geldverschwendung, daß man heutiges Tages junge Leute nach Unverstehten, nach Tübingen und Halle, Heidelberg und Göttingen, und so bis ans Ende der Welt schickt. Das verdreht den Herren nur den Kopf, und wenn sie heimkommen, können sie nichts, als Bücher lesen, Neuerungen machen und die schönen Einrichtungen unserer Altvordern verachten. Gottlob, daß ich nicht so bin, wie diese Leute!

Aber das muß man denn auch sagen, die Lalenburger sind alle schon von Natur große Köpfe, oder doch wenigstens dicke Köpfe wo etwas hineingeht, wenn's ein Loch findet.

Jetzt aber weiß ich auch, wo das Loch ist.

Der Herr Vetter Land-, Stadt- und Platzmajor hatte gestern die Höflichkeit, mich mit in die Rathsbibliothek zu nehmen.

Das ist ein großer Saal über dem Rathskeller, wo entsetzlich viel Bücher stehen. Behüte uns der Himmel vor all der menschlichen Weisheit! dachte ich in meinem Herzen.

Der Herr Vetter sagte: „Das sind unsere Staatsgefangene! Von allen diesen Büchern kommt keines wieder heraus, wenn's drin ist."

„Warum stehen denn die Bücher da?" sagte ich.

„Ei, als der Saal erbaut war, sollten die Wände noch gegipset, geweißet und mit Bildern behangen werden. Da aber die Staatskasse ohne Geld war, und die Bürgerschaft etwas zähe ist, mit dem Geldbeutel auszurücken, wenn's für's Vaterland geht, machte der wohlweise Rath eine prächtige Proklamation an das Volk, wodurch es zu milden Beiträgen für die Rathsbibliothek aufgefordert ward. Man verlangte nur Bücher. Da kam das Zeug zusammen, und der Staat hatte einen dreifachen Nutzen davon. Erstens hatten wir, so gut wie jede große Stadt, eine Bibliothek, die man den Fremden zeigen kann, weil das nun so Mode ist. Ich vermuthe stark, die meisten Fremden, welche Bibliotheken besehen, sind Buchbindergesellen, die die Einbände und Bücherdeckel überschauen; denn in die Bücher steckt selten einer die Nase. Wir haben auch prächtige alte Werke, in Schweinsleder. — Zweitens purgirten wir die ganze Stadt von den unnützen Büchern, die nur die leidige Aufklärung ausheckt, und Kinder klüger machen will, als die Alten. — Drittens sparten wir die Unkosten für Gips und Malerei, und bedeckten die Schandseite der Wände mit Büchern, als Tapeten."

Liebste Mutter, ich habe auch die Buchbinderarbeit besichtigen wollen: aber ich verstehe mich nicht darauf, und sah auch nicht viel. Denn vor den Büchern hing ein aschgrauer, zarter Vor-

hang von Spinngeweben, den ich aus Achtung für sein ehrwürdiges Alterthum nicht zu zerreißen wagte.

Nun führte mich der Herr Vetter aus der Rathsbibliothek zwei Stiegen hinab in den Rathskeller, um mich mit einem Glase Wein zu regaliren. Das war eine lange große Stube, voller Herren Rathsherren, Gelehrte und Honorationen.

Liebste Mutter, da war mir zu Muthe, als wenn ich in den Himmel hineinträte. Denn diese Lichter brannten alle wie kleine Sternlein in den dicken Wolken von Tabaksdampf. Und statt der Engelein sangen zwei alte Herren im Winkel; statt der Harfen ertönten die Gläser; sonst spielte man hier kein Instrument, als Karten.

Wie billig, ward in dieser erlauchten Versammlung großer Staatsmänner von nichts als Staats- und Raths-, Landes- und Standes-, Geld- und Weltangelegenheiten gesprochen. Was am folgenden Morgen im Rath verhandelt werden sollte, Gegenstände von höchster Wichtigkeit, darüber wurde hier schon im Voraus berathschlagt.

Ist das nicht ein preiswürdiges Muster der Nachahmung, ist es nicht ein rührendes Hör- und Schauspiel, zu hören und zu sehen, selbst in der Weinschenke, wie die Glieder des weisen Raths auch in ihren Erholungsstunden mit dem öffentlichen Wohl beschäftigt sind! — Weil nun schon jeder seine Stimme im Voraus gegeben, kann er nachher, wenn die Rathsversammlung gehalten wird, darin etwas anderes treiben, sein Schläflein thun, oder Männerlein malen, ohne daß es dem Staate Gefahr bringt.

Liebste Mutter, und in Lalenburg fordert man nicht wie bei uns den Wein. Sondern man sagt: bringet mir noch ein halbes Maß alten — Verstand (will sagen, alten Wein); oder: Herr Wirth, gebt mir ein Spitzgläsli voll — Geist (will sagen, Brenz).

Und in der That, man trinkt dort Geist und Verstand maßweise. Auch der Dümmste bekommt gescheidte Einfälle, ohne daß man begreift, woher? wie? wann? und warum? Z. B. war die Rede davon, daß die alten Feuerspritzen der Stadt Lalenburg in den allerbeweglichsten und kläglichsten Umständen wären — Schläuche verdorrt, Eisen verrostet, Holz wurmstichig. Da wurden nun die rührendsten und schönsten Reden gehalten, die man im englischen Parlament nicht besser macht. Denn das ist in der Lalenburger Politik die Hauptsache: man muß viel reden, so erspart man das Thun!

Liebe Mutter, die schönen Spritzen- und Schlauchreden melde ich Euch übermorgen. Ihr werdet in Entzücken gerathen.

Da ich nun nichts anderes zu schreiben weiß, habe ich die Ehre zu sein

Euer lieber ältester Sohn

Stoffel.

Sechster Brief.

Liebste Mutter!

Ich hatte Euch versprochen, die schönen Lalenburger Spritzen- und Schlauchreden zu beschreiben, die von den Herren beim Schöppli gehalten worden sind. Aber nun merke ich erst, daß Ihr Recht hattet, wenn Ihr mich sonst immer den dummen Stoffel hießet, denn ich bin nicht im Stande, Euch das Alles so schön zu beschreiben, als es die großen Redner von Lalenburg sagten. Doch will ich es in der Einfalt meines Herzens so gut machen, als ich kann.

Als wie gesagt, die Rede im Schöppli-Rath auf die schlechten, verfaulten und verdorbenen Stadtspritzen kam, fing ein dünner, magerer Herr an zu sprechen, den Niemand leiden kann, weil er Alles besser verstehen will, als Andere. Er ist viel auf

Reisen gewesen, und nun meint er, es müsse in Lalenburg auch Alles so eingerichtet werden, als man es an andern Orten hat. Aber die Neuerungen taugen nichts, sondern es ist besser, es beim Alten bewenden zu lassen, wobei man sich immer wohlbefand.

Darauf sagte der dünne Herr: „Hört, ihr Herren von Lalenburg, es ist eine Schande, daß man nicht daran denkt, unsere Feuerspritzen in bessere Ordnung zu bringen! — Womit wollt ihr helfen, wenn bei unsern Nachbarn Feuer ausbricht, oder löschen, wenn es einmal in unserer Stadt selbst Unglück gäbe? Was thut ihr mit dem Vermögen der Stadt und den Zunftgütern? Wozu sparten unsere Vorfahren? Für Nothfälle! Aber was thut ihr? Ihr verschleudert es, verschmauset es, ihr Lalenburger verkaufet es, versplittert es, bis der letzte Rest verschwunden sein wird. Wer soll dann im Nothfall einst helfen? Die Bürgerschaft? — Ihr Herren von Lalenburg, wenn ihr so dickes Vertrauen auf den Patriotismus eurer Bürger habt: so spart das Vermögen der Stadt für irgend eine dringendere Noth, und sprechet den Patriotismus der Bürger an, wenn es auf Bestreitung kleinerer Ausgaben ankömmt. Der ist ein unkluger Vater, der sein Vermögen unter die Kinder vertheilt, und dann von ihrer Gnade leben muß!“

Als der dünne Herr so gesprochen, trat der dicke Herr Rathsherr Truthahn auf, und ward vor Zorn feuerroth und sprach: „Was ist die Stadt? Das sind die Bürger. Wenn die Bürger Geld haben, so ist die Stadt auch reich. Was aber unsere alten Spritzen anlangt, so sind sie noch lange gut. Wahr ist es, sie sind faul und morsch, ich könnte keine Lampe damit auslöschen; aber eben das ist ihr großer Nutzen für die Stadt. Denn weil das jeder Bürger weiß, so nimmt er sich dafür desto sorgfältiger mit dem Feuer in Acht. Wären die Spritzen gut: so wäre die

Sorgfalt mit dem Feuer desto schlechter, und wir hätten alle Woche richtig eine Feuersbrunst zu löschen."

Alle riefen ihm Beifall zu, und den verdiente er. Nun erhob sich Herr Rathsherr Rohrdommel und sagte: „Spritzen hin, Spritzen her! Man kann doch die Bürgerschaft nicht immer mit Steuern plagen! Und das Stadtvermögen ist so klein, daß wir nur noch kaum alle Vierteljahr eine honette Zunftmahlzeit oder ein rechtschaffenes Rathsessen ausrichten können. — Spritzen braucht man nicht allezeit; aber feierliche Mahlzeiten kann's alle Jahr mehr geben. Beim letzten Rathsessen hatte man nicht einmal gefüllte Tauben, nicht einmal ein Spanferkel! Heißt das auch ehrlich leben? Was soll aus dem Vaterlande, was aus der Religion werden, wenn man nicht mehr die brüderlichen Liebesmahle in der Ordnung halten kann?"

Nun stand der Herr Rathsherr Gänserich auf und schrie: „Herr Vetter Gevatter Rathsherr Rohrdommel, Ihr habt meiner Treu mir aus Seele und Magen gesprochen! Und wozu denn Spritzen? Und bei wem soll man sie machen lassen? Unser Rathszimmermann ist ein stolzer Bursche; ich bin Rathsherr, aber er hat mir noch nie zu Neujahr gratulirt."

„Und wer soll die neue Spritze anstreichen und bemalen?" schrie der Herr Rathsherr Bachstelze: „Etwa unser Stadtmaler? Dem möchte ich's auch gönnen! Der Tölpel zieht seinen groben Filz nicht respektmäßig vom Schädel, wenn er mir auf der Gasse begegnet. Ich will ihm aber zeigen, daß ich Rathsherr bin!"

Darauf stand der Herr Rathsherr Krähe auf, und verdrehte die Augen gar entsetzlich andächtig im Kopfe, und sagte: „Hinweg mit den gottlosen Neuerungen der heutigen aufgeklärten Welt! — Alles Neue, und wäre es menschlicher Weise noch so gut, ist doch nur Neuerung! — Neuerung ist Sünde, Sünde führt zur Hölle, und wer darin einmal brennen muß, dem helfen tausend irdische

Spritzen nichts. — Wenn wir eine neue Feuerspritze anschaffen, fallen wir damit nicht der Vorsehung ins Amt? Denn hat der Himmel beschlossen, daß Lalenburg wegen seiner Sünden wie Sodom und Gomorrha abbrennen soll: so spritzet, daß ihr schwarz werden möchtet, es wird euch nichts helfen. Will aber der Himmel uns in Feuersnöthen retten: so regnet er euch in einer Viertelstunde so viel, als ihr bis zum jüngsten Tage nicht herbeischleppen werdet. Darum wachet und betet!“ Sprechen wir nicht mehr davon, sondern nehmen wir wieder unsere Karten zur erlaubten Gemüthsergötzung in die Hand; ich aber spiele christlicherweise Trumpf aus!“

Da schlich sich der dünne Herr mit einer langen Nase fort. Um seinen Grimm zu verbergen, lachte er beim Weggehen aus vollem Halse. Aber wir Andern, die den Sieg behauptet hatten, lachten noch lauter, als er, und das mit größerm Recht.

Nun, liebste Mutter, bin ich vom Schreiben gewaltig müde. Ich bin fast ohnmächtig, denn ich habe seit vier Stunden nichts gegessen. Und die Frau Base Land-, Stadt- und Platzmajorin läßt mich jetzt zum Abendessen rufen. Darum scheide ich von Euch, liebste Mutter, der ich die Ehre habe zu sein

Euer sterbenshungriger Sohn
Stoffel.

Siebenter Brief.

Liebste Mutter!

Liebste Muter, Stoffel ist wieder da. Aber es ist mir ein kurioses Unglück begegnet, welches mich gar lange am Denken und Schreiben hinderte, und auch beinahe am Essen. Denn meine Nase war von dem Falle so außerordentlich angeschwollen, daß ich mit den Augen schier oben über den großen Fleischberg hin-

wegschauen, und mit dem Löffel kaum darunter die gewohnte Straße zum Maule finden konnte. Es ist erstaunlich, liebste Mutter, wie das Fleisch nach einem solchen Falle auf dem Glatteise wächst.

Ich war letzten Jänner vor dem Thor spazieren gegangen, und hatte mich bei einem Schöppli im Wirthshaus zum goldenen Schafkopf über Gebühr bis in die dunkle Nacht verweilt. Der Schafkopfswirth ist auch Rathsherr, und schimpft auf alle Kaiser und Könige, weil er Alles besser versteht, als sie. Schade, daß die Könige die Verdienste dieses großen Mannes gar nicht anerkennen.

Als ich wegging, hatte es geregnet, und das Eis war sehr glatt geworden. Es war stockfinster. Aber die Stadt Lalenburg sieht am schönsten aus, wenn's recht dunkel ist; man meint dann Wunder, was für eine große Stadt es sei?

Es fing immer stärker an zu regnen; doch erreichte ich noch glücklich das Lalenburger Thorloch. Aber, o Himmel, jetzt erging es mir böse. Die Dachrinnen sind hier zu Lande so künstlich eingerichtet, daß das Wasser von den Dächern in allen Richtungen bis mitten auf die Straße herabschießt. Oft durchkreuzen sich sogar von einander gegenüber stehenden Dachrinnen die Wasserstrahlen, was am Tage sehr artig aussieht. Man geht beständig unter wassernen Triumphbogen hin.

Um aber denselben bescheiden auszuweichen, ging ich auf die Seite, und kletterte eine Zeit lang über die stinkenden Lalenburger Alpen, das heißt, über die Düng- und Misthaufen. Da arbeitete ich mich so in Schweiß, daß ich froh war, wieder in die Friedensthäler der Straße zu kommen.

Ich sah nie, wohin ich trat. Zwar hat man in Lalenburg auch wie in andern ordentlichen Städten Laternen an den Straßenecken, damit man dieselben am Tage sehen

könne, und von der guten Stadtpolizei überzeugt werde. Des Nachts aber zündet man aus kluger Vorsicht die Laternen nie an, daher man sie auch nicht sieht, ausgenommen bei hellem Mondschein.

Da ich nun weder Laterne noch Erde sah, und ich einem Wasserstrahl ausweichen wollte, der von einer Dachrinne, wie ein Rheinfall, niederrauschte — liebste Mutter! da gerieth ich aufs Glatteis, und fiel offenbar gegen meine Intention, lang an den Erdboden nieder, mit der Nase aufs Eis, mit dem Nacken unter den Regenstrom der Dachrinne, daß es ein Jammer zu sehen und zu hören war.

Weil mich aber doch Niemand sah und hörte, stand ich auf. Meine Nase war mir im Gesicht wie ein Brei. Als ich heimkam, ließ mir die Frau Base Land-, Stadt- und Platzmajorin sogleich den Scherer kommen, der ein weltberühmter Vieh- und Menschendoktor ist. Er wollte mir aber meine Nase nicht verbinden, bevor er mein Wasser in einem Gütterli geschaut. Als er das Wasser hin und her beschaut hatte, machte er eine zufriedene Miene, und sagte zur Base Land-, Stadt- und Platzmajorin: „Allerliebwertheste Frau Land-, Stadt- und Platzmajorin von Quakli, es freut mich, sagen zu können, daß Herr Stoffel sehr glücklich gefallen sind. Denn ich sehe, er hat seinen Fall so geschickt eingerichtet, daß ich ihm seine Nase nicht anbuttiren, will sagen, nicht abschneiden darf. Umgekehrt, sie soll unter meiner Pflege herrlich wachsen, grünen und blühen!“

Liebste Mutter, ich freute mich nicht wenig über meine Geschicklichkeit. Denn Ihr und ich hätten uns gewiß todt geweint, wenn man meine verstorbene Nase in Lalenburg begraben hätte. Wirklich wuchs sie den folgenden Tag zum Erstaunen auch der kaltblütigsten Menschen, und glühte und blühte roth und blau wunderbar.

Liebste Mutter, die Nase ist jetzt ziemlich hergestellt, aber sie kostet mir 27 Gulden, die ich dem Scherer zahlen muß. Schicket mir doch wieder Geld.

Ich wollte anfangs auf die nicht angezündeten Straßenlaternen schimpfen. Aber da irrte ich mich. Alle Lalenburger versicherten mich, sie hätten zum Glück der Stadt noch nie seit der Schöpfung des Mondes gebrannt, und sollten auch vor dem jüngsten Tag nicht angezündet werden.

Erstens, um in diesen theuern Zeiten Oel und Baumwolle, das heißt, Geld zu ersparen;

Zweitens, weil die Nacht zum Schlafen und nicht zum Spazierengehen sei;

Drittens, weil man den Schelmen, wenn sie wo stehlen wollten, nicht obendrein noch mit Laternen zünden müsse.

Viertens, diesen Grund habe ich vergessen.

Fünftens, an diesen Grund erinnere ich mich nicht mehr.

Folglich aus diesen fünf Hauptgründen dürfen die Lalenburger Laternen nicht brennen, und dabei verdient der Scherer manchen schönen Gulden, um die Gelenke wieder auszuflicken, oder eine Nase zu büzen.

Ich bleibe allezeit, liebste Mutter,

Euer dermalen noch dickbenaseter Sohn

Stoffel.

Nachschrift. Liebste Mutter, leset doch wegen der nichtleuchtenden Laternen meine fünf hellleuchtenden Gründe noch einmal, und tadelt nichts, damit die Schuld nicht auf mich komme. Denn es ist ein Staatsgesetz, daß man von Lalenburg nichts als Löbliches melden darf, sonst sitzen einem alle Lalenburger auf den Nacken, wie ihre Dachtraufen.

Ich bleibe Euer Sohn, wie oben, mit der Nase.

Achter Brief.

Herzliebste Mutter und Frau Mama!

Ich bitte Euch, meine zerrissenen Strümpfe wohl in Empfang zu nehmen, und Schwester Marzibilla soll sie auf eine feine Art ausbessern, und die Wunden sauber heilen, die ich diesen armen Thieren getreten habe; aber soll dafür sorgen, daß mir nicht die dicken Würste der Flickerei hinten aus den Schuhen hervorschauen, wie das letztemal, und die Narben nicht himmelschreiender werden, als die Wunden. Denn ganz Lalenburg hat sich über meine Strümpfe aufgehalten, die Schwester Marzibilla so künstlich ausgebessert hat, daß mir zu Muth war, als hätte sie mir Kieselsteine eingenäht. Dahingegen gefallen mir die schönen Gedichte entsetzlich wohl, welche Schwester Marzibilla gemacht hat; und ich gestehe, einem verständigen Manne muß mehr an den gereimten und ungereimten Versen einer Tochter gelegen sein, als an ihrer Strumpfflickerkunst.

Ich sage das nicht umsonst, liebe Mutter und Frau Mama, denn ich glaube, daß Schwester Marzibilla, weil sie Botanik, Mathematik, Amerika, Afrika und Klavier, auch sogar Gedichte und Mineralogie versteht, in Lalenburg bald verheirathet werden könnte. Denn hier in Lalenburg ist es jetzt Mode, daß die Herren in die Küche gehen, und die Suppen salzen und schmalzen, die Frauen aber abscheulich viel gelehrte Bücher studiren müssen, als da sind Komödien und Tragödien, sogar Romane, woraus sie mit vielem Kopf- und Herzbrechen die Kunst der menschlichen Liebe lernen müssen. Und es schickt sich nicht, daß die Herren in Gesellschaften von verständigen Dingen reden, sondern entweder von Politik, Kaiser, König und Krieg und Bataillen, oder von der Frau Nachbarin ihrer alten Katze, oder was der Herr Nachbar zu Mittag gegessen, oder wie viel des Herrn Nachbars neue Perrücke

gekostet hat, oder wie viel Liebsten die Jungfer Nachbarin schon gehabt hat.

Erschrecket auch nicht, liebste Mutter und Frau Mama, daß ich Euch Frau Mama nenne, denn es will so Mode werden, daß Aeltern künftig von ihren Buben sagen, mein Herr Sohn, und die Kinder haben eine Frau Mama, und ihre Väter nennen sie Herr Papa. Das ist vornehm. Jeder putzt jetzt seinen alten Adel aus, und wer etwas davon erwischen kann, thut es, und macht sich zu einem Stückchen von etwas. Seht nur in der alten Bibel nach, worin unser Geschlechtsregister eingeschrieben ist seit hundert Jahren. Und wenn Ihr findet, daß in unserer Familie einmal ein recht langer Stoffel lebte: so hat es seine Richtigkeit, daß wir vom großen Christoffel herstammen.

Diese Sache kann für mich in Lalenburg von großer Wichtigkeit werden, und mich zu irgend einer hohen Ehrenstelle befördern, da ich doch laut Taufbuch aus Lalenburg herstamme, und das Glück habe, ein ächter Lalenburger zu sein.

Man befördert aber hier zu Lande nur solche Männer zu Aemtern, die Alters oder Gebrechens halber sonst zu nichts Besserm taugen. Und das ist billig. Man muß für die Seinigen sorgen. So ist der ordinäre Fußbot ein vortrefflicher alter, lahmer Mann; der Ausrufer stottert gewaltig, daher man ihm desto aufmerksamer zuhört; der Stadtschulmeister ist ein grundgelehrter, harthöriger Mann, was sehr gut ist, weil er nicht leicht die Geduld verliert, wenn die Kinder in der Schulstube lärmen und schreien, daß die Fensterscheiben springen möchten; der Thurmwart hat auf beiden Augen leider den schwarzen Staar, daher sich Keiner zu sehr auf ihn verläßt, sondern vorsichtig selbst auf allfällige Gefahren Achtung gibt; der Kerkermeister hat zum Glück für den Staat das Unglück gehabt, die Gicht an beiden Händen zu bekommen. Seitdem hat unser Ort viel weniger Ausgaben für eingefangene Schelmen, denn

man schickt sie gleich mit einem Laufpaß in anderer Herren Länder, wo man mehr Lust und Zeit hat, sich mit solchem Lumpenpack abzugeben; der Tanzmeister hat wunderlich gewachsene Beine, die wie eine Scheere sich durchkreuzen; er kann also ganz besondere Schritte und Sprünge machen, die ihm gewiß von seinen Schülern keiner so leicht nachmacht, und er wird nie übertroffen.

So geht es hier mit Allem. Setzet also einmal den Fall, ich verlöre durch irgend ein Unglück Kopf oder Bein oder sonst ein edles Glied des menschlichen Leibes: so könnte ich voraus versichert sein, daß ich als ein uralter vom großen Christoffel stammender Lalenburger die höchsten oder einträglichsten Ehrenstellen bekommen würde. Welche Ehre, welche Freude für

Euern hocherfreuten Stoffel.

Neunter Brief.

Liebste Mutter und Frau Mama!

Daß ich Euch so lange nicht geschrieben habe: ist eine Folge des weltberühmten Lochs, welches ich mir an der Fischbein- und Eisenschnürbrust der Jungfer Sibille Marcibille Böcklein in den Kopf gefallen habe. Denn ich glaube, meine Gedanken sind alle zu dem Loch hinausgefahren, wie der Rauch aus dem Kamin. — Aber man braucht in der Welt nicht viel Gedanken, wenn man nur desto mehr Batzen hat. Ein voller Geldsack ist besser, als der beste Kopf von der Welt. Und wenn mancher dumme Teufel seinen Kopf in den Kasten schlösse, und statt dessen den Geldsack zwischen beiden Schultern hätte, man würde ihm noch einmal so viel Komplimente machen.

Liebste Mutter, aber aus den dreißigtausend zärtlichen und allerliebsten Gulden der Jungfer Sibille Marcibille Böcklein wird

für mich nichts. Denn sie hat die Unvorsichtigkeit gehabt und ist an der Schwindsucht gestorben, also daß das liebe Geld an ihre Verwandten gekommen ist, die darüber eine recht heidnische Freude haben. Es ist abscheulich, daß man sich um des schnöden Geldes willen beim Tode einer Person freuen kann! Ich habe nichts davon geerbt, und bin doch noch um diese tugendbelobte Jungfrau untröstlich betrübt. Mein Schmerz ist aufrichtig, und man sieht, ich habe sie uneigennützig geliebt. Es würde mich einigermaßen beruhigt haben, wenn ich ihr als Ehemann hätte die Augen zudrücken und die letzte Pflege geben können. Zwar wäre ich dann ein Wittwer; aber mit dreißigtausend Gulden hätte ich mich bald wieder entwittwert. Ich bin seitdem auch lange nicht aus dem Hause gegangen. Erst gestern that ich's zum erstenmal, um meine Wehmuth zu zerstreuen.

Nämlich weil der Wein dies Jahr gut gerathen, haben die Herren von Lalenburg beschlossen, ein neues Wirthsrecht zu errichten. Nun ist zwar in Lalenburg jedes dritte Haus ein Wirths- und Trinkhaus; aber das ist noch viel zu wenig. Denn Ihr könnet leicht ermessen, daß viel Unglück vermieden wird, wenn man mit einem tüchtigen Haarbeutel oder Rausch aus dem Wirthshause kommt, und gleich daheim ist. In solchen Umständen ist es ohnehin oft schwierig, die Straßen und die Häuser von einander in gehöriger Art zu unterscheiden.

Es hatten sich zu der neuen Wirthsstelle mehr Bürger gemeldet, als zu einer Armenpflegerstelle. Es gab darum viel Zank und Lärmen.

Als nun die Herren von Lalenburg zur Wahl schritten, kam Jeder und brachte seine Gründe an, warum er die Wirthschaft haben möchte. Da sind schöne Reden gehalten. Der Eine sagte, er habe viel eigenes Gewächs; der Andere, sein Gewerb und Hand-

werk stocke, woran der Seekrieg schuld wäre; der Dritte eben so, und habe doch ein Weib und viele Kinder zu ernähren.

Das waren aber alles dumme Gründe. Der dicke, kupfernasige Meister Stöpsel, ein vollkommener Menschenkenner und Staatsmann, verstand die Sache besser. Zwar beschuldigten ihn Viele, er habe schon einmal gewirthet, und sei wegen lüderlichen Lebens vergantet worden; Andere beschuldigten ihn, er habe seine Weine immer geschwefelt; Andere, er habe sie getauft, daß man ihm das Wasser aus dem Bach habe zahlen müssen. Allein das half nichts. Er hatte seine Gründe den Herren von Lalenburg Tages vorher gesagt, und sie recht freundschaftlich zu einer großen Mahlzeit eingeladen, wobei sie seinen Wein bis nach Mitternacht unentgeldlich probiren sollten, um sich zu überzeugen, daß derselbe ungeschwefelt und ungewässert sei. Wegen einer so großen Redlichkeit ward er auch auf der Stelle zum Wirth erwählt; und ich muß bezeugen, Herr Stöpsel ist ein braver Mann, denn ich habe dabei redlich mitgetrunken. Wenn man den Leuten zu rechter Zeit Maul und Magen zu stopfen weiß, wobei aber natürlicherweise die Trinkgurgel nicht vergessen sein soll, überzeugt man sie von der Gerechtigkeit einer Sache am allergeschwindesten.

Tröstet mich doch wegen des Ablebens der Jungfer Böcklein, denn ich bin Euer bis in den Tod betrübter

Stoffel.

Zehnter Brief.

Liebste Frau Mama!

Ich wünsche Euch ein glückseliges neues Jahr, Friede, Gesundheit, Einigkeit von nun an bis in Ewigkeit, und daß Ihr mir doch bald Geld schicken wollet, weil man mir alles aus dem Sack heraus geneujahrt hat. Denn es besteht in Lalenburg das

höchstlöbliche Gesetz, daß das ganze Jahr Niemand betteln darf, er sei, wer er wolle, ausgenommen ganz arme Leute, die sonst nichts zu leben haben, oder nicht ein anderes Gewerb treiben mögen. Aber am Neujahr ist es Jedem erlaubt zu betteln, und das ist ein vaterländisches Volksfest. Da wird einem das Geld aus dem Sack herausgetrompetet, gebetet, gepaukt, gesungen, gegratulirt, geklingelt, getrommelt, gepfiffen, geschrieben, gemalt, geposaunt, daß es ordentlich eine rechte Lust ist.

Weil ich nun aber kein Geld habe, bin ich von Herzen tief betrübt; denn ich habe nicht einmal beim großen Schulherrnschmaus sein können, der neulich gehalten worden ist. Und Ihr wisset doch, liebste Mutter, daß ich ein entsetzlich großer Gönner des Schulwesens und ein rechter Kinderfreund bin, zumal bei so feierlichen Anläßen.

Denn da heutiges Tages so viel von Schulverbesserungen in den Tag hineingeschwatzt wird, fangen unsere Herren an sich zu schämen, wenn sie nicht ehrenhalber auch was thun, wiewohl es im Grund besser wäre, beim Alten zu bleiben.

Nun besteht das hiesige Schulhaus aus zwei Stuben, worin drei Schuhllehrer unterrichten. Es ist mit einem so schlechten Strohdach bedeckt, daß es eine wahre Freude ist, zu sehen, wie die liebe Jugend, wenn es regnet, links und rechts springt, um nicht in der Stube naß zu werden. Auch hat man dies gelassen, weil das lange Stillsitzen den lieben Kindern an der Gesundheit schädlich ist.

Die Fenster waren so blöde, daß in kurzer Zeit über zwanzig Scheiben von selbst herausgefallen sind. Als es nun am 7. Christmonat 1811 ziemlich kalt war, entschlossen sich doch die Herren Vorgesetzte zu einer großen Schulverbesserung. Man kaufte Fließpapier und Schwefelhölzli, und verbesserte damit die Fenster. Denn allzuviel Licht ist in den Schulen nicht gut. Man muß die Menschen

schon in der Kindheit gewöhnen, nicht Alles sehen zu wollen. Ein blindes Roß läßt sich überall hinführen durch den schlechtesten Reuter.

Nach der feierlichen Einweihung der Fenster, wobei einer der Vorsteher eine sehr rührende Rede über die Nothwendigkeit landesväterlicher Sorge für die bessere Erziehung der Jugend hielt, wobei er auf den berühmten Pestalozzi zur Freude aller Lalenburger einigemal recht tapfer stichelte, ging ich zum Gastmahl — ach, mir stehen noch jetzt die dicken Thränen in den Augen! — wobei ich nicht war, weil ich die Ehre habe zu sein

Euer rein ausgeneujahrter
Stoffel.

Eilfter Brief.

Liebste Mutter!

Da man Euch hat berichten wollen, daß auch anderer Orten in der Welt eben so gut wackere Lalenburger wohnen, als in der Stadt Lalenburg selbst, so bitte ich Euch doch herzlich und schmerzlich, nehmet Euch wohl in Acht! Denn nicht Alles, was Gold ist, glänzt, und Mancher, der sich der Ehre rühmt, von Lalenburg herzustammen, kann kaum beweisen, daß er von einem Lalenburger Wind den Schnupfen bekommen habe.

Auf daß Ihr Euch aber nicht in den Leuten irret, will ich Euch die sieben Hauptstücke mittheilen, woran man den Lalenburger vom ächten Schrot und Korn mit Gewißheit erkennet.

1. Ein Lalenburger ist gar kein Narr, sondern schon klug geboren, also daß er von allen Dingen mitschwatzen kann, wenn er sie auch nicht versteht, und Alles besser weiß, wenn er auch nicht zum Loch, das heißt, zum Stadtthor hinausgekommen ist.

2. Er ist ein guter Patriot; deßwegen ist für ihn außer Lalenburg kein Heil, und er schämt sich, Einrichtungen von andern

Orten nachzuahmen, die für andere Orte recht gut sein mögen, aber doch nie in Lalenburg Mode waren.

3. Er ist ein Ehrenmann, der für seine Vorfahren die größte Hochachtung hat. Daher spricht er unaufhörlich von ihrer Weisheit und dergleichen, und kann des Redens nicht satt werden, weil das nichts kostet. Ja, er liebt seine Vorfahren so von Herzen, daß er selbst ihren Ruhm nicht durch bessere Thaten und bessern Verstand verdunkeln möchte.

4. Er ist ein ruhiger Bürger; daher haßt er alles Neue, was noch nicht dagewesen. Und wenn es auch noch so gut sein mag, ist das eine Neuerung, und Frucht unruhiger Köpfe. Darum steht über dem Stadtthor von Lalenburg die schöne Inschrift zu lesen:

Laßt uns doch aller Enden
Beim Alten es bewenden,
Und preisen die Vorfahren,
Die uns das Denken sparen.

5. Er ist ein bescheidener Mann; darum glaubt er, wenn irgendwo ein Narrenstreich erzählt wird, es sei die Rede von ihm.

6. Er ist ein gemeinnütziger Mann; darum liebt er den gemeinen Nutzen so inbrünstig, daß er ihn ganz allein in seinem Sack haben möchte.

7. Er ist endlich nicht, wie andere Leute sind, sondern hat in seinem Wesen immer etwas Ungemeines und Vorzügliches. Weil jeder Narr seine Sache von vorn anfangen muß, fängt sie der Lalenburger von hinten und verkehrt an, weil er kein Narr sein will. Und wenn seine Sachen verkehrt gehen, wundert er sich zwar, aber läßt die Hoffnung nicht fahren. Der Seiler geht ja auch rückwärts, wenn er Seile dreht, und die Seile gehen doch dabei vorwärts.

Dies, liebste Mutter, sind die sieben Lalenburger Hauptstücke;

denn es liegt die Lalenburgerei nur im Kopf, und nicht Jeder kann's nachmachen, das muß Alles angeboren sein.

Uebrigens ist es gewiß, daß anderer Orten auch Lalenburger sein können; denn wie die alte Chronik meldet, so ist ehemals über Lalenburg eine entsetzliche Landplage ergangen, wodurch viele brave Leute zum Auswandern gezwungen worden sind, die sich dann anderswo niedergelassen haben.

Diese Landplage ist von entsetzlicher Art, und damit sind weder die ägyptischen Plagen, noch die Sündfluth zu vergleichen.

Ich will sie Euch melden. Sie steht in der Chronik von Lalenburg gleich vorn an, auf der siebentausend achthundert und neunzehnten Seite beschrieben.

Aber erschrecket vor der Geschichte nicht allzufast. Sie lautet also:

Im Jahre 812, also um die Zeit Abrahams, Isaks und Jakobs, hat die weltberühmte Stadt Lalenburg großes Unglück erfahren.

Denn es hat sich begeben, daß der damaligen Frau Land-, Stadt- und Platzmajorin Schooshündlein außerordentlichermaßen taub und wüthend geworden. (Bedenkt nur, liebe Mutter, es fing das Unglück also bei der christlichen Frau Amtsvorfahrin unserer Frau Base an!) Und ist daraus großes Schrecken enstanden, weil üblichermaßen viel Hunde in der Stadt waren; wie es denn uralte und löbliche Sitte ist, daß die Lalenburger Hunde halten, damit es doch nie in der Stadt an Vieh fehlen möge.

Als nun das wüthende Hündlein gebührendermaßen nebst fünf andern, die es gebissen hatte, laut Erkanntniß vom Leben zum Tode hingerichtet worden war, und fünfzehn Menschen, die ebenfalls gebissen waren, das Zeitliche mit dem Ewigen herkömmlichermaßen vertauscht hatten, glaubte jeglicher Lalenburger in seinem Sinn, die Sache sei ordentlichermaßen abgethan, bis das Beißen wieder einmal anfangen würde, für welchen betrübten Fall dann

seiner Zeit gehörigermaßen Wege und Mittel ergriffen werden könnten. Und Niemand wollte seine Hunde ungerechtermaßen vom Leben zum Tode befördern lassen.

Aber nun fing erst das rechte Unglück an. Denn ein damaliger Doktor bewies sehr gründlich:

1. Daß alle Hunde Flöhe hätten.

2. Daß folglichermaßen auch die wüthenden Hunde Flöhe gehabt, die vom vergifteten Blute gelebt hätten, und nothwendigermaßen wasserscheu und wüthend geworden wären.

3. Daß die taubgewordenen Flöhe andern Hunden und Menschen eben so gut anspringen können, als andere oder vernünftige Flöhe.

4. Daß folglich alle Hunde und Menschen Gefahr laufen, taub zu werden.

Da nun begreiflichermaßen dieser Beweis sehr einleuchtend war, und die Frau Land-, Stadt- und Platzmajorin sel. vor Gericht mit eidlicher Aussage betheuerte, ihr Schooshündlein habe allerdings von diesem Vieh am Leibe gehabt: so ist in Lalenburg großes Wehklagen entstanden, weil Niemand wußte, ob er nicht auch im Hause Flöhe von tauben Hunden hatte?

Darauf ist vom löbl. Sanitätsrath publizirt worden, wie man die tauben Flöhe von den vernünftigen sehr leicht unterscheiden könne, und zwar lauten die Kennzeichen folgendermaßen:

1. Wüthende Flöhe sind wasserscheu, und sind so blutdürstig, wie wüthende Hunde.

2. Sie greifen Jedermann an mit stechendem Biß, ohne Unterschied der Person, noch des Alters und Geschlechts.

Da nun viele Lalenburger mit Schrecken den Biß der Flöhe fühlten, und bemerkten, daß dieses bestialische Vieh im Wasser starb, wenn es hineingeworfen wurde, es also ein unwiderstehlicher Beweis ihrer Wasserscheu war, haben alle ungebissene Lalenburger

alsbald die Flucht ergriffen und sind viele tausend ausgewandert, wie zur Zeit des babylonischen Thurmbaus, und haben sich in andern Ländern niedergelassen. Doch mögen auch möglichermaßen Gebissene darunter gewesen sein.

An denen, die aber zurückgeblieben sind in Lalenburg, hat man sonst kein Unglück verspürt; ist auch Niemand bissig und wüthend geworden oder rasend; sondern alle böse Folgen beschränkten sich darauf:

1. Daß die Lalenburger wirklich einigermaßen wasserscheu wurden, daher sie nur Wein trinken mögen, wenn es ihnen auch den letzten Batzen kostet, und Weib und Kind darob hungern müssen.

2. Daß die Lalenburger von Zeit zu Zeit, zwar nicht wüthend, aber doch nicht recht bei Sinnen sind;

als wofür man billigermaßen dem Himmel nicht genug danken kann, daß das Unglück nicht größer wurde.

Liebste Mutter, Ihr seht nun, woher die Lalenburger an andern Orten kommen?

Auch habe ich die Ehre, Euch mit Leidwesen zu berichten, daß mich auch wohl ein Lalenburger Floh gebissen haben muß, denn ich verspüre in der That bei mir einen Widerwillen gegen das Wassertrinken, und muß mich stark an den Wein halten, um nicht vor Durst zu sterben. Darüber habe ich aus Mangel an Geld schon bei sieben und dreißig Wirthen des Städtleins Schulden machen müssen, weil Ihr mich seit Neujahr ohne Geld gelassen. Darum schicket doch bald goldenen Trost für mein Herzeleid, sonst fürchte ich, die sieben und dreißig Wirthe werden wüthig und bissig gegen Euern ohnehin schon genug gebissenen Sohn

Stoffel.

Lalenburgisches Amtsblatt, oder Nachricht von großen Staats- und Weltbegebenheiten, zur Belehrung aller gesalbten und ungesalbten Häupter.

Konstantinopel, 10. April.

Man erfährt von den lalenburgischen Grenzen, daß man von Norden her stark kanoniren gehört habe. Auch weiß man längst, daß allerlei kriegerische Bewegungen in Lalenburg vorgehen, doch weiß man nicht, gegen wen sich diese Macht rüstet. Der Divan ward sogleich versammelt, und lange geheimer Rath gehalten; das Publikum erwartet mit Ungeduld den Erfolg der Berathschlagungen.

London, 16. April.

Die Besorgnisse, welche Europa wegen einiger militärischen Bewegungen in Lalenburg hegte, waren ganz ungegründet, und die Berichte von Konstantinopel deswegen übertrieben. Wir wissen aus guten Quellen, und es ist auf Lloyds Kaffeehause angeschlagen, daß der Hof zu Lalenburg die friedlichsten Gesinnungen hegt.

Petersburg, 16. April.

Die neulich gehörte Kanonade von den Lalenburger Grenzen, wodurch ganz Europa in Besorgnisse gerieth, ward durch eine General-Musterung der lalenburgischen Armee veranlaßt, wobei die Artillerie im Feuer exerzirt ward. Die Truppen setzten alle Zuschauer durch Schönheit und Genauigkeit ihrer militärischen Bewegungen in Erstaunen. — Die ungedruckten Lalenburger Zeitungen ertheilen den verschiedenen Befehlshabern und Offizieren das verdienstvolle Lob, welches wir hier der Kürze wegen übergehen. Nur bemerken wir, daß der Herr Land-, Stadt- und Platzmajor ein Feldherr von seltenen Talenten ist, denn sein Federbusch auf dem Hut allein ist zwei und eine halbe Elle lang.

Lalenburg, 20. April.

Es ist erstaunlich, mit welcher Thätigkeit unsere Erziehungsbehörde die Verbesserung der Land- und Bürgerschulen betreibt. Sie gibt allen Ländern ein glänzendes Beispiel, was Einsicht und guter Wille vermögen. Auch ist diese Behörde aus Männern zusammengesetzt, die ihrem Fache vollkommen gewachsen sind; denn da die wenigsten Mitglieder derselben gelehrte Kenntnisse haben, kaum richtig lesen und schreiben können: so fühlen sie um so lebhafter, wie nützlich bessere Schulanstalten wären.

Sehr zweckmäßig und rühmlichst bekannt zu machen ist unter andern folgende vom Erziehungs-Ausschuß vorgeschlagene und von unserm hohen Rath gnädigst genehmigte Schulverbesserung. Es fehlte nämlich seit langer Zeit an einer Bank, worauf die Knaben in der Schule saßen, ein Bein. Schon mehrmals war die Bank, sammt den darauf sitzenden hoffnungsvollen Jünglingen, mit ihren drei Beinen umgestürzt. Der hohe Rath hat demnach folgendes Dekret zu publiziren geruht:

In Erwägung, daß die Verbesserung des Schulwesens in allen wohleingerichteten Staaten Europens eine der ersten Sorgen einer weisen Regierung sein soll;

In Erwägung, daß wenn die Schüler und Lehrer keinen festen Sitz haben, solches ein Haupt-Hinderniß des öffentlichen Unterrichts ist;

In Erwägung, daß durch das Umfallen einer Schulbank die lernbegierigen Schüler am Kopf beschädigt werden können, wodurch die Aufklärung leicht Gefahr leiden dürfte;

In Erwägung, daß eine unserer Schulbänke nur drei Beine hat, haben Wir verordnet, und verordnen:

1. Die Schulbank soll ein viertes Bein haben.

2. Die Unkosten sollen dazu aus den öffentlichen Fonds bestritten werden.

3. Der Tischmacher ist mit Vollziehung dieses Dekrets beauftragt.

Dem Verlauten nach wird die Feierlichkeit zur Einsetzung des Stuhlbeins am 23. Mai vor sich gehen.

Man urtheile aber nicht zu voreilig aus der Schnelligkeit, womit die Verbesserungen eingeführt werden, über das Verfahren unserer Erziehungsbehörden, und daß sie allzurasch zu Werke gehen. Nein, jeder Vorschlag wird reiflich erwogen, ehe man ihn ins Werk setzt. Sogar ganz unbedeutende Verbesserungsvorschläge, z. B. über nöthige Erhöhung des geringen Gehalts der Schulmeister, oder über Anschaffung besserer Schulbücher, über Einführung zweckmäßigern Unterrichts u. dgl. werden von Jahr zu Jahr zu näherer Berathung aufgeschoben.

Vor fünfzehn Jahren wurde ein Projekt in Zirkulation gesetzt: wie man die Landschullehrer in einer besondern Anstalt für ihren Stand besser bilden könne, weil die wenigsten Schulmeister Fähigkeit haben, gut zu unterrichten. Der Vorschlag wird wahrscheinlich noch fünfzehn Jahre lang zirkuliren, und erst Anno 1840 in Vollziehung gesetzt werden.

Vom 24. April.

Gestern Abend passirten mehrere hohe Fremde durch unsere Stadt, unter andern Kutsche und Pferde, nebst Kutscher und Bediente von einem großen Prinzen eines benachbarten Hofes, desgleichen der Zahnarzt Sr. Majestät des ehemaligen Königs von Polen. Letzterer hatte auch diesen Morgen um neun Uhr fünfundvierzig Minuten Audienz bei Ihro Groß- und Hochgeboren, der Frau Land-, Stadt- und Platzmajorin Anna Babeli von Quakeli, welche Dame durch ihre Einsichten und Schönheiten weitberühmt, und eine Zierde, wo nicht unserer Stadt, doch ganz Europa's ist. — Der königliche Hof-, Staats-, Leib- und erster

Zahnarzt war von der Güte der besagten Dame so entzückt, daß er sich erbot, ihr unentgeldlich alle Zähne aus dem Munde zu reißen, welches Hochdieselben jedoch mit voller Anmuth ausschlugen.

Vom 26. April.

Künftigen 21. Juni wird in allhiesigem Raspelhause öffentlich versteigert und auf genugsame Losung hingegeben werden: eine Portion alter Konstitutionen und Menschenrechte — dito fünfundsiebenzig Ballen Präliminarien, Friedensschlüsse, gültige und ungültige Anforderungen, Protestationen, Tagesordnungen, Zeremonialdekrete und andere Meßartikel mehr. Die Liebhaber belieben sich mit Tagesanbruch einzufinden.

Marokko, 15. Mai.

Unser Hof hat die neuesten Regierungsveränderungen in Lalenburg, und die Titulatur des ehemaligen Herrn Land-, Stadt-, Platz- und Spritzen-Majors Blasius von Quakli förmlich anerkannt.

Uebrigens befinden sich Ihro Majestäten nebst den Prinzen und Prinzessinnen noch immer in erwünschtem Wohlsein. Noch nie war der Hof so zahlreich und glänzend. Außer den gewöhnlichen Bällen, Maskeraden und Gastereien werden auch wöchentlich noch zwei kostbare Feuerwerke abgebrannt. Für den hiesigen kaiserlichen Thiergarten, dessen Unterhaltung große Summen kostet, ist ein zahlreicher Transport Leoparden, Hyänen, Bären u. s. w. unterwegs. — Unter dem Volke zu Stadt und Land nimmt Theurung und Mangel täglich zu. Die Berichte aus einigen Provinzen lauten wirklich fatal. In einem einzigen Städtchen sollen über hundert Personen Hungers gestorben sein.

Lalenburg, 18. Mai.

Der berühmte Hagel'sche Prozeß, der in ganz Europa so viel Aufsehen erregte, ist gestern endlich beendet. Seit zwei Jahren

war die Aufmerksamkeit aller kultivirten Nationen auf den Ausgang dieses Prozesses gerichtet — jetzt hat das hohe Tribunal in letzter Instanz über ihn abgesprochen.

Weltbekanntermaßen ließ sich dieser Bildhauer von Profession beigehen, da die Obrigkeit ihm aufgetragen hatte, passende Inschriften über öffentliche Gebäude zu setzen, mancherlei Unfug zu treiben. Ueber das Rathhaus hat er zum Beispiel gesetzt: Kauf- und Schenkhaus; über die Kirchthür: Schlafzimmer; über das Schulhaus: Zuchthaus; über die Thür des Casino's, wo sich zuweilen in der Woche die Noblesse der Stadt zu ihrem Vergnügen versammelt: öffentliches Berichthaus; über das Gefängniß: Schatzkammer; über den Gerichtssaal: allhier macht man Wechselgeschäfte; über die Staatsbibliothek: Grümpelgemach u. s. w.

Als man ihn befragte, warum er das Rathhaus Kauf- und Schenkhaus nenne? berief er sich darauf, daß man einige Stellen nicht an den tüchtigsten Mann, der ihnen gewachsen sei, sondern an einen Vetter oder Gevatter von dem und diesem Rathsherrn, oder an den, der die meisten Geschenke vor der Wahl machte, ertheilt habe. — Die Kirche habe er Schlafzimmer geheißen, weil er alle Sonntage bemerkte, daß die guten Christen, statt mit Andacht da zu sein, lieber schlummern, und das Gotteshaus in ein Schlafzimmer verwandeln. Als man ihm schärfer zusetzte, behauptete er, alles gerichtlich beweisen zu wollen. Man ließ dies aber natürlich nicht zu.

Denn aus allen seinen Reden erhellet, daß dieser Bildhauer Hagel verwirrt im Kopfe sei. Dies hat er damals schon bewiesen, als ihm aufgetragen war, eine Figur zu machen, die unsern Staat bildlich vorstellen, und als Bildsäule auf dem öffentlichen Platze paradiren sollte. Was that er? Eine Gans machte er, die auf Stelzen ging. — Kann man etwas Einfältigeres denken?

Da nun alle unsere Herren Aerzte behaupteten, der Mensch sei irre im Kopf: so ward er auf fünf Jahre ins Narrenhaus verurtheilt. Weil wir aber dermalen noch kein Narrenhaus besitzen, so bekam er für eben so lange Stadt-Arrest.

Von eben daher, 1. Juni.

Endlich haben wir den glorreichen Tag erlebt, wo mit den größten Feierlichkeiten, in Gegenwart einer Deputation des hohen Rathes und aller Vornehmen der Stadt, das vierte Bein in die Schulbank eingesetzt und förmlich installirt ward. Man berechnet den Werth dieses Beins auf zweihundert und fünfzig Gulden; Andere behaupten, es koste dreihundert Gulden. Denn nach Beendigung der großen Zeremonien ward auf Kosten der Bürgerschaft, von sämmtlichen hohen Beamten, ein Schmaus gehalten; des Abends ward ein Ball gegeben, wo man bis nach Mitternacht tanzte.

Denselben Tag begaben sich zehn arme Familien nach Holland weil sie wegen Mangel an Arbeit und Verdienst, und wegen zu weniger Unterstützung, nach Amerika auswandern wollen. Die guten Leute sind zu bedauern.

Von eben daher, 12. Juli.

Die Gerüchte, welche in ausländischen Blättern über die in Lalenburg ausgebrochenen Unruhen verbreitet worden sind, übertreiben die Sache. Es ist dermalen noch zu keinen blutigen Auftritten gekommen, sondern in dem letzten Treffen, welches die beiden Faktionen im Wirthshause zum Bären lieferten, wurde nur das Wamms eines Bäckermeisters schwer verwundet, und eine Perrücke des Vize-Ober-Thorschreiber-Assessors fast gänzlich demolirt. Wenigstens gibt den neuern Nachrichten zufolge der Perrückenmacher alle Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung auf.

Folgendes ist der Ursprung jener weitaussehenden Streitigkeiten

Ein junger Doktor, der neulich von der hohen Schule heim kam, behauptete: daß die Pferde den Wagen, wenn sie davor gespannt wären, nicht zögen, sondern stießen, indem sie gegen den Brustriemen drückten. Gegen diese Neuerung empörte sich das Herz vieler rechtschaffenen, vaterländisch-gesinnten Lalenburger, und sie behaupteten: der Wagen würde gezogen. Da aber der junge Doktor viele Verwandte im Rath hat, fand er seinerseits Anhänger — meistens neuerungssüchtige unruhige Köpfe.

In kurzer Zeit nahm die ganze Stadt Antheil an diesem Streit. Niemand, der Ordnung liebte, wollte zugeben, daß die Rosse den Wagen stießen, und nicht zögen. Aber die Partei der Stößer vergrößerte sich, weil selbst einige angesehene Rathsglieder und ihre Töchter zu derselben übergingen.

Nachdem man selbst im hohen Rath darüber vielfältig in zwanzig auf einander folgenden Sitzungen deliberirt hatte, verordnete derselbe, einen Augenschein darüber einzunehmen. Man betrachtete also die Rosse und den Wagen, und beobachtete deutlich mehrere Tage lang, ob der Wagen gezogen oder gestoßen würde? — Allein die dazu verordnete Kommission konnte sich in ihrer Meinung nicht vereinen. Es sind darüber schon viele Akten und Streitschriften erschienen, mehrere Augenscheine, mehrere Gutachten, welches unserm kleinen Staat große Unkosten verursacht.

Im Wirthshaus zum Bären kam die Faktion der Zieher und Stößer darüber zum Handgemenge. Die Zieher mußten endlich der Uebermacht der Stößer weichen und nahmen einen ehrenvollen Abzug, mit Hinterlassung einer Perrücke und eines Hutes auf dem Schlachtfelde.

Der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major rückte endlich an der Spitze der bewaffneten Macht gegen das Wirthshaus, um die bürgerlichen Unruhen beizulegen. Aber die Zwietracht hatte sich selbst des Militärs bemächtigt. Eine Hälfte bestand aus Stößern,

die andere aus Ziehern. Es kam in der Armee zum Wortwechsel, so daß sie zankend aus einander lief. Mit hoher Geistesgegenwart eilte der Feldherr zum Zeughaus, und gab Befehl, schwere Artillerie gegen das Wirthshaus aufzupflanzen. Allein die Stößer, erschüttert durch des großen Mannes Drohung, gingen heim, und überließen ihm als Sieger das Feld.

Man ist in ängstlicher Erwartung über den Ausgang dieses Bürgerkrieges. Hoffentlich wird auch diesmal, wie schon bei vielen ähnlichen Fällen in Europo, die alte Ordnung über den Geist der Neuerungssucht die Oberhand behalten.

Die verkehrte Welt.

(In zwölf Bildern.)

Vor Zeiten lebte in Japan der weltberühmte Maler Hoppelpoppel, der im Irrenhause gestorben ist. Er hatte nämlich den Einfall, Prophet zu werden, und zu prophezeien, die Welt würde mit der Zeit ganz verkehrt werden; die Leute würden lieber auf dem Kopfe, als auf den Beinen stehen; die Kinder klüger, als die Aeltern sein; die Bauern gescheidter in Gottes Wort sein, als der Herr Pfarrer; der Rock würde besser sein, als der Mensch; Kinder würden schon verliebt thun, und junge Herren im dreißigsten Jahre betagte Greise sein; man würde einander um ein Stückchen blauen Dunst die Hälse brechen, und dann nach vollbrachter Mörderei in den Kirchen „Herr Gott dich loben wir!“ singen; man würde beweisen, der Schnee sei schwarz, und die Maus stelle der Katze nach dem Leben, und wer das nicht glauben wollte, der würde zur ewigen Pein verdammt werden.

Dieses und dergleichen weissagte der berühmte Maler Hoppelpoppel, und machte darauf zwei unübertrefflich schöne Bilder,

worin er die künftige verkehrte Welt zur Schau stellte. Die Muftis in Japan wurden darüber aufgebracht, weil sie sich allein mit Prophezeiungen abgeben dürfen, und thaten den Hoppelpoppel in Bann. Dann kamen die Doktoren, und klistirten den armen Hoppelpoppel auf Leib und Leben, und sperrten ihn ins Irrenhaus. Endlich kamen die Philosophen und demonstrirten, daß sie allein Recht hätten. Dann kamen die Advokaten und Juristen, und kondemnirten den armen Hoppelpoppel zur Bezahlung aller Unkosten. So war man mit ihm fertig, und zwar von Rechtswegen, weil außer Hoppelpoppel keiner was dagegen hatte.

Trotz der bannenden, klistirenden, demonstrirenden und kondemnirenden Freunde der Menschheit hatte Hoppelpoppel Recht, wenn gleich nicht von Rechtswegen. Denn das Recht liegt leider oft weit vom Rechtswege.

Obgleich Hoppelpoppel schon seit einigen Jahren gestorben ist, blutet doch mein Herz vor Wehmuth, und ich muß seine Ehre vertheidigen, was mir sehr leicht fallen wird. — Ich will beweisen, daß seine Prophezeiung größtentheils erfüllt ist, und daß wir in der verkehrten Welt wirklich schon leben, und daß, was noch nicht da ist, wohl noch kommen kann.

Um dies zu beweisen, will ich nur Hoppelpoppels berühmte zwölf Bilder von der verkehrten Welt nach ihrer verschiedenartigen Bedeutung hier ungefähr andeuten.

Das erste Bild.

Ei, wie fein spinnt doch der Mann,
Und das Weib hat Waffen an.

Ist das nicht eine Ehestandsgeschichte, wie man jetzt in vielen Häusern hat?

Zum Beweise, daß die Weiber immer Recht haben, wenn sie auch nicht Recht haben, trägt die Frau auf dem Bilde den Säbel

an ihrer rechten Seite, wenn es gleich sonst für den Säbel nicht die rechte Seite ist. Und zum Beweise, daß alles, was vom zärtlichen Herzen kömmt, entzückend sei, führt sie den Stock oder Hausscepter in der linken Hand, die vom Herzen kömmt.

Mancher spricht zu seiner Hausehre: „Nein, Käthchen, nein, so arg ist es bei uns noch nicht. Du hast ja nie einen Säbel um und keine andere Waffen, als höchstens deine liebe Zunge, und deine kleinen Nägel an den Händen; führst auch nie einen Stock, brauchst ihn auch nicht, da du mit Löffeln, Tellern und Töpfen so geschickt kanonieren kannst, als hättest du es in einer Artillerieschule gelernt. Auch müssen dir alle französischen Generale zugestehen, daß Bomben, Karthaunen, Haubizen unhörbar sind, wenn du dein liebeswürdiges schönes Mündchen einmal zum Zanken gebrauchen wolltest, welches freilich selten geschieht, höchstens in der Woche siebenmal."

Wer ein solches Käthchen nicht hat, kann freilich von Glück sprechen; aber regiert wird er dadurch dennoch, er stelle sich wie er wolle.

Die Weiberlein regieren; wenn nicht mit Gewalt, doch durch List; wenn nicht mit Zorn, doch durch Liebe; wenn nicht mit der Zunge, doch durch die schönen Augen. Der Mann führt den Titel, die Frau das Amt; der Mann geht aufs Rathhaus, aber er ist nur Deputirter seiner Gemahlin.

Was das Aergste ist, sind die Männer froh, daß es so ist. Sie wollen das Joch gar nicht abschütteln, besonders wenn es von schöner Hand aufgelegt wird. Die Frauen schnallen sich nicht immer den Säbel auf die rechte Seite; sie richten mit einem einzigen Kuß von rothen Lippen mehr aus, als wenn sie sich einen Schurrbart wachsen ließen. Zwei freundliche Arme, die sie uns entgegen strecken, sind stärker, als eiserne Ketten; und eine Thräne

aus ihren Augen richtet mehr Verheerung im Herzen des armen Mannes an, als eine Bombe, die auf einen Pulverthurm fällt.

Zweites Bild.

Seht den Esel herstolziren!
Er erkühnt sich, zu barbiren.

O einfältiger, demüthiglicher Hoppelpoppel! Welche Bescheidenheit, aus einem Esel nichts, als einen Bartscheerer zu machen! Heutiges Tages macht man aus Eseln ganz andere Leute! Man läßt sie alle freie Künste treiben.

In alten Zeiten hatte man nur sieben freie Künste, und das Bartscheeren war nicht unter diesen sieben begriffen; in unsern Zeiten sind der freien Künste, die jedermann treiben kann, siebenundsiebzig geworden. Es werden Wenige sein, die sich nicht vollkommen darauf verständen, Bärte oder Leute zu scheeren, Gänse oder Staaten zu regieren, Hosen oder Gesetze zu machen u. s. w. u. s. w. Mancher treibt heutiges Tages allein sechs Gewerbe zu gleicher Zeit, und bringt doch nichts Gescheites heraus.

Was sich von unsern aufgeklärten Tagen aus einem rechten, braven Esel Vortreffliches machen lasse, ist bekannt genug. Man darf's nur den Leuten nicht immer laut sagen, denn es ist jetzt umgekehrt, wie sonst; jetzt heißt die sonnenklare Wahrheit Unbescheidenheit.

Auch nennt man die zünftigen Esel, dito welche in Aemtern stehen, dito welche von Zinsen leben und andere Dito's nicht mehr bei ihrem ehrlichen Geburtsnamen, sondern läßt diesen höchstens nur denjenigen, welche noch, nach uralter Gewohnheit, von Gras und Disteln leben.

Bekanntlich sprechen die Esel kein Wort so rein, so deutlich und verständig aus, als ihr fröhliches Ya! Ya! Ya! — Aus

bloßer Höflichkeit nennt man sie daher auch an manchen Orten, wo sie mit Rathen und Thaten umgehen müssen, kurzweg Ya-Herren, oder nach neuester Rechtschreibung Ja-Herren.

Ein wohlkonditionirter Esel muß lange Ohren, ein dickes Fell, eine laute Stimme haben und tückisch sein; vier Eigenschaften, von welchen nur die Langohren, als überflüssig, angesehen werden, weil sie am Ende doch nur zum bloßen Zierrath dastehen.

Aber nichts Brauchbareres für einen Handwerks- oder Kunst-, Staats- oder Raths-, Standes- oder Landes-Esel, als ein solides dickes Fell. Stachle ihn, wie du willst, er fühlt weder Stich noch Hieb, und läßt sich nicht aus seinem Eselstakt bringen.

Die laute Stimme verrichtet in Berathungen und Wortwechseln Wunderdinge. Die vernünftigsten Leute behalten Unrecht, wenn einer hervortritt, der, statt gesunder Vernunft, gesunde Lunge hat, und fürs Vaterland brüllt.

Endlich heimtückisches Wesen, mit anständiger Dummheit verbunden, kann einen gnädigen Herrn machen.

Drum, du guter Hoppelpoppel, hast du es schlecht getroffen, daß du deinen Esel nur zum Bartscheerer machtest. Wir können sie zu wichtigern Aemtern gebrauchen.

Drittes Bild.

Auch der Blinde führen soll
Einen, der da siehet wohl.

Nichts billiger als das! Die Sehenden haben lange genug die Blinden geführt. Jetzt kann auch die Reih' einmal an die Blinden kommen.

Hat auch der berühmte General der Hussiten, nämlich Ziska, ob er gleich stockblind war, ein großes Heer angeführt und eilf Bataillen gegen die kaiserlichen Armeen gewonnen. Wie viele

Generale haben nicht in unsern Tagen eilf Bataillen mit sehenden Augen verloren.

Weil die Blinden sich jetzt überall zum Führeramt drängen, legen die jungen Herren, um beizeiten blind zu werden, schon als Knaben Brillen auf die Nase, und spazieren damit auf den Gassen.

Wer gesunde Augen hat und schlichten Menschenverstand, den schickt man in elende Schulen, wo man vom Schulstaub recht ordentlich blind wird.

Die Blindheit ist, wie es scheint, an vielen Orten zur Gerechtigkeit gut; nicht vergebens wird die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen gemalt. Ein Richter, sagt man wohl, muß blind sein für das Ansehen der Person, und nur Ohr für die Stimme der Unschuld haben. Mit dem Blindsein hat's auch wohl zuweilen seine Richtigkeit, aber nicht immer mit dem Ohr, weil, wenn man stark mit dem Geld klingelt, die Stimme der Unschuld nicht recht vernehmlich verstanden werden kann.

In einer Dorfgemeinde hatte man einen alten blinden Mann zum Hirten der Schafe und Geißen gemacht. Wenn nun das Vieh in die Einschläge lief, ging der blinde Führer der Heerde immer frei aus, weil er schwor, er habe es nicht gesehen, und wegen eines Naturfehlers könne man Keinen strafen.

Oft ist es gar zu gut in dieser Welt, für Vieles keine Augen zu haben. Mancher hat schon den Kopf darüber verloren, weil er dem Dienst seiner Augen nicht entsagen wollte.

Die blinden Führer leiten zwar oft die Sehenden über Stock und Stein in Bach und Graben — daher entsteht dann wohl das unzeitige Räsonniren der Augenhaber; aber das Räsonniren läßt sich mit einer Kleinigkeit verhindern, man stopft den Leuten nur das Maul; und wenn Alles schweigen muß, hat der Blinde allein Recht. Wir haben in unsern Tagen ganze Länder voller Sehenden durch wenige Blinde in den Koth führen gesehen. —

„Aber, ihr Narren, es ist ja kein Koth da," ruft der Blinde, „denn ich sehe ihn nicht." — „Gut," sagen wir Andern, „wir haben dann auch nichts gesehen!" —

Einer von den bitterböseſten Prophetengedanken des berühmten Malers Hoppelpoppel war dieser, daß er unter Anderm weissagte, es werde endlich einmal in der Welt beständige Fastnachten geben, wo man alle Tage in Masken und Larven herumliefe, und Jeder eine andere Person vorstellte, als er wirklich wäre. — Die Gelehrten und Professoren sprachen damals: Hoppelpoppel ist ein Narr; es kann so wenig alle Tage Fastnacht, als alle Tage Neujahr oder Lichtmeß, oder Sylvester sein. — Aber die Professoren hatten Unrecht, und der Maler hatte Recht. — Die Leute treiben heutiges Tages Fastnachtsspiel von einem Hornung bis zum Hornung des andern Jahres. Sie brauchen dazu keine Larve, als die sie von Natur haben; Jeder weiß sein Gesicht zu falten, daß man nie erräth, was dahinter steckt; und auf die Kleider muß man gar nicht sehen, denn alle verkleiden sich auf die artigste Weise.

Man sehe nur

Das vierte Bild.

Der Baur den Herrn vor sich zitirt,
Denn Fastnacht wird all' Tag geführt.

Der Bauer zitirt vermuthlich den Herrn vor sich, weil der Herr die Zinsen nicht richtig an den reichen, runden, dicken Bauer abträgt. Man sieht, der Bauer im Lehnstuhl, mit der Brille auf der Nase und dem großen Buche vor sich, gibt dem magern Herrn einen so harten Bescheid, daß dieser darob höchlich entsetzt ist. Vermuthlich ist trotz Degen und Perrücke so ein Wort von Lump gegen ihn gefallen, und daß man den Degen und die Perrücke im Nothfall öffentlich versteigern könne.

Daß der Bauer die neueste Mode mitmachen könne, sieht man

aus seinem Hausrath. Er hat sich, weil er Geld hat, zum Herr Von, oder zum Herr Baron oder Herr Graf machen lassen, und ist nun hochwohlgeboren; denn nicht das Herz adelt, sondern das Wappenschild. Stammbaum und Geschlechtsregister hängen über dem Bauer, wie ein Apfelbaum groß. Er beweiset daraus, wie jeder Edelmann, daß er mit allen Kaisern und Königen der Welt etwas weitläuftig verwandt sei, weil ihr Ur-Ur-Ur-Ahnherr Herr von Adam hieß, dessen Gemahlin Frau von Eva war.

Das ist übrigens heutiges Tages nichts Neues. Geschichten, wie man auf dem Bilde sieht, wo ein vornehmer Herr vor dem Bauer Kratzfüße macht, wo der alte Edelmann vor dem neuen als unterthäniger Diener steht, wo der Junker geht und vom Bauer Geld leiht — es ist so alltäglich, man macht kein Aufhebens mehr davon. Vor einigen hundert Jahren, zu Hoppelpoppels Zeiten, mochte das freilich anders sein. Aber seitdem haben Sparsamkeit, Fleiß und Kenntniß manchen braven Bauersmann und Bürger emporgehoben, und hingegen hat Stolz, Verschwendung und Unwissenheit manchen Junker und gnädigen Herrn zum armen Ritter gemacht.

Wenn Herr Hoppelpoppel heutzutage lebte, wenn er sähe, wie in vielen Dörfern die Landleute ihre Kinder so brav zur Schule, und zur redlichen Arbeit anhalten; wenn er sähe, wie hingegen in manchen großen Städten die jungen Herren lieber herumschwärmen, als etwas lernen, und das Geld zerstreuen, was der Fleiß ihrer Väter gesammelt: — ich wette, Hoppelpoppel hätte prophezeit, die Dörfer werden endlich Städte und die Städte Dörfer werden.

Aber auf die ewige Fastnacht zurückzukommen, so muß man eingestehen, daß keine Hoppelpoppel'sche Prophezeiung richtiger eingetroffen ist, als diese. Denn nur wenige Menschen kleiden sich, die meisten verkleiden sich.

Siehst du die Alte, wie sie über die Straße läuft, wenn's zur Kirche läutet? Wie begierig ist sie zum Gottesdienst; wie andächtig hängt sie den Kopf, wie fleißig murmelt sie ihr Gebet, wie fromm verdreht sie die Augen! — Du meinst, sie sei die Frömmste aller Frommen? Du Narr, es ist Fastnacht! Sie kratzt daheim dem Manne fast die Augen aus, klatscht von einem Haus ins andere, und hetzt alle Nachbaren gegen einander.

Du bewunderst da den Herrn, der nicht anders, als um Dublonen spielt, in Kaffeehäusern der Erste und Letzte ist, Bediente und Pferde hält, in Sammt und Seide nach der neuesten Mode geht — bewunderst seine Leutseligkeit, mit welcher er einem schlichten Handwerksmann die Hand drückt — — du Narr, es ist Fastnacht. Der reiche Herr hat schon zweimal Bankerot gemacht; ist ärmer, als ein Bettler, und ist das Haar auf dem Kopf und den Bissen im Magen schuldig. Der schlichte Handwerksmann ist sein Gläubiger und will ihn betreiben lassen.

Du siehst da die schüchterne, unschuldsvolle Jungfrau mit der Engelsmiene. Du bewunderst ihre Sittsamkeit, ihre Anständigkeit, mit der sie den Blicken der Männer ausweicht. Du Narr, es ist Fastnacht — sie hat drei Kinder gehabt und ist doch noch Jungfrau.

Du hast Ehrfurcht vor dem grundgelehrten Herrn, der auf der Straße in tiefen Betrachtungen geht; vornehm über die Achsel grüßt; von Kaisern und Königen spricht; allen Mächten guten Rath ertheilt, und Bücher über Bücher lieset. Du Narr, es ist Fastnacht — der Mann hat kurzen Verstand und lange Zeit; er lieset Liebeshistorien und Komödien oder Zeitungen, gibt allen Kaisern guten Rath; aber nicht schriftlich, weil er nicht drei Zeilen ohne dreißig Sprachfehler schreiben kann.

Das fünfte Bild.

Selbst dem Bauer, toll und voll,
Der Soldat aufwarten soll.

Wegen Bileams Esel stritt die Partei der Orthodochsen und Heterodochsen, vielleicht auch noch manche andere Partei von Ochsen, lang und breit. Bei diesem Bilde ging's nicht besser.

Weltkundigermaßen war es in alten Zeiten wohlhergebrachte Sitte, daß der Bauer oder Bürger, der ein Wirths= oder Pintenschenk= und Tavernen=Recht besaß, dem Soldaten aufwartete, wenn er — Geld hatte. Die löbliche Mode kam oft ab, und Bauer und Bürger mußten den Soldaten auch unentgeldlich aufwarten lernen, wie man wunderliche Exempel hat. Aber daß die Welt zuletzt sich noch so verkehren, daß der tapfere Soldat dem Bauer unterthänig aufwarten würde — der Einfall könnte nur einem Hoppelpoppel in den Kopf steigen.

Die Herren von der Partei der Heterodochsen behaupten nun, Hoppelpoppel habe Recht. Die Zeit werde noch kommen, wo auf der Erde der Soldat am rechten Platz stände; nämlich im Kriege vor den Kanonen; im Frieden zu Diensten des Bürgers und Bauers, der ihn durch seine Abgaben ernähren muß. Es werde eine Zeit geben, wo endlich ewiger Friede und ewige Freundschaft zwischen den Potentaten geschlossen würde (ist schon oft dergleichen geschlossen, aber die Ewigkeiten waren gewaltig kurz!), dann werde man die Soldaten sich auf ruhige, ehrsame, nützliche Hantierungen und Gewerbe legen sehen, z. B. aufs Wirthen, Barbiren, Klystiren, Musiziren, statt auf das bisherige Füsiliren, Bombardiren, Scharmuziren u. dgl.

Jedermann sieht, das ist eine alberne Träumerei!

Die Partei der Orthodochsen hingegen behauptet: Hoppelpoppel wird nicht Recht haben, sondern hat schon in vielen Ländern Recht, wo die tapfern Kriegsvölker den Bürgern und

Bauern, laut vortrefflichem Kriegsrecht, Alles genommen haben. Da ist der Eigenthümer von Haus und Hof getrieben, und der Eroberer bewirthet ihn recht höflich, wie einen Fremden, mit dem eroberten Wein. — Und ist denn das so etwas Außerordentliches in unsern Zeiten? Wie manchmal sind nicht die Kaufleute einer geplünderten Stadt zu den Herren Soldaten gegangen, und sind Käufer ihrer eigenen Waare geworden, wo sich dann die Soldaten in Krämer, Geldwechsler und Kaufleute verwandelten! War das nicht verkehrte Welt? Haben wir diese verkehrte Welt nicht zur Kriegszeit?

Wenn ein Krieg lange dauert, kömmt's allemal darauf hinaus, daß die Soldaten nicht eigentlich beim Bürger und Bauer, sondern Bürger und Bauer beim Soldaten einquartiert liegen; daß der Soldat Meister im Haus ist; nach Gefallen gastirt, traktirt und dem ehemaligen Hausherrn großmüthig gestattet, ein Gläschen mitzutrinken.

Ist freilich verkehrte Welt, aber darum hat auch Hoppelpoppel Recht, und gehört nicht ins Narrenhaus.

Unter andern wunderlichen und verkehrten Dingen in dieser oft verkehrten, selten bekehrten Welt hatten wir auch einmal, wie man sich vielleicht hin und wieder noch erinnern mag, in Frankreich und Rom, in Holland und Neapel, und so weiter, eine Revolution. — In einer Revolution steht eigentlich das ganze Land auf dem Kopfe, sintemal das Hinterste zuvorderst, das Oberste zuunterst gekehrt wird.

Nun freilich haben sich Land und Leute hin und wieder besonnen; manche glauben, es stehe Alles wieder auf den Füßen, wie vor Zeiten. Es kömmt darauf an, ob man gute Einbildungskraft hat. Ich vermuthe, es liegt noch manches, statt auf dem alten Fuß zu stehen, oder hat, statt auf die alte Art zu gehen, nur — kriechen gelernt.

So lächerlich, ärgerlich und widersinnig es auch sein mag, auf dem Kopfe spazieren gehen zu wollen, läßt sich doch nicht läugnen, daß es zuweilen auch einen Nutzen gehabt hat. Man macht zuweilen mit der Nase am lieben Erdboden wunderbarliche Entdeckungen, wie man schwerlich von einem Thurm herab gemacht haben würde. Und wenn man einmal auf dem Kopf gestanden, weiß der Kopf aus eigener Erfahrung, was eigentlich die armen Füße schwer zu tragen haben. Er hat Respekt vor denen, die er sonst von oben herab verachtete; er lernt ihre großen Dienste schätzen; er weiß, daß, wenn sie ihm diese Dienste einmal wieder voll Unwillens versagen, er platterdings mit der Nase wieder im Staube liegt. Genug, es ist nichts so Böses in der Welt, daß es nicht auch seinen Nutzen hätte.

Der berühmte Prophet Hoppelpoppel hat nun diese Revolutionszeit längst voraus geweissagt in seinen vortrefflichen Gemälden. Er that dies in seiner ganz eigenen Art, auf eine unverbesserliche Weise. Siehe

Das sechste Bild.

Und das Schaf den Hirten scheert,
Wie er ihm zu thun begehrt.

Ja wohl! Das Schaf scheert den Hirten! Und das dumme Thier, statt seinem Hirten nur das Haar von seinem Kopfe zu scheeren, hat ihm sogar den Kopf vom Rumpfe geschoren, was eben so übel sein mag, als wenn der Hirt aus Gewinnsucht seine fromme und gehorsame Heerde, statt zu scheeren, allergnädigst schindet. — Jedermann wird mit mir einverstanden sein, beides sei etwas ungeschickt.

Das Schaf im Hoppelpoppel'schen Bilde sieht zwar sehr klug und geistreich bei seinem Regentengeschäft aus; bei dem allen aber bleibt's doch nur ein kluges Schafsgesicht, das sich auf der

fetten Weide in natürlicher Stellung viel besser ausnehmen würde, als in der unnatürlichen Sitzung am alten unfruchtbaren Nußbaum.

Ein ächter Prophet, wie der große Hoppelpoppel, hat immer die Gewohnheit, verblümter Weise zu reden. Er hätte können, statt des Schafes und des Hirten, die Revolution auf ganz andere Art versinnlichen und andeuten; er hätte können ein paar brennende Schlösser, oder einen ehrbaren Landsturm, gottesfürchtige Bauern mit leeren Säcken gegen eine zu plündernde Stadt, oder dergleichen erbauliche Sachen malen. Nein, Hoppelpoppel malte das Schaf und den Hirten, dem der Tituskopf geschoren wird, und er hat's getroffen. Er zeigte damit nicht einen Theil, sondern die ganze Gestalt einer Revolution an, und die verkehrte Welt.

Das siebente Bild.

O, seht mir doch nur, ei, ei, ei!
Es lernt der Herr vom Papagei.

Allerdings muß man sich darüber wundern, wie ein so ehrbarer, gesetzter, wackerer Herr, mit einer wahrhaften Raths- und Staatsperrücke, im Käfig sein, und dem Papagei nachplaudern könne. Allein es ist wohl mancher Andere nicht besser daran, den seine Frau Gemahlin im Käfig des heiligen Ehestandes gefangen hält, und ihm da vorsingt, was er in der Amtssitzung, in der Gesellschaft, im Rath, in der Gemeinde, oder auch nur diesem oder jenem Herrn Vetter Gevatter zu sagen habe. So etwas läßt man hingehen! — Die Papageiherren sind gewiß ganz unschädliche Sprachrohre oder Trompeten der Frau Liebsten. Und wenn die Frau Liebste einen Papagei heirathen mußte, kann man es ihr verdenken, wenn sie ihn fleißig füttert und reden lehrt.

Es wäre erstaunlicher, daß ein Papagei, wie wir in Hoppel-

doppels Bild sehen, einen Menschen belehrt, wenn wir nicht schon zu sehr daran gewöhnt wären, überall Papageien zu finden, die sich für klug halten, weil sie nachplappern können.

Du fragst: Aber wo sind denn die Papageien? Geh' du getrost in ein Dorf, oder in ein Städtlein, erzähle etwas Ungereimtes, sogleich wird es dir die ganze Stadt oder das Dorf nachplappern; vielleicht wird sich sogar ein Zeitungsschreiber finden, der es drucken läßt, und das Städtlein oder Dörflein wird dir wie ein Käfig voller Papageien vorkommen.

Papageien plappern, ohne zu denken; sie verstehen selbst nicht, was sie plaudern. Wie fragst du nun noch, wo sind Papageien? — Ich frage dich umgekehrt: Wie viele Leute gibt es, die immer bedenken, was sie sagen? die immer wissen, was sie plappern?

Papageien überall, überall Papageien!

Das achte Bild.

Ja, der Kranke bild't sich ein,
Klüger als der Arzt zu sein.

Das ist gar nichts Ungewöhnliches und Wunderbares; ja, weil die Welt nun einmal so verkehrt ist, wäre es recht zum Verwundern, wenn alle Leute plötzlich bescheiden würden, und jeder Schuster bei seinem Leisten bliebe.

Der Kranke greift dem Doktor nach dem Puls, und beschaut mit Kennermiene den Harn; der Tambour, Pfeifer und Soldat macht's in seiner Art eben so, beurtheilt seinen General, und versteht es besser, den Krieg zu führen, als er; — Kinder wollen Alles besser wissen, als die Aeltern; — Schüler wollen klüger sein, als der Lehrer, und spielen ihm, zum Beweis ihrer Klugheit, Bubenpossen; Handwerker tadeln die Verfügungen ihrer Regierungen, — Bauern, die kaum lesen und schreiben können, meistern die Gelehrsamkeit ihres Pfarrers, und wollen ihm zeigen, wie er

Religion zu lehren habe; bankerote Kaufleute verstehen sich am besten auf Oekonomie, und Leute, die die übelgezogensten Kinder haben, lehren und schreiben über die beste Kinderzucht. Das ist alles in der Ordnung!

Dies Allesbesserwissenwollen ist eine Hauptkrankheit unserer heutigen verkehrten Welt.

Hoppelpoppel drückt dies sehr richtig durch den Kranken auf dem Bette aus, der dem Doktor den Puls greift. Er meinte, das Allesbesserwissenwollen sei eine Geisteskrankheit und Seelenverkehrtheit.

Es hat kein Mensch so viele Kollegen, als ein Doktor!

Vorzeiten hat es (sagt man) Zauberer und Hexenmeister gegeben, welche die Kunst verstanden, daß die Kühe blaue Milch, oder wohl gar blutige Milch gaben, oder daß sonst etwas nicht in rechten Wegen ging. Seit man an keine Gespenster mehr glaubt, erscheinen keine mehr. Das scheint mir zu beweisen, es habe nie dergleichen gegeben, sondern die abergläubigen alten Weiber (es gibt aber auch alte Weiber mit Bart und Hose!) haben sich nur dergleichen Dinge eingebildet.

Mag's aber mit den Gespenstern sein, wie es will, mit den Hexenmeistern hat es gewiß noch heutiges Tages seine Richtigkeit, und die Obrigkeit sollte ein Einsehen in der Sache thun.

Diese Leute treiben es an manchen Orten jetzt ärger, als vor alten Zeiten, und das ist nicht löblich. Sie verwandeln ehrbare Leute in Vieh, und lassen sie oft viele Stunden lang in dieser Verwandlung zappeln. Ich kenne einen Mann, der mir schon längst verdächtig war, welcher durch gewissen Trunk, den er den Leuten beibringt, sie in Ochsen, Hunde, Wölfe, Büffel, Esel, geile Böcke, Säue und andere häßliche Gestalten verwandelt. Dieser Hexenmeister ist ein Wirth; sein Zaubertrank ist der Wein oder Branntewein.

Eine solche Verwandlung an dem Wirthstisch stellt der prophetische Maler Hoppelpoppel in folgendem Bilde vor.

Das neunte Bild.

Wie verkehrt ist es doch hie,
Wenn am Tische sitzt das Vieh.

Ja wohl Vieh! Und dazu recht auserlesenes. Die Herren Affe, Esel, Schwein, Schaf und Geißbock nebst Zubehör waren gewiß, ehe sie der Wirth verwandelte, recht gute Christen und ehrbare Leute; der Affe vielleicht ein zierlicher Damenheld, das Schwein ein Mann im Amt, das Schaf ein gelehrter Herr, der Geißbock mit dem Bart ein tapferer Militär. Das ist nun alles anders geworden! — Ach, mancher, der dies Bild genau betrachtet, wird an sein Herz schlagen und bei sich denken: „Ich bin auch schon manchmal verhext gewesen; ich lag ohne Verstand wie ein Schwein; oder ich ward zum geilen Bock, und redete Zoten; oder ich schrie bei Tische, wie ein Esel, und verrieth meine Dummheit; oder ich ward ein Schafskopf, und plauderte aus, was ich hätte geheim halten sollen; oder ich ward zum Affen, und wenn einer ungeschickte Possen trieb, wollte ich das Ding nachmachen und trieb es noch viel ärger."

Daß hier das Vieh regiert, bemerkt man schon an den Fenstern, die zerschlagen sind. Denn wenn der Zaubertrank seine gute Wirkung, oder vielmehr seine böse thut, fährt das Vieh gewöhnlich wüthend gegen einander. Den folgenden Tag geht's zum Scheerer und Friedensrichter. — Der Hexenmeister aber streicht das Geld ein, und lacht sie aus. Er weiß, sie kommen dennoch wieder, und er verwandelt sie immer wieder in allerlei Gestalten.

Man sollte daher manche Schenke und manches Gasthaus Hexenherberge heißen. Wahrlich, ich sah schon vernünftige Leute hineingehen, Vieh wieder herauskommen, das sich sehnte,

auf allen Vieren zu kriechen. Dann hörte ich den Einen grunzen, den Andern meckern. — Ist das nicht Hexenwerk ohne alle Hexerei?

Es gibt der Bauern und Städter viel, die beim Glase Wein lieber Vieh, als beim Glase Wasser Engel werden möchten.

Man straft zuweilen die in Vieh verwandelten Menschen, daß sie die Wirthshäuser meiden müssen, in denen sie des Weins zu viel nehmen. Wie wär's, wenn man auch die Hexenmeister zuweilen strafte, wenn sie des Weins zu viel geben? Man sollte ihnen Hoppelpoppels Bild als Schild über die Thür setzen. —

Am verkehrtesten sieht es aber heutiges Tages im Geldbeutel aus!

Vorzeiten hätte das theure Zeit, Hungersnoth, Jammergeschrei und Zeter gegeben; heutzutage nimmt man eine Prise, und lebt lustig von einem Tag in den andern hinein; macht Schulden und denkt recht vornehm — nicht ans Bezahlen. Ist das nicht verkehrte Welt?

Vorzeiten hätte bei solchem Geldmangel es geheißen: strecke dich nach der Decke!

Heutzutage streckt man die Decke nach sich, wenn's auch ein Loch gibt. Je weniger Brod im Haus, je lustiger im Wirthshaus. Knechte kleiden sich so vornehm, als die Herren; und Mägde, statt für ihr Hochzeitbett zu sparen, hängen sich theure Stoffe und Zeuge um die Rippen, und denken: mit Spitzen, und Bändern und Ringen fischt man sich einen Mann!

Und das ist's gerade, was der weitsehende Hoppelpoppel recht gut vorausgesagt hat. Betrachtet nur recht aufmerksam von ihm

Das zehnte Bild.

Uebermüthig reit't der Knecht,
Und der Herr nachgehet schlecht.

Seht, wie Hans Jockeli daher galoppirt! Wie er sich freut! Wie er die Augen aufsperrt! Die Heugabel ist eben so gut, wie

die Reitpeitsche. Mit dem Stiel schlägt er, mit den Zinken spornt er. Vermuthlich ist die alte zerfallene Hütte auf dem Berg sein Wohnhaus; das alte Gerümpel fällt zusammen; schadet nichts, wenn er nur auf der Landstraße und im Wirthshaus stolziren kann.

Vorzeiten hatte eine ehrbare Jungfrau ihren Kasten voller Wäsche; sechs Dutzend Hemden, Bettzeug, und auch für den Nothfall war noch übrig zu Kinderzeug. Jetzt müssen sechs Dutzend Röcke und Kittel, Tücher und Firlefanz sein. Wenn schon die Hemden zerrissen sind — ei, es sieht das Keiner! Ist das nicht verkehrte Welt?

Vorzeiten kleidete sich Jeder nach seinem Stande; jetzt ist der Aufwärter prächtiger gekleidet, als der Herr, den er bedient, und die Kammerjungfer wie ein Pfau, dreht sich und schwänzelt, als wäre sie gnädige Frau.

Vorzeiten sparten Vater und Mutter zur Aussteuer für das fromme Töchterlein; heutzutage putzen sie das Mädchen aus, wie eine große Dame. Und kömmt ein rechtschaffener Mann, findet er leere Kisten und Kasten. Ist das nicht verkehrte Welt? Man verthut das Geld jetzt eher, als man's hat.

Vorzeiten fand man die Töchter beim Lismen und Nähen, in Küche und Keller. Heutzutage auf dem Tanzboden, beim Kaffee, und wie sie zierlich nach Noten kräht. Lieber Himmel, als wenn's im Ehestand nur zu singen und zu springen gäbe! —

Hoffentlich sind wir Alle überzeugt, daß wir in der verkehrten Welt leben.

Der Schweizerbote hätte freilich mancherlei von unsern Verkehrtheiten zu Stadt und Land erzählen können; aber er hütet sich wohl, die Wahrheit kurz und rund heraus zu sagen; denn das ist eben die neueste Mode in der verkehrten Welt, daß man keinen Narren bei seinem rechten Namen nennen darf.

Wo sind die Leute schläfriger, als — in der Kirche? Wo sind sie munterer, als — im Wirthshaus und im Tanzsaal? Wem gibt man nicht gern? Dem Reichen? — O nein, dem Armen, der nichts hat; wer aber das Meiste hat, den beschenkt man am meisten. Wo werden mehr Lügen gesagt, als in Leichenreden? Wo mehr Wahrheiten, als im Trunk? Wann läßt man die Diebe laufen? Wenn sie ganze Länder ausrauben. Wann hängt man sie? Sobald sie sich nur mit einem einzigen Kramladen begnügen. Wer hat großen Verstand? Der ein Amt hat. Wer ist ein Dummkopf? Der kein Geld und keinen mächtigen Herrn Vetter hat.

Dies letzte hat Herr Hoppelpoppel gar zierlich ausgedrückt in dem Sinnbilde, wo der Esel mit hochgebornen Ohren das Amt und die Würde eines Eseltreibers rühmlichst bekleidet. Siehe

Das eilfte Bild.

Was ein Esel sonsten trägt,
Wird dem Menschen auferlegt.

Ich finde eigentlich gar nichts Außerordentliches darin, daß auch Menschen auf ihren Rücken nehmen, was sonst Esel tragen müssen. Denn Menschen können am Ende mehr ertragen, als mancher Esel in des Menschen Stelle. Aber dies scheint mir das Außerordentlichste zu sein, daß der unvernünftige Esel Amt und Würde bekleidet, und der vernünftige Mensch zum dienstbaren Thier wird.

Aber doch ist's leider so! Denn wie mancher unvernünftige Esel ist nicht zu Ehren und Würden gekommen, während der verdienstvolle, rechtschaffene Mann, der zehnmal fähiger wäre, hintenan stehen und im Schweiß seines Angesichts dienen muß! Wie mancher hochgeöhrte Herr sollte, wenn's auf Verdienst und Recht ankäme, hinter seinem Schreiber oder Diener einhergehen!

Wohl dem Esel, der ansehnliche Vettern in der hochgeöhrten Familie hat! Wohl dem Esel, dem sein Vater einen vollen Geldsack hinterließ! Wohl dem Esel, der ein paar allergnädigste Rippenstöße gar nicht übel nimmt, wenn er nur dadurch zur vollen Krippe gelangt! Wohl dem Esel, der es mit seiner Weisheit dahin gebracht hat, fünfe gerade sein zu lassen; der zu einem Unrecht sein verständiges Ja! zu sagen versteht; der zu rechter Zeit die Augen zudrücken kann, als wenn er nichts merke; der trotz der langen Ohren doch, wenn's sein muß, dann und wann nicht gut hört!

Doch genug von den Eseleien. — Meister Hoppelpoppel gibt uns

Das zwölfte und letzte Bild.

Seht, das Kindlein will größer sein,
Als der Alt', und wiegt ihn ein.

Und das ist der Trost, den uns Hoppelpoppel in der verkehrten Welt beim Abschiede mit auf den Weg gibt.

Er will damit sagen: wenn unsere Kinder nicht endlich klüger werden, als wir, die wir doch im Ganzen nicht viel besser als Kinder handeln, so bleibt die Welt noch lange verkehrt.

Es ist freilich schon häufig dahin gekommen, daß Kinder in vielen Stücken besser und verständiger, als die alten Leute sind. Kinder reden die Wahrheit; die Alten ziehen Heuchelei und Falschheit vor. Kinder lachen über Narren, sie mögen geputzt sein, wie sie wollen; die Alten machen Komplimente vor ihnen. Kinder freuen sich über das, was sie haben; die Alten jammern und sorgen über das, was sie nicht haben. Kindesunschuld war schon seit tausend Jahren besser, als der Alten Weisheit.

Aber die Alten ruhen nicht, bis sie auch den Kindern den Kopf verdreht und in die verkehrte Welt eingepaßt haben; so werden sie zuletzt albern und thöricht, wie ihre Altvordern.

Wenn unsere Buben und Mädchen einmal auf den Einfall kämen, all den verkehrten Firlefanz abzuschaffen — hilf Himmel, wie würden die Alten Zeter schreien! Diese sind so gewohnt, auf dem Kopf zu stehen, daß wenn man sie zwänge, auf den Füßen zu wandeln, sie glauben würden, die Welt hätte sich umgedreht.

Was würdet ihr sagen, wenn ihr eines Morgens aufwachtet, und die Menschen handelten alle gerade, ehrlich, wie sie sollten? Wenn ihr keine Narren anträfet?

Dann gäbe es keine Armeen und Festungen, denn man wäre so klug und schösse einander nicht mehr, aus lauter Liebe zum Frieden, todt.

Dann gäbe es keine Advokaten, denn Niemand begehrte fremdes Eigenthum, am wenigsten einen Prozeß.

Dann gäbe es keine Doktoren, denn Keiner fräße, söffe und tanzte und schwelgte sich krank.

Dann gäbe es keine Putz- und Modenmacherinnen, denn Artigkeit wäre der schönste Putz, und Sittsamkeit die beständige Mode.

Dann gäbe es — — aber, o Himmel, was sollte aus all den brodlosen Leuten werden?

Es leben in Europa ungefähr zweihundert Millionen Menschen. Darunter sind allein vierzig Millionen Soldaten, oder Leute, die vom Kriegswesen zu Wasser und zu Land leben; ein paar Millionen Advokaten; dito Doktoren; dito Philosophen; dito andere, die wir nicht alle nennen wollen, und die doch alle von der Narrheit und Thorheit anderer Menschen leben müssen. Wollt ihr zum Besten der einen Hälfte der Welt die andere Hälfte verhungern lassen?

Mit nichten, immer noch besser eine verkehrte, als eine halb verhungerte Welt. Laßt die Narren leben, sie machen den Klugen satt! In einer geraden Welt könnte kein honneter Mann bestehen,

der sich von Kindesbeinen an dem Besten der närrischen Leute gewidmet hat.

Es lebe die Narrheit! Es lebe die verkehrte Welt!

Ueber die Nasen.

Erstes Kapitel,

welches von allen Nasen überhaupt Ehrenmeldung thut.

Jeder Mensch hat bekanntlich seine eigenthümliche Nase, ja selbst derjenige kann eine sehr ansehnliche Portion Nase besitzen, von dem man sonst gar nicht bemerkt, daß er Kopf hat.

Ich hab' es diesmal nur mit der Nase zu thun, welche jeder Nachkomme Adam's und Eva's richtig mit in die Welt bringt, und allen Leuten zum Beschauen hinstreckt, ehe er selbst nur weiß, wozu er sie gebrauchen soll, und ob der Schnupftabak wohlfeil oder theuer ist.

Man macht zwar nicht viel aus der Nase, wenigstens hab' ich noch selten, sogar bei den artigsten Mädchen, viel Rühmens und Wesens davon gehört. Man preiset in Liebesbriefen und Versen zwar die schönen Augen und die rosenrothen Wangen und die Purpurlippen der Jungfrauen und jungen Frauen; man preiset an großen Herren das scharfblickende Adlerauge und die Stirn voller Weisheitsrunzeln und die Lippen, von welchen nur Weisheit tönt — aber von der Nase schweigt Jedermann still, vermuthlich weil dieser Fleischzipfel sich selbst so weit aus dem Gesicht hervorstreckt, daß seine Merkwürdigkeiten nicht leicht übersehen werden können, als von Leuten, die stockblind sind. Aber man rühmt doch auch sonst wohl manches, was ohnedem Jeder sieht, sogar manches, das gar nicht da ist — warum verkündet man denn nicht auch den Ruhm einer wohl zugeschnittenen Nase?

Es geht aber der Nase wie manchem andern rechtschaffenen und nützlichen Manne in der Welt, aus dem man wenig macht, so lange er da ist, und den man nicht genug lobpreisen kann hintennach, wenn er fehlt.

Denn wenn ihr aus dem ehrbarsten und weisheitsvollsten Amtsgesicht euch die Nase wegdenkt, was bleibt übrig? — Ein wahrer Kohlkopf. — — Wie mancher Tituskopf unserer jungen Herren hat es nicht also seiner Nase zu danken, daß man ihn für keinen Kohlkopf hält, mit dem er außerdem viel Aehnlichkeit haben kann!

Zweites Kapitel.

Ob man immer seiner Nase nachgehen müsse.

Eine Lobrede also auf die Nase! und zwar, um mir die Sache nicht gar leicht zu machen, nur auf eine ganz gemeine Nase, will sagen auf eine schiefe Nase.

Denn wer auf die Nasen der Leute Acht gibt, wird bald wahrnehmen, ohne Richtscheit und Senkblei anzubringen, daß dieser Gesichtsthurm mehr oder weniger seitwärts steht, wie der Thurm von Pisa, als hätt' ihn ein Windstoß von einer Seite mehrmals stark getroffen. Je größer und majestätischer, desto schiefer gemeiniglich.

Diese Schiefheit unserer sterblichen Nasen will nun nicht viel bedeuten. Sie haben's wie alle andere Leute, die in der Welt nichts Gewöhnliches sein wollen, und schiefe und krumme Wege einschlagen, weil der geradeste nur für ehrliche Männer taugt, oder für solche, die sich auf ihre inwohnende, eigene Kraft recht gut verlassen können.

Der Mensch folgt seiner Nase nach. Es ist daher doch zuweilen gut für rechtliche Personen, wenn sie etwas von ihrer Nase, zumal wenn sie schief deutet, abweichen, und den geraden

Weg einschlagen, wo jene den krummen Katzenschleichweg andeutet. Es gibt aber Menschen, die so katzenartiger Natur sind, daß sie auch beim besten Willen und bei der geradesten Nase nicht gerade auf ihren Zweck losgehen, sondern durch Umwege links und rechts, und die selbst nicht in den Himmel eingehen möchten, ohne einen krummen Weg zu machen. Es sind meistens gefährliche Bursche, denen man's eben nicht an der Nase ansieht. Die Polizei sollte ihnen daher einen Fuchsschwanz hinten an die Kappe binden lassen, damit man sich vor ihnen hüten könnte. — Aber freilich, was fordert man nicht auch immer von der lieben Polizei! Eben wenn sie gut sein soll, muß sie selbst am meisten oben erwähnte Umwege einschlagen, um zum Ziele zu kommen, und darf nicht den Leuten alles auf die Nase binden.

Doch um wieder auf unser Nase zu kommen, will ich, um ihre Wichtigkeit recht ans Tageslicht zu bringen, die Lebensgeschichte einer gemeinen Nase erzählen.

Drittes Kapitel.

Die Nase in der Wiege betrachtet.

Wenn das Knäblein oder Mägdlein kaum geboren ist, so schauen Papa, Hebamme und Basen, sogar die basen-artigen Herren Vetter dem jungen Weltbürger sogleich nach — der Nase. Man will wissen, ob der kleine Christ seine Nase vom Vater oder von der Mutter habe?

Man mag nun sagen was man will, diese Nase ist allerdings ein Hauptartikel, um die Aehnlichkeit in der Verwandtschaft zu entdecken. Und wie viel kömmt in der Welt nicht darauf an? — Macht euch nur einmal den Spaß, und verlängert und vergrößert eure Nasen mit Wachs, oder setzt euch eine künstlich gemachte Nase

auf, so braucht ihr keine Maske; ihr werdet euch selbst gar nicht mehr ähnlich sehen.

Gewisse Geschlechter haben ihre eigene Familiennase, woran man sie so gut kennt, als hätten sie ihren Namen mit großen Buchstaben daran geschrieben. Ja, ganze Völker haben ihre Nationalnase, woran man sie erkennt. Die Römer hatten eine Adler- oder Habichtsnase; die Kalmucken haben eine eingedrückte Stumpfnase; die Mohren haben eine Knollnase; die Griechen eine Nase, die von der Stirn herab bis zur Nasenspitze eine gerade Linie macht u. s. w.

Doch wir wollen uns nicht weiter über die Nationalnasen ausbreiten, sondern zu unsern christlichen ehrbaren Familiennasen zurückkehren.

Man sieht also den jungen Kindern nicht sogleich vergebens nach der Nase, weil sie in ganzen Nationen, wie bei einzelnen Familien, eine Haupturkunde der Verwandtschaft ist. Ich würde daher adelstolzen Familien anrathen, auf ihre Stammbäume, mit denen sie groß thun, die Nasen aller Altvordern abmalen zu lassen. Wie wichtig wäre dieses Dokument! Man könnte gleich sehen, ob sich keine fremde Nase in die hochadelige Familie eingeschlichen hätte, was doch leicht möglich wäre. Man würde mit Vergnügen sehen, wie die jüngste adeliche Nase noch vollkommen der Ur-Ur-Ur-Stink-Pfudi-Nase gliche.

Und gesetzt auch, wofür ohnedem kein Stammbaum Bürgschaft leistet, es hätte sich eine fremde Nase einmal in den Familienkram gesteckt, so dreht man die verdächtige Nase sogleich ein wenig anders, damit sie zu keinem Lärmen und Erbschaftsprozeß Ursache gibt. — Wie manchem leichtgläubigen Herrn Vater wird nicht bei ähnlichen Umständen eine Nase gedreht!

Viertes Kapitel.

Ueber Lebens- und Nase-Weisheit.

Die Nase ist für die Kinder die erste und geschickteste Schulmeisterin und Erzieherin. Sie lehrt, was ihnen vor allen Dingen beim Eintritt in die Welt das Wichtigste sein muß: Vorsichtigkeit. — Sind sie nicht vorsichtig: so fallen sie auf die Nase.

Es ist durchaus nichts Angenehmes, mit dem geliebten Fühlhorn an die Wand zu rennen oder auf den Erdboden zu fallen. Jeder meiner andächtigen Leser wird den heilsamen Versuch in der Kindheit gemacht haben, und dadurch vorsichtig und behutsam geworden sein. So gut, wie wir nun durch unsere Nasen klug geworden sind, können es auch unsere Kinder werden, ohne Schreiben, Lesen und Rechnen zu lernen: — Sagt man: das ist ein kluges Kind! so verstehe ich darunter: es ist schon auf die Nase gefallen.

Gewöhnlich pflegen Leute, die man in der Jugend allzu sehr verzärtelte, die man allzu sorgfältig hütete, wenn sie älter werden und sich selbst überlassen sind, überall und häufig mit der Nase anzuprellen. Sie meinen, ihnen soll Alles Platz machen, weil sie ein Junkerssohn, oder ein Hofrathssohn, oder sonst der Sohn von einer höchst merkwürdigen Person des Erdbodens sind. — Die also, welche im Alter noch mit der Nase viel anlaufen, holen nur dasjenige nach, was sie in der Jugend durch die Affenliebe ihrer Aeltern versäumt haben.

Daher ist es allerdings ein weiser Rath: man überlasse die Kinder ihrer Natur, das heißt: ihrer Nase. Die Nase ist gewiß eine gute Erzieherin.

Aber noch mehr. Ehe ein Lebensweiser war, war die Nase! — Dieser unumstößliche Satz verdient das Sprichwort aller derjenigen zu sein, die aus guten Gründen nichts von bessern

Schulen wissen, und das Volk lieber seiner Nase überlassen möchten, um es vielleicht desto besser an der Nase herumführen zu können.

Diese Herren haben Recht. Lebens-Weisheit ist ihnen schlecht gelegen, sie bleiben lieber bei ihrer Nase-Weisheit, das heißt, sie sprechen lieber fein klug von Dingen mit, die sie nicht verstehen, als sie zu verstehen und darüber zu schweigen.

Unstreitig entsteht die Nase-Weisheit bei jungen Leuten aus ihrer Erziehung, die sie vermittelst der Nase genießen. Sind sie oft auf die Nase gefallen, so fangen sie an klug zu werden, oder halten sich schon für klug. Sie stecken muthiger die Nase in Alles, auch in das, was sie nichts angeht; urtheilen über Sachen, die sie noch nicht verstehen; bekümmern sich um Dinge, von denen sie die Nase lassen sollten; wollen schon klüger als Vater und Mutter sein; wollen Alles besser wissen; haben ihre Nase überall — — und das ist Nasenweisheit.

In der Regel hörte die Nase-Weisheit bei den Mädchen schon im siebenzehnten, und bei den Knaben im zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Jahre auf. Doch gibt's auch vierzig- bis fünfzigjährige Kinder mit Nase-Weisheit.

Fünftes Kapitel.

Gefahren, in welche das falsche Tragen der Nase bringt.

Je älter die Nase wird, und folglich auch die an derselben hängende Person, desto wichtiger wird die Rolle, welche sie spielt.

Die Nase eines artigen Mädchens von achtzehn Jahren wird schon mit größerm Wohlgefallen, als eine fünfjährige, betrachtet. Ein gleiches Bewandtniß hat es mit jungen Männern. Es ist jetzt gar nicht mehr gleichgültig, wie man die Nase trägt.

Schon manche Jungfrau bekam bloß deswegen keinen Mann,

weil sie die Nase zu hoch trug. Bedenkt doch, welch eine schwere Strafe für ein armes Mädchen um solcher Kleinigkeit willen! Sollte man's glauben, daß es so entsetzliche Gefahr brächte, die Nase einen halben Zoll höher oder tiefer zu halten? Man kann sie doch im ärgsten Falle nicht höher tragen, als den Kopf selbst, an dem sie zu wachsen die Ehre hat.

Doch was sag' ich? Allerdings kann man das. Seht da den Herrn Schnapphans. Er hält die Nase, als hätt' er an den Wolken des Himmels zu riechen. Sie sitzt, wo der Hut sitzen sollte, und der Hut vertritt nur die Stelle des Haarbeutels. Er sieht verächtlich auf die übrigen Menschen herab; meint, er sei etwas mehr, als alle andern, ein gelehrterer, ein reicherer, ein vornehmerer Herr, als die andern.

Leute mit beschränktem Kopfe pflegen die Nase immer am höchsten zu tragen; und schon daß sie dies thun, muß ihnen den Kopf verdrehen und mancherlei Schwindel machen.

Doch ich rede nicht von diesen, sondern von den Jünglings- und Töchternasen, die um das zwanzigste Jahr, folglich um eine äußerst gefährliche Zeit, herumspielen.

Sechstes Kapitel.

Handelt von Küssen.

Da ich starken Grund habe, zu vermuthen, daß diejenigen meiner Leser und Leserinnen, die nicht mehr das Vergnügen haben, jung zu sein, es wenigstens einmal gewesen sind: so werden sie mich alle verstehen, warum ich die Zeit vom siebenzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre eine gefährliche Zeit heiße.

Auch in dieser gefahrvollen Zeit, wo so manche Blume geknickt, so manches Herz gebrochen, und so mancher Jüngling Wüstling

wird — auch in dieser Zeit verrichtet die Nase wichtigere Dienste, als alle guten Lehren von Papa und Mama.

Weltbekanntermaßen ragt unsere Nase gleichsam wie ein Vorgebirg in die Welt hinaus, und wird dem Purpurmunde darunter zwar nicht am Essen und Trinken, doch zuweilen am Küssen hinderlich. Es ist gewiß nichts verdrießlicher, und stört nichts die Andacht mehr, als wenn bei einem Kusse zwei ungeschickte Nasen plumperweise zusammentreffen, daß man nicht weiß, wohin mit ihnen.

Geübte Küsser (will sagen Personen, die über das zwanzigste Jahr eine Strecke weg sind) wissen sich endlich schon zu helfen; sie halten die Köpfe schief, den einen nach Sonnenaufgang, den andern nach Niedergang, bringen die Nasen, als wahre Spielverderber, auf die Seite, und der Kuß wird in aller Ehrbarkeit und Zucht ausgetauscht.

Das ist aber bei ungeübten Leuten ganz anders. Die erste Liebe (wer weiß das nicht?) macht ohnedem ein wenig ungeschickt, und die Nasen sind bei jedem Kusse die überflüssigsten Dinge.

Bloß um der Nasen willen ist ein Kuß nicht so leicht geraubt, als man wohl meint. Wäre jenes Hinderniß nicht, ich wette, es würde mehr geküßt in der Welt, wenigstens schneller geküßt. Aber die Nase vertheidigt noch die Unschuld mancher Tochter, wenn schon die Tugend anfängt schwach zu werden; die Nase ist die Klippe, woran mancher Kuß scheitert und zu Schanden wird!

Siebentes Kapitel.

Ueber die Nasenfreundschaften.

Hat das Töchterlein die Nase nicht zu hoch getragen, so bekömmt es einen Mann; hat der Knabe die Nase fleißig ins Buch gesteckt, so wird aus ihm ein rechter Mann. Und kann er die Frau ernähren, so gehört ihm auch eine Frau dazu.

Die Nase behauptet auch bei Erwachsenen ihren unverkennbaren Werth. Sie ist ein wahres Ehrenzeichen, darum trägt sie bei uns zu Lande jeder gleich vorn im Gesicht. Nur den Schelmen pflegte man sie ehemals nebst den Ohren abzuschneiden.

Freilich will ich darum nicht immer behaupten, daß jeder ein ehrlicher Mann sei, der die Nase noch am gewöhnlichen Orte hat. Sollte man nach Strenge verfahren, und allen Schelmen, Betrügern, Verleumdern, allen, die falschen Eid geschworen haben, allen Verräthern und dergleichen, die Nasen abschneiden: ich glaube, die Brillen würden im Lande wohlfeiler werden!

Aber man gebe Acht, die Nase hat bei Erwachsenen auch noch manchen andern Nutzen. Sie ist bei Vielen die wahre Gedankenkammer. Wenn man aus dem Kopfe nichts herausdenken kann, legt man sehr weise den Finger auf die Nase, und Einfälle kommen wie gerufen. Probatum est!

Inzwischen hilft die Nase auf diese Weise nur in Nothfällen. Aber Freunde in der Noth sind immer die besten.

So wie bei jungen Leuten die Nase vorzüglich dazu beiträgt, beiderlei Geschlechter in ehrerbietiger Ferne aus einander zu halten, stiftete sie bei erwachsenen Leuten die meisten Bekanntschaften und Freundschaften.

Nicht daß sich einer über des andern Nase besonders erfreuen sollte (jeder hält die seinige für die beste unterm blauen Himmel), sondern man macht gegenseitige Bekanntschaften um der Nase willen.

Zwei Fremde, die sich nie gesehen haben, treffen zum Beispiele in einem Wirthshause zusammen. Sie kennen einander nicht; sie sprechen einander nicht. — Jetzt aber bietet der Eine der Nase des Andern eine Prise Schnupftabak an; darüber erfreut sich die gefütterte Nase, und siehe da, die Bekanntschaft ist gemacht.

Die meisten Bekanntschaften und Freundschaften sind; unter uns gesagt, heutiges Tages bloß Nasenfreundschaften. Wenn man sagen hört: der und der ist ein guter Bekannter von mir! so will das nichts sagen, als: er hat mir eine Prise Tabak angeboten. — Daher kommt's auch, daß man heutiges Tages den besten Freund um eine Prise Tabak weggeben kann, wenn's nöthig ist.

Vor Zeiten war das Herz in der Freundschaft die Hauptsache. Jetzt ist leider bei vielen Menschen die Nase an die Stelle des Herzens getreten — doch aber noch, dem Himmel sei Dank! nicht bei allen! besonders bei jungen, unverdorbenen Gemüthern nicht, die nicht so abgeschliffen, ausgetrocknet und erkältet sind, als viele unserer alten Figuren.

Junge, zur Freundschaft geborne Seelen, bewahret euer warmes Herz bis ans Ende eurer Tage, und laßt es nicht unter Nahrungssorgen, nicht unter den alten, steifen, herzlosen Figuren der Welt erkalten, die ein Spiel Karten zärtlicher als die Hand eines guten Menschen drücken, nnd euch bereden wollen, man brauche Geld nur in der Welt, um glücklich zu sein, aber kein Herz.

Behaltet euer warmes, gefühlvolles Herz, und laßt ihnen ihre Nase und ihre Einbildung! — Diese, vermuthlich schon in der Erziehung Verwahrloseten, lieben nichts, als sich selbst, und kennen den ewigen Werth treuer Liebe und Freundschaft nicht. Sie sehen nicht weiter, als — ihre Nase reicht.

Achtes Kapitel.

Ehre der Nase im männlichen Alter.

Je besser die Erziehung durch die Nase gerathen ist in der Jugend, desto höher wird der Mann und seine Nase geachtet. Mit welcher Ehrfurcht ruft nicht Jung und Alt, Klein und Groß, einstimmig nnd laut der Nase eines wackern Mannes zu: „Helf

euch Gott!“ oder: „zur Gesundheit!“ oder „wohl bekomm's euch!“ wenn die wackere Nase zu niesen geruht. Ja, man hat mir erzählt, daß, wenn in einem gewissen Königreiche Asiens die königliche Nase nieset, Alle, die es hören, mit lauter Stimme rufen: „Gott helf euch!“ daß man's auf den Straßen hört; auf den Straßen rufen's die Vorbeigehenden nach; endlich rufen es alle Leute in der Stadt; die Leute auf dem Felde hören es, und rufen; dann rufen es die benachbarten Dörfer, und so geht's durchs ganze Königreich. Hier zeigt sich der Patriotismus der Unterthanen also durch den Eifer derselben um die königliche Nase.

Manche Nase, ohne eben eine königliche zu sein, kann so kräftig niesen, daß man sie, wo nicht durchs ganze Land, doch durch das ganze Dorf oder Städtlein vernimmt, und das Niesen ein wahres Erdbeben verursacht.

So ärntet also auch die Nase für ihre wichtigen Dienste Höflichkeits- und Ehrenbezeugungen im Alter ein, die man keinem andern Theile des menschlichen Körpers erweiset.

Die Herren Politiker thun sich ganz besonders auf ihre feine Nase etwas zu gut, mit der sie Alles ausspüren wollen. Aber wahrlich, dergleichen Leute, denen man die Pfiffigkeit schon an der Nase ansieht, werden immer am leichtesten geprellt. Denn die Nase bringt den Fuchs immer am ersten in die Falle.

Wilden Thieren, welche man zähmen will, pflegt man einen Ring durch die Nase zu stecken, und sie daran zu leiten. Die Feldherren und Minister der Indianer schmücken ihre Nasen auch mit Ringen, die sie durchstechen; und wie bei uns Frauenzimmer Ringe in den Ohren tragen, tragen die Frauenzimmer anderer Völker sie als Ehrenzeichen in den Nasen. Ich weiß nicht, welche Mode vorzuziehen ist. Aber so viel ist gewiß, daß, wenn die Nasenringe in Paris Mode würden, keine vierzehn Tage vergingen, und die

Weiberlein und Töchterlein in unsern kleinen Städten würden auch Nasenringe tragen wollen, so gut wie ehemals lange Schleppen und nackte arme, oder die tief ausgeschnittenen Rücken, an denen nicht viel Erbauliches zu sehen ist.

Doch ich schweige, denn es ist böses Kriegen mit den Weibern, sobald man über ihre Staatsangelegenheiten ein Wort zu viel spricht; es ist nicht immer rathsam, Jemandem den Wurm aus der Nase zu ziehen.

Neuntes Kapitel.

Strafamt der Nase.

Nachdem ich von den Erziehungs- und Ehrenämtern der Nase ein Langes und Breites gesprochen, muß ich auch vom Strafamt derselben Erwähnung thun. Eigentlich straft sie eben so sehr, als sie freilich sehr unschuldig selbst gestraft wird. Ich will mich deutlicher machen.

Leider merkt man oft auf die Nase so wenig, als auf die Lehren der Aeltern. Junge lüderliche Menschen, oft auch alte Sündenböcke, überlassen sich den gröbsten Ausschweifungen schändlicher Wollust, bis sie — sichtbar an der Nase gestraft werden, und eine ekelhafte, entsetzliche Krankheit das Innere und zuweilen selbst das Aeußere dieser edeln Hauptzierde zerfrißt und zerstört.

Wohl ziehen böse Sitten böse Zeiten nach sich. In unsern Städten, wo man so gern von der Einfalt und Tugend unserer Altvordern prahlt, wo man den Sitz der Unschuld und Gerechtigkeit vermuthen sollte, auch hier kennt man jene gräßliche Krankheit, durch welche die verspottete Tugend an ihren Verächtern gerächt wird.

Doch kein Wort mehr davon, denn es grauset mir, daran zu denken.

Da ich indessen einmal vom Strafamt der Nase rede, muß ich noch eines andern Umstandes erwähnen, worin sich dasselbe offenbart, und dies ist — bei den Trinkern.

Bekanntlich herrscht seit geraumer Zeit eine Krankheit, die von den Aerzten die Weinsucht und Schnapssucht genannt wird, und Menschen und Hauswesen verdirbt. Personen, von der Weinsucht behaftet, können nie an ein Glas Wein denken, oder kein Weinglas, auch kein gemaltes, ansehen, ohne Durst zu bekommen.

Wer zum ersten Male die Nase zu tief ins Glas steckt, bekömmt Schwindel lustiger Art, einen Tips, einen Rausch, einen Haarbeutel, oder wie man den Zustand nennt, in welchem der unsterbliche Mensch viel Aehnlichkeit mit einem sterblichen — Schweine hat, um mich verblümt auszudrücken.

Wer sich dadurch aber nicht warnen läßt, sondern sich die Nase zu oft begießt, den zeichnet die Natur nachdrücklich. Wie das Spundloch eines Weinfasses, worin der Most gährt, dampft sein Mund zuletzt widerlichen Weinodem; die Hände, mit denen er das Glas zu oft unter die Nase brachte, bekommen Zittern, und aus der Nase blühen Blumen wunderbar blau und roth.

Die arme Nase! — sie hat den Wein nicht getrunken und wird dafür bestraft. So müssen die armen Unterthanen gemeiniglich das Haar hergeben, wenn die Könige mit einander raufen.

Die Nase des Trunkenbolds sieht wie ein Kupferbergwerk aus, aber Niemand will Kure darauf nehmen.

Nein, ich will's besser sagen: Säufer, deren Wangen schon alle Schamröthe verloren haben, müssen sich über ihr schändliches Laster — mit der Nase schämen. So oft sich ein Zecher im Spiegel erblickt, ruft ihm die purpurfarbene Nase mit allen ihren Hügeln und Thälern zu: Saufbruder, sieh, ich werde an deiner Stelle schamroth!

Zehntes Kapitel.

Alter und Tod der Nase.

Wird endlich die Nase alt, so geht es ihr wie allen alten Dingen, man achtet ihrer wenig. Sie, die dienstbar im ganzen Leben war, wird auch im hohen Alter nicht verschont, und muß Lasten Tragen, die sie sonst nicht kannte.

Es geht der Nase im Alter wie einem Roß, das in der Jugend geschmückt unter seinem Herrn dahintrabte, und endlich, wenn's alt und steif wird, in den Wagen oder Karren eingespannt wird.

Wenn die Augen nicht mehr weit reichen, reiten sie auf der Nase, und der Nasensattel heißt dann auf deutsch: Brille.

Ursprünglich lebt die Nase nur im Allianztraktat mit dem Munde; sie beriecht erst, was dieser essen soll. Im Alter aber muß die Nase auch ihren beiden andern Nachbarinnen, den Augen, dienstbar werden. Und sie thut es gern. Man hat noch nie gehört, daß sie, gleich einem gemeinen Roß, sich gebäumt, hinten und vorn ausgeschlagen, und ihren Reiter abgeworfen habe. Nein, sie läßt ihn geduldig sitzen, bis ihn eine freundliche Hand wieder abnimmt.

Ihre Geduld und Friedfertigkeit ist unter uns zum Sprichwort geworden; und wenn sich sonst Niemand gern auf der Nase spielen läßt, lernt man im Alter doch Alles ertragen.

Daher sehnt sie sich endlich auch zur Ruhe. Und wenn der Mensch stirbt, ist sie es wieder, auf welche man am meisten sieht. Lachende Erben mit weinenden Augen umringen den Sterbenden, und wenn ihm die Nase spitz wird, dann ist's vorbei und der Sarg wird bestellt.

Eilftes Kapitel.

Schluß aller Nasenkapitel.

Mancher vielleicht hat die Nase gerümpft, weil ich zu Ehren unserer lieben Nase so Vieles gesagt habe. Und wahrlich, doch hab' ich kaum die Hälfte erzählt von allem, was ich Rühmliches erzählen könnte.

Doch schon aus diesem Wenigen hat man gesehen, wie die Nase in der Geschichte der Menschen eine Hauptrolle spielt von der Wiege an bis zum Sterbebette.

Ich könnte nun hintennach endlich noch mit einem paar Dutzend guter Lehren kommen, wenigstens mit einigen Klugheitsregeln, wie man sich vor Ungeschicklichkeiten hüten solle, um nicht von Zeit zu Zeit eine lange Nase zu bekommen. Denn lange Nasen stehen in eben so üblem Rufe, als lange Ohren, wiewohl es schon manchem braven Manne begegnet ist, der dies oder jenes Amt hat erhaschen, dieses oder jenes reiche, oder schöne Mädchen hat zur Frau machen wollen, daß er mit einer ellenlangen Nase hat abziehen müssen. Allein ich halt' es für klug, kein Wort von solchem wunderbaren Gewächs zu sagen.

Man hat die Tadler nicht gern, sondern meint, sie sollen sich nur bei ihrer eigenen Nase nehmen, oder an ihrer eigenen Nase zupfen.

Also Punktum!

Anna Babeli Quakli's Stoßseufzer über die böse Zeit.

Nein, lobt mir nicht die Herrlichkeiten
Von unsern grundverderbten Zeiten,
Ich rühme mir die alte Welt;

Da wußten wir noch, was wir hatten,
Jetzt ist es nichts als Schein und Schatten,
Ein leerer Beutel, ohne Geld.

Vor Zeiten saßen wir Frau Basen
Im Sonntagsputze aufgeblasen
Bei einer Tasse ächten Thee,
Und musterten die Nachbarsleute
Und alle Männer, alle Bräute
Durchs ganze lange ABC.

Jetzt halten unsre jüngern Schwestern,
Die klugen Dinger! das für Lästern,
Warum? sie haben keinen Thee.
Von hinten kratzen, vorne küssen,
Am Spieltisch Geld und Frohsinn büßen,
Das heißt jetzt eine Soiree.

Vor Zeiten trank in vollen Zügen
Man noch den Kaffee mit Vergnügen,
Jetzt, lieber Kaffee, gute Nacht!
Was man sonst war will man jetzt heucheln,
Es wird aus Erbsen, Rüben, Eicheln
Ein braunes Surrogat gemacht.

Aecht war man sonst in Lieb' und Hasse,
Aecht war der Zucker in der Tasse,
Man war nicht lau, man liebte warm;
Eins freundlich grinsen heißt jetzt lieben,
Ein Ding aus Mehl und Runkelrüben
Heißt Zucker, daß sich Gott erbarm!

Aus Kindern wurden sonst auch Leute
Und aus den Jungfern wurden Bräute,
Doch alles, alles mit der Zeit!
Man fragte sonst auch nach den Stammen,
Und zählte erst das Geld zusammen,
Und dann erst war das Herz bereit.

Jetzt ist ein Ding von fünfzehn Jahren
In Herzenssachen mehr erfahren,
Als ihre eigne Großmama.
Mit vollen Herzen, leeren Säcken
Hört endlich auf die Lust mit Schrecken,
Zumal sind erst die Kinder da.

Vor Zeiten war man fein manierlich,
Die Töchter saßen steif und zierlich;
Man winkte und sie folgten straks.
Sie flickten fleißig Strümpf' und Hemde,
Die Küch' war ihnen keine Fremde;
Sie wußten nichts von Giks und Gaks.

Jetzt sieht man sie herumscharwenzeln,
Liebäugeln, Händedrücken, tänzeln,
Auf Bälle und Redouten gehn.
Verstehn schon Alles eh' sie zahnen,
Sie lernen Weisheit aus Romanen,
Und spielen selbst Komödien.

Man hatte Schulen sonst, wie heute,
Da zog man auch noch wackre Leute,
Mit Stock und Ruthe wundersam;

Mit Stock und Ruthe ließ sich's treiben;
Doch Töchter brauchten nicht zu schreiben
Und Bauern noch nicht welschen Kram.

Aus Bauern macht man jetzt Gelehrte,
Aus jungen Herren ganz verkehrte,
Sie schwatzen wie die Papagein.
Nichts recht verstehn, von Allem kakeln,
Schamlos das Heiligste bemackeln,
Das ist das heutige Latein.

Vor Zeiten in Perrück' und Degen
Sah man die Rathsherrn sich bewegen
In angeborner Majestät;
Die Frau des Mannes Titel zierte,
Weil sie statt seiner oft regierte,
Und es ging besser, als es geht.

Jetzt sind Respekt und Macht verloren,
Seit Titel man und Haar geschoren,
Und in den Rath mehr hüpft als geht.
Drum wird's nicht besser nun und nimmer,
Und das gemeine Wesen schlimmer,
Wo man sich in Gemeinheit dreht.

Wahr ist's, man denkt jetzt aufgeklärter,
Selbst die Doktoren sind gelehrter,
Verstehen mehr als Aderlaß;
Sonst konnt' ein altes Weib kuriren,
Und half durch Brechen und Purgiren,
Dem Menschen von der Welt fürbas.

Jetzt hat man viel gelehrte Namen,
Hat Aerzte für die Herrn und Damen,
Und Aerzte für das liebe Vieh.
Doch wird darum dem Tode bänger,
Und leben denn die Menschen länger?
O nein, recht wacker sterben sie.

Sonst gab es Hexen, gab es Teufel,
Das war nun freilich ohne Zweifel
Nach heut'ger Art zu denken dumm;
Die Teufel, die der Tugend spotten,
Sind noch nicht weniger, sie trotten
In menschlicher Gestalt herum.

Nein, lobt mir nicht die Herrlichkeiten
Von unsern grundverderbten Zeiten,
Ich rühme mir die alte Welt;
Da wußten wir noch, was wir hatten,
Jetzt ist es nichts als Schein und Schatten,
Ein leerer Beutel, ohne Geld.

Annehmlicher Vorschlag.

Hoch hinauf gegen das kalte Eismeer beim Nordpol, weit hinter Schweden und England hinweg, liegt das rauhe Grönland, in dessen Nachbarschaft die Wallfische und Häringe verbürgert sind und gefangen werden.

Die Grönländer sind zwar arme Leute, leben und kleiden sich schlecht; ihr Schulwesen ist sehr in Verfall; aber darum haben

sie doch manche kluge Einrichtung, die werth wäre, von uns Andern nachgeahmt zu werden.

Tanzend und singend (so erzählen die Seefahrer in ihren Berichten von Grönland) machen die Grönländer ihre Streitigkeiten ab. Wenn einer von dem andern beleidigt zu sein glaubt, läßt er keinen Verdruß oder Zorn darüber verspüren; denn der Zorn macht den Menschen zum Vieh, sagt der Grönländer, sondern er verfertigt in der Stille ein Spottlied, das er in Gegenwart seiner Hausleute und vorzüglich des Frauenvolks so lange singend und tanzend wiederholt, bis es alle auswendig können. Dann macht er in der ganzen Gegend bekannt, er wolle auf seinen Gegner eins singen.

Sogleich findet sich dieser an dem bestimmten Ort ein, stellt sich in den Kreis der Zuhörer, und der Beleidigte singt ihm tanzend nach der Trommel so spöttische Wahrheiten vor, daß die Zuhörer weidlich zu lachen haben. Jeden Satz, den er singt, singen seine Leute mit.

Hat er zu Ende gesungen, so tritt der Beklagte hervor, und beantwortet tanzend und singend alle Beschuldigungen auf eine eben so lächerliche Art. Der Beleidigte singt wieder; der Andere versetzt ihm wieder eins durch Gegengesang, und wer dann das letzte Wort behält und die meisten Lacher auf seiner Seite hat, der hat den Prozeß gewonnen, und man hält ihn in der Gemeinde für etwas Rechtes. Sie können einander die Wahrheit ganz derb und spöttisch sagen, doch darf keine Grobheit mitunterlaufen. Die Menge der Zuschauer entscheidet, wer gewonnen hat, und die Parteien sind hernach die besten Freunde.

Sie bedienen sich dieser Gelegenheit, einander durch Vorhaltung der Schande zu bessern Sitten zu bewegen, die Schuldner zum Bezahlen zu mahnen, Lügen und üble Nachreden abzuwenden, allerlei Bevortheilungen zu rächen, indem die Grönländer (die

man sonst immer für halbe Wilde gehalten hat) durch nichts so sehr in Ordnung zu erhalten sind, als durch eine allgemeine Beschämung.

Da wir Andern doch nichts weniger, als halbe Wilde sind, übrigens aber auch gern zanken und prozessiren: glaub' ich, es sei ein recht annehmlicher Vorschlag, sich künftig überall nach grönländischer Manier zu zanken. Die Friedensrichter und Advokaten hätten freilich unter solchen Umständen weniger Arbeit, desto mehr aber die Musik-, Tanz- und Schulmeister, ein dito die Schuhmacher. Und in diesen ohnehin trübseligen Zeiten gäbe es doch wieder etwas zu lachen. Und das Lachen macht gesund, Aerger und Zorn hingegen tödten.

Schon dieser Vortheil ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Aber wenn man sich entschlösse, künftig auf gut grönländisch zu zanken, man würde noch manche Freude nebenbei erleben, z. B. manches Loch im Kopf und im Geldbeutel weniger.

Die Weiblein besonders zänkeln auch gern; weltbekanntermaßen tanzen sie auch gern. Die würden also gewiß am liebsten grönländisch zanken, weil sie dabei zugleich tanzen könnten. Der geplagte Ehemann hätte nur für Anschaffung der Trommel oder Pfeife zu sorgen. — Die Frau, statt wie sonst zu schelten, zu toben, zu poltern, würde dem Manne sogleich mit einer Menuet oder einem Walzer drohen, und ein beliebiges Lied dazu anstimmen.

In den Dörfern würde man alle Wochen wenigstens einmal Kirchweih haben, und in den Städten, statt sich einander vor Gericht zu zitiren, oder Recht vorzuschlagen, sich nur zum Ball oder Konzert einladen — das hieße, wir wollen uns zanken.

Wünschenswerth scheint mir's noch zu sein, daß man die vortreffliche Art des grönländischen Zankes auch im Großen, zum Beispiel bei Armeen, einzuführen suchen sollte.

Wie feierlich wär' es, wenn hunderttausend Mann Infanterie

und Kavallerie, statt des unaufhörlichen Schießens und Schlagens, den gegenüberstehenden hunderttausend Mann ein recht witziges Spottlied vorsängen, daß ihnen und allen Zuhörern die Ohren klängen. — Wie unaussprechlich rührend würde es sein, wenn man künftig sähe, wie die Armeen beim Schall der Trommeln und Feldmusik bataillonsweise Menuetten oder Anglaisen tanzten, und dann ganz freundlich mit einander einen Imbiß nähmen, und heimkehrten nach Hause!

Merkwürdig aber ist und bleibt es, daß Völker, die bei uns für halbe Wilde gehalten sind, in vielen Stücken klüger und menschlicher denken und thun, als wir, die wir uns für gescheidte Leute halten, und uns noch obendrein auf Religion viel zu gute thun!

Wo ist der Mittelpunkt der Welt?

Nächst der Frage: „Was haben wir heut zu essen?“ — kann keine wichtiger für das menschliche Geschlecht sein, als die: „welches ist der Mittelpunkt der Welt?“

Einige behaupteten fälschlich, es sei die Mitte des Erdballs; Andere meinten, es sei die Sonne. Ich aber sage: es ist der Magen!

Nichts ist leichter zu beweisen.

Jeder Schulknabe weiß, daß die Welt unendlich ist; ich mag also laufen, so weit mich die Beine tragen: steh' ich immer mitten in der Welt.

Wenn ich nun mitten in der unendlichen Welt stehe, so bin ich in der Mitte derselben, der Magen in der Mitte von meinem Leibe, folglich ist er der Mittelpunkt der Welt selbst. Das ist sonnenklar.

Ich bewege mich um meinen Magen. Vieh und Menschen be-

wegen sich um meine Person. Sonne, Mond und Sterne bewegen sich um uns Alle. Folglich bleibt der Magen immer wieder der wahre Mittelpunkt, nach allen Seiten, nach oben und unten.

Untersuchen wir die Sache genauer, so finden wir, daß der Magen die Hauptrolle in der Welt spielt, und Alles was geschieht, meistens für ihn und zu seinem Vergnügen geschieht, geschehen ist, und ferner geschehen wird.

Was auf Erden kreucht, fliegt und schwimmt und wächst, Ochsen und Kühe, Fische und Vögel, Obst und Gemüse, Wein und Wasser, und dergleichen: genug, alles kriecht und fliegt, galoppirt und schwimmt und wächst dem Kochtopf, und von da dem Munde, und vom Munde dem Magen zu.

Für wen in der Welt quälen wir uns erst als Kinder vom Morgen bis zum Abend in der Schule? Und nachher vom Morgen bis zum Abend auf dem Felde, im Rebberg, in der Schreibstube, auf dem Dache, im Keller, hinterm Webstuhl, hinter der Trommel, an der Hobelbank, im Walde, auf dem Wasser, beim Ambos, und so weiter? Für wen lassen wir uns keine Mühe verdrießen, und opfern wir so manchen sauern Tropfen Schweißes bei der Arbeit? Wozu kümmern wir uns, und sorgen und sinnen Tag und Nacht? Was erpreßt uns bei des Tages Last und Hitze so manchen schweren Seufzer? — Geschieht nicht das Alles der lieben Nahrung willen? Und Nahrung ist nicht für Arm und Bein, sondern für den M a g e n!

Dieser kleine, unansehnliche Punkt ist die wahre Feder im Uhrwerk aller menschlichen Handlungen, und schnellt das Räderwerk des menschlichen Tichtens und Trachtens mit ungeheurer Gewalt. Der Soldat geht in das Schlachtfeld; der Schiffer begibt sich auf das treulose Element des Wassers, und segelt nach fernen Ländern; der Gelehrte liest und schreibt dicke Bücher; der Bergmann steigt in den Bauch der Erde, der Hirt auf die Gipfel der

Alpen; der Musikus streicht die Baßgeige; der Fuhrmann peitscht die Pferde; der Tanzmeister tanzt Menuetten und Walzer — alles weil? — der Magen will.

Er will! das ist genug! er kommandirt, wie ein Korporal, und läßt sich nichts einreden. Wenn er befiehlt, gehorchen ihm unterthänigst alle großen und kleinen Potentaten, Kaiser, Könige, Sultane, Herzoge, Fürsten, Grafen und ihres Gleichen. Kein Scepter und kein Bettelstab bringt ihn zum Schweigen.

Ich bin überzeugt, mancher große Herr, und mancher gelehrte Herr, und mancher süße Herr werden diesen Despoten, der unter dem Rippengewölbe thront, nicht für das edelste Glied des menschlichen Leibes halten wollen. — Ist nicht der Kopf, ist nicht das Herz edler, als der Magen?

O Heuchelei! — Nicht für Kopf und Herz — nein, für den Magen scharret ihr Geld zusammen. Nicht für Kopf und Herz werdet ihr Advokaten und Grobschmiede, geistlich und weltlich, Doktoren und Bürstenbinder, Trommelschläger und Schriftgelehrte, sondern fürs liebe Geld, welches der Metzger, Bäcker, Koch, der Bauer, der Gärtner u. s. w. kennen und nehmen.

Selbst beim Heirathen, wo doch das Herz mit spricht, kömmt's zuallererst auf den Magen an. Vorher regulirt man Magen-Angelegenheiten mündlich und schriftlich; über Herzens-Angelegenheiten wird nicht viel Wort verloren. Man fragt zuerst: hat er Vermögen? versteht er sein Handwerk? wie viel bringt sie ihm zu? — und dann läßt man's liebe Herz dem Ehekontrakt hintennach laufen.

Was den Rangstreit zwischen Kopf und Magen betrifft: verdient der Kopf gar keiner Erwähnung. — Kein Mensch kann ohne Magen fertig werden; aber es gibt Leute genug, die sich ohne Kopf recht gut stehen. Es ist zuweilen wohl gar nachtheilig, Kopf zu haben. Daher die meisten Aeltern erst dafür sorgen, ihren

Kindern Geld zu schaffen; mit der Geistesnahrung hat's keine Noth. Wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.

Man denke, was würde aus der Welt werden, wenn der Magen, dieser mächtige Hebel aller Dinge, dieser Eselstreiber des trägen Menschengeschlechts, fehlte? wenn wir künftig weder hungrig noch durstig würden? — Ich sage euch, das Uhrwerk der Welt stände binnen acht Tagen still. Mediziner und Schneider, Landmann und Pintenschenk, Schuh- und Kalendermacher, mit einem Worte, kein Handwerker, kein Bauer, kein Gelehrter und Ungelehrter würde ferner arbeiten. Es wäre alle Tage Sonntag und Feierabend. Man bliebe im Hause. Es wäre kein Prozeß mehr; denn man stritte sich nicht über das Mein und Dein; es wäre kein Krieg mehr, denn Niemand ließe sich für einige Batzen in die Schlacht führen, wozu nur Hungersgefahr reizt. Alle Flinten, Federn, Hämmer, Pflüge, Ellen, Leisten, Bücher, Teller, Löffel u. s. w. lägen still, und wären unnütze Dinge in der Welt. Ganze Völker würden vor langer Weile tanzen, oder spazieren gehen, oder nach den Sternen schauen, oder sich todt gähnen.

So ist's erwiesen, daß der Magen der Mittelpunkt der Welt, die Haupttriebfeder der menschlichen Handlungen ist. Nur Undankbare schämen sich, ihn beim Namen zu nennen. Aber glaubet mir! wenn Jemand sagt: Ich thue dies und das aus Liebe zu meinem Nächsten, oder aus Liebe zur Ehre u. dgl. m., — er versteht darunter den Magen, und nichts Anderes.

Das heimliche Klagelied der Männer.

Ich muß das Heimliche einmal öffentlich machen, und will das Klaglied einmal laut anstimmen, was viele Andere nur verstohlen durch die Zähne brummen.

Ich heiße Fips, habe ein braves Weib, zwei Söhne, drei Töchter, und mein gutes Einkommen.

Als ich mich verheirathet hatte, ging mein väterliches Erbe fast für die ersten Einrichtungen drauf. Ich wollte der jungen Frau Freude machen; kaufte ein neues Haus, möblirte es ganz artig; in Küche und Keller durfte nichts fehlen; hielt auch mein eigenes Roß und ein Wägelein dazu; im Sommer fuhr ich meine Frau bald hier, bald dahin spazieren.

Endlich kamen Kinder. Der Frau that das Fahren nicht mehr wohl. Ich dachte, wenn Kinder kommen, muß man sparen. Ich schaffte Roß und Wagen ab; und doch ersparte ich nichts. Mein Nachbar Faps brachte es mit seinem Verdienst jährlich kaum auf fünfhundert Gulden, und doch that er jährlich immer hundert Gulden erübrigtes Geld aufs Land aus.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!" sagte meine Frau. — „Hast du Muth, es zu machen, wie er?" fragte ich. — Wir gingen Sonntags darauf zum Nachbar Faps zum Besuch, und, nach diesem und jenem Gespräch, kamen wir auf Oekonomie zu reden.

„Wir schränken uns ein," sagte Frau Faps, „die Zeiten sind schlecht. Alles ist theuer. Aber man richtet sich ein. Wir essen uns satt. Wenn's auch nicht immer den Gaumen kitzelt, ist's doch dem Magen gesund. Morgens schon seit vielen Jahren trinken wir keinen Kaffee mehr, eine kräftige Suppe thut's auch, und wir sind gesund dabei. — Mittags Gemüse, selten Fleisch; Abends kalte Küche und Suppe. Wir leben dabei alle recht wohl, und sind vergnügt. So bestehen wir bei unserer geringen Einnahme. Die schönsten Leckerbissen schmecken doch nicht so gut, als die Sorge, woher Geld nehmen, bitter schmeckt."

Als wir heimkamen, sagte meine Frau: „Es ist schon gut. Ersparen können wir etwas; aber gar so hündisch leben von trok-

kenen Brosamen, ist auch kein Leben. Man ist nun einmal in der Welt, warum sich Alles versagen?“

Meine Frau machte allerlei kleine Einschränkungen. So lebten wir ein paar Jahre; und doch legten wir nichts Erspartes zurück. Wir hatten Kinder; die Kinder wollten Kleider; die Schneiderin kam nicht aus dem Hause; man mußte eine Kinderwärterin halten, und Gott weiß, was?

Herr Faps, der Nachbar, hatte auch fünf Kinder, und am Ende jedes Jahres that er dennoch seine hundert ersparte Gulden aufs Land aus.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!“ sagte meine Frau.

„Hast du Muth, es zu machen, wie er?“ fragte ich.

Wir machten ihm wieder einen Besuch. — Das Gespräch kam bald auf die Wirthschaft.

„Lieber Gott,“ sagte Frau Faps, „es geht bei den vielen Kindern besser, als ich dachte. Man hat viel zu thun, die Zeit ist kurz, aber man richtet sich ein. Es geht Alles bei uns pünktlich nach der Uhr. Um fünf Uhr auf, um sieben Uhr zum Nachtessen, um neun zu Bette. So im Winter, so im Sommer. Es ist unglaublich, Frau Nachbarin, wie viel man in einem Tage thun kann, wenn alles zu seiner besondern Stunde gethan wird. Dabei haben wir strenge Hausordnung. Bei uns hat Alles seinen Platz und Ort. Da wird nichts verloren und verlegt. Da verliert man keine Viertel- und halbe Stunde mit Suchen verlegter Schlüssel oder anderer Dinge. Ich wollte im Dunkeln jede Kleinigkeit finden. — So habe ich immer Zeit übrig. Aus langer Weile mache ich den Kindern Kleider; ich brauche keine Kindermagd, keine Schneiderin.“

Wir gingen heim. „Denk' ans Schlüsselsuchen!“ sagte ich zu meiner Frau. Sie verstand mich. Eine Zeit lang ging bei uns Alles pünktlich nach der Uhr; Alles hatte seinen Ort und seine

Ich heiße Fips, habe ein braves Weib, zwei Söhne, drei Töchter, und mein gutes Einkommen.

Als ich mich verheirathet hatte, ging mein väterliches Erbe fast für die ersten Einrichtungen drauf. Ich wollte der jungen Frau Freude machen; kaufte ein neues Haus, möblirte es ganz artig; in Küche und Keller durfte nichts fehlen; hielt auch mein eigenes Roß und ein Wägelein dazu; im Sommer fuhr ich meine Frau bald hier, bald dahin spazieren.

Endlich kamen Kinder. Der Frau that das Fahren nicht mehr wohl. Ich dachte, wenn Kinder kommen, muß man sparen. Ich schaffte Roß und Wagen ab; und doch ersparte ich nichts. Mein Nachbar Faps brachte es mit seinem Verdienst jährlich kaum auf fünfhundert Gulden, und doch that er jährlich immer hundert Gulden erübrigtes Geld aufs Land aus.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!" sagte meine Frau. — „Hast du Muth, es zu machen, wie er?" fragte ich. — Wir gingen Sonntags darauf zum Nachbar Faps zum Besuch, und, nach diesem und jenem Gespräch, kamen wir auf Oekonomie zu reden.

„Wir schränken uns ein," sagte Frau Faps, „die Zeiten sind schlecht. Alles ist theuer. Aber man richtet sich ein. Wir essen uns satt. Wenn's auch nicht immer den Gaumen kitzelt, ist's doch dem Magen gesund. Morgens schon seit vielen Jahren trinken wir keinen Kaffee mehr, eine kräftige Suppe thut's auch, und wir sind gesund dabei. — Mittags Gemüse, selten Fleisch; Abends kalte Küche und Suppe. Wir leben dabei alle recht wohl, und sind vergnügt. So bestehen wir bei unserer geringen Einnahme. Die schönsten Leckerbissen schmecken doch nicht so gut, als die Sorge, woher Geld nehmen, bitter schmeckt."

Als wir heimkamen, sagte meine Frau: „Es ist schon gut. Ersparen können wir etwas; aber gar so hündisch leben von trok-

kenen Brosamen, ist auch kein Leben. Man ist nun einmal in der Welt, warum sich Alles versagen?"

Meine Frau machte allerlei kleine Einschränkungen. So lebten wir ein paar Jahre; und doch legten wir nichts Erspartes zurück. Wir hatten Kinder; die Kinder wollten Kleider; die Schneiderin kam nicht aus dem Hause; man mußte eine Kinderwärterin halten, und Gott weiß, was?

Herr Faps, der Nachbar, hatte auch fünf Kinder, und am Ende jedes Jahres that er dennoch seine hundert ersparte Gulden aufs Land aus.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!" sagte meine Frau.

„Hast du Muth, es zu machen, wie er?" fragte ich.

Wir machten ihm wieder einen Besuch. — Das Gespräch kam bald auf die Wirthschaft.

„Lieber Gott," sagte Frau Faps, „es geht bei den vielen Kindern besser, als ich dachte. Man hat viel zu thun, die Zeit ist kurz, aber man richtet sich ein. Es geht Alles bei uns pünktlich nach der Uhr. Um fünf Uhr auf, um sieben Uhr zum Nachtessen, um neun zu Bette. So im Winter, so im Sommer. Es ist unglaublich, Frau Nachbarin, wie viel man in einem Tage thun kann, wenn alles zu seiner besondern Stunde gethan wird. Dabei haben wir strenge Hausordnung. Bei uns hat Alles seinen Platz und Ort. Da wird nichts verloren und verlegt. Da verliert man keine Viertel- und halbe Stunde mit Suchen verlegter Schlüssel oder anderer Dinge. Ich wollte im Dunkeln jede Kleinigkeit finden. — So habe ich immer Zeit übrig. Aus langer Weile mache ich den Kindern Kleider; ich brauche keine Kindermagd, keine Schneiderin."

Wir gingen heim. „Denk' ans Schlüsselsuchen!" sagte ich zu meiner Frau. Sie verstand mich. Eine Zeit lang ging bei uns Alles pünktlich nach der Uhr; Alles hatte seinen Ort und seine

Wir gingen heim. Aber das Stückchen konnten wir nicht nachspielen; es war zu schwer, weil wir's nicht gleich anfangs so eingerichtet hatten. Man war es anders gewohnt. Und Gewohnheit ist die halbe Natur.

Freilich lernten meine Söhne fleißig; aber Fapsens Söhne auch. Ich schickte meinen Sohn auf die Universität. Herr Faps schickte seinen ältesten, der gewiß so viel gelernt hatte, als der meinige, zu einem Handwerker in die Lehre.

„Ei, ei, Herr Faps, warum thut Ihr dies?" fragte ich ihn.

„Warum nicht?" antwortete er: „Mein Bube soll erst ein Handwerk lernen, dann kann er sich jederzeit redlich mit der Handarbeit nähren, wenn die Kopfarbeit nichts einbringen will, oder ihn ein Unglück von der Stelle wirft. Sobald er ausgelernt hat, schicke ich ihn als Handwerksbursche auf die Universität. Hat er ausstudiert, so soll er die Welt kennen lernen, und auf Reisen gehen nach Frankreich und England. Reisen kostet Geld; er kann sich's durch sein Handwerk verdienen, und mit dem Ersparten wieder, als Gelehrter, das Sehenswürdige besehen. Dann kommt er, etliche zwanzig Jahre alt, heim, liegt mir nicht zur Last, und treibt, was ihm am meisten einbringt; ist hartes Leben gewohnt, weiß sich nach der Decke zu strecken, und wird ein braver, geschickter, angesehener Bürger, Gatte und Hausvater." —

Der Einfall war nicht übel. Ich sagte ihn meiner Frau. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Nein, lieber Fips," sprach sie, „unser Sohn soll studieren, werde er dann Doktor, oder Advokat, er wird sich redlich nähren, und eine Frau bekommen mit Vermögen. Wer will seine Tochter einem Handwerker geben?" — Ich sagte den Einfall meinem Sohn. Er antwortete: Papa, Sie spassen. — Eins gelernt, und das recht! Zweierlei lernen heißt Pfuscher in beiderlei werden.

Ich ließ es gehen. Der Sohn auf der Universität kostete

Geld. Sechszig Dublonen reichten jährlich dafür nicht aus. Meine Töchter kosteten mir noch mehr. Sie hatten das mannbare Alter erreicht; sie mußten jetzt besser gekleidet gehen; sie hatten ihre Sozietäten, sie wurden auf Bälle und Konzerte geführt. Man fand sie sehr artig. Wir sparten, wo zu sparen war; aber die Mädchen mußten bald neue Hüte, bald neue Bänder, bald neue Schuhe haben. In den gleichen Kleidern konnten sie doch nicht immer erscheinen. Wahr ist's, das meiste schneiderten und näheten sie sich selbst; aber Faden und Nadel, Band und Spitzen, Indienne, Seidenzeug und Mousselin konnten sie doch nicht selbst machen. Ich sparte und sparte, und gebrauchte alle Jahre richtig mehr, als ich einnahm.

Herr Faps ging Jahr aus, Jahr ein seinen alten Gang, und legte richtig jährlich hundert Gulden auf die Seite. Und doch waren seine Töchter recht artig und geschmackvoll gekleidet, und an Anbetern fehlte es ihnen so wenig, als meinen Töchtern.

„Pah!“ sagte Herr Faps zu mir: „Mädchen, sind sie nur nicht so häßlich, wie die Sünde, haben immer ihre Anbeter. Dafür darf man gar nicht sorgen. Es ist natürlich. Meine Töchter haben eben nicht überkluge Bildung; gehen nicht stark in die Komödie und lesen keine Romane; machen sich am Klavier ihre Konzerte daheim und besuchen zuweilen ihre Gespielinnen, und werden besucht — aber reguläre Sozietäten, daraus wird nichts. Eine Tochter, die noch nicht weiß, ob sie es immer so haben kann, soll sich nicht an solches Leben gewöhnen. Häuslichkeit und Sittsamkeit ist die schönste Empfehlung des Mädchens, Kenntniß und Fleiß die schönste Empfehlung des Buben. Das ist der große Fehler heutiges Tages, daß man die Töchter mehr für die kurze Zeit des Brautstandes, als für die lange Zeit des ehelichen Lebens erzieht. — Wir haben scharmante Bräute daher, aber selten scharmante Ehe-

gattinnen. Die Jungfer vor und nach der Hochzeit, das ist ein Unterschied wie zwischen Sommer und Winter, altem und neuem Testament.“

Der Mann hat Recht! dachte ich, und sagte es meiner Frau. „Er hat Recht,“ sagte sie, „aber wir haben auch Recht. Er hat Geld genug zusammen geknausert; seine Töchter bekommen schon Männer. Wir haben aber nicht so viel Vermögen; unsere Töchter müssen daher, nicht durch ihr Geld, sondern durch ihre persönlichen Vorzüge gefallen. Seinen Töchtern spürt man schon von selbst nach. Wir müssen unsere viel öffentlich zeigen in Soirées, Konzerten, Redouten, Bällen und dergleichen, sonst bleiben die armen Mädchen sitzen, und die Waare, die man nicht zur Schau stellt, bleibt den Kauflustigen unbekannt.“

So mußt' ich's lassen — das Uebel war einmal da. — In einem und demselben Jahre wurden Fapsens drei Töchter an brave und geschätzte Männer verheirathet. Meine Jungfern saßen noch immer zu Hause oder in ihren Sozietäten. Liebhaber hatten sie genug, aber eben darum keine Bräutigams. Ein Mädchen, das von den jungen Herren zu viel genannt, zu viel fetirt wird, ist schon ein halb entweihtes Heiligthum; und der rechtschaffene Mann, der eine zärtliche Gattin sucht, sucht sie viel lieber in der stillen Heimath, als auf dem Tanzboden. Mancher wackere junge Mann, der eben nicht beim Mädchen aufs Geld sieht, will doch darum kein Mädchen, das von eiteln Müttern an allerlei Zerstreuungen und kostspielige Vergnügungen gewöhnt ist, die er nicht fortsetzen kann oder mag. Nimmt er endlich auch eine Tochter ohne Vermbgen, so will er, daß sie ihm wenigstens das Seinige erhalte. Und er hat Recht!

Wie gesagt, meine Töchter kosten mir noch jetzt viel Geld; mein Sohn kostet Geld; während die in glänzenden Gesellschaften prunken, esse ich mit der Mutter daheim Kartoffeln mit Salz. Und

doch reicht mein Einkommen nicht aus. Mein Haus habe ich deswegen schon vor drei Jahren verkauft, und wohne zur Miethe.

Mein Nachbar Faps, sobald seine Töchter verheirathet waren, nahm auch eine andere Lebensweise an. Er kaufte sich ein kleines Landhaus, legt auch jährlich nicht mehr hundert Gulden zurück.

„Wozu das?" sagte er zu mir: „Ich habe mir durch zwanzigjährige Sparsamkeit etwas zurückgelegt, habe daher jetzt jährlich fünfzehnhundert Gulden zu verzehren. Meine Frau und ich sind einfaches Leben gewöhnt; aber wir werden doch endlich alt. Ich bin sechsundfünfzig, meine Frau ist dreiundvierzig. So lange wir jung waren, schmeckte uns Alles wohl. Nun aber die Zähne anfangen stumpf zu werden, müssen wir durch Kunst vergüten, was die Natur versagt. Wir essen besser, und fahren fleißig spazieren, besuchen unsere Kinder und wiegen unsere Großkinder auf unserm Schoos. — Das ist ein Leben, ja Herr, ein Paradies! Der himmlische Vater wolle es uns lange so gönnen."

Also sprach er, und in seinen Augen glänzte eine Thräne. In den meinigen glänzte auch eine Thräne. Ach, es war aber keine Freudenthräne! — Ich sage kein Wort mehr. Mein Alter ist nicht glücklich. Darum mache ich Dir meine Geschichte bekannt. Sie kann nützlich werden. Meinen Namen Fips habe ich erdichtet; aber nicht mein Schicksal. Es ist das Schicksal vieler Männer. Sie singen mein Klagelied; aber jeder in seiner Manier.

Stoßseufzer eines geplagten und verzagten Ehemannes.

Mein Herr!

Neulich hat sich ein Ehemann in deiner Zeitung über die allzugroße Reinlichkeit seiner Frau beklagt. Wenn's anginge, wollte

ich ihm seine Frau abnehmen, und ihm meine dafür geben; dann wäre uns vielleicht beiden geholfen.

Ich suchte von jeher eine Frau, die auf Ordnung und Reinlichkeit hält. Als ich nach dem Tode meines seligen Vaters die Wirthschaft meines Bauerngutes antrat, ging ich auf die Heirath. Mein Lieschen war ein gutes und artiges Kind, und immer so sauber, wie aus dem Ei geschält; an Schuh und Strümpfen kein Staubkorn, und ihr Haar so glatt gestrählt und gebunden, als wäre es nur gemalt. — „Nun, das gibt einmal eine saubere und reinliche Bauerfrau!“ — dachte ich, und sah ihr in die Augen, und ich war verliebt, und acht Wochen nachher war sie meine Frau.

Aber so sind die Töchter, so lange sie einen Mann suchen, sind sie geschniegelt und gebiegelt, wie ein Eichkätzchen. Haben sie aber einmal den Mann, so denken sie: nun ist das Putzen nicht mehr nöthig!

Schon in den ersten vier Wochen merkte ich, daß Lieschen ihr Haar weder so glatt wie sonst, noch Schuhe und Strümpfe so sauber hatte, wie sonst. — Ich sagte ihr das, da lachte sie mich aus, und als ich ernsthafter reden wollte, ließ sie zu meinem größten Schrecken ihre Nägel lang werden an den Fingern. — Seitdem mir einmal unsere schwarze Hauskatze fast das linke Auge ausgekratzt, streite ich nicht mehr gegen diese angebornen Spieße und Degen, und ich schwieg also still.

Aber, ach! was ist nun seit acht Jahren aus meinem schönen Lieschen geworden! — Wahr ist's, sie wirthschaftet den ganzen Tag in Haus und Stall, und ist sparsam und hält zu Rathe, aber doch kommen wir nicht vorwärts, weil sie keine Ordnung und keine Reinlichkeit kennt.

Seitdem die Frauen in der Stadt mit gekräuselten Haaren und hohen Federn am Kopfe gehen, strählt sich meine Frau nicht

mehr, die Haare hangen ihr um den Kopf, und an Stroh und Federn fehlt's darin auch nicht. Morgens in der Küche sieht sie fürchterlicher wie ein Husar aus, denn sie schmiert sich von den Töpfen immer eine Art von Schnurrbart ins Gesicht; Nachmittags aber sieht sie appetitlich genug für Hungrige aus, weil man an ihren Kleidern die Proben findet, von allem, was wir zu Mittag gegessen. Das Zinngeschirr wird nur alle Jahre einmal gescheuert, um es nicht abzunutzen; und statt in den Spiegel, sehen wir nur in den Fliegendreck und thut die gleichen Dienste; die Fenster werden nie gewaschen, so ersparen wir die Umhänge, und der Fußboden in unserer Stube ist zwei Zoll hoch mit Unrath und Staub bedeckt, weil meine Frau glaubt, man müsse aus der Wirthschaft nichts wegwerfen, sondern sparen.

Weil sie weiß, daß mir ihre Haare ehemals wohlgefallen haben: so läßt sie davon nicht selten in die Speisen fallen, oder wenn sie Anken und Käse macht, auch darein; ihre Stecknadeln hebt sie am liebsten im Brodteig auf, wenn sie backt; so erspart sie die Nadelbüchse.

Im Hause ist immer ein widerlicher Dunst, besonders in der Stube sehr menschlich; weil die Fenster nie geöffnet werden, um keine Zugluft zu haben, und sich nicht zu erkälten. Indessen hat sie dafür gesorgt, daß die Luft auf andere Art freien Zutritt hat. Sowohl ihre, als meine und unserer Kinder Kleider haben an Ellbogen und unter den Armen, auch an Schuhen und Strümpfen und sonst, wo es nöthig ist, Luftlöcher genug.

Der liebe Gott hat uns mit drei Kindern gesegnet, aber sie sind wegen ihrer Unreinlichkeit, immer blaß und aufgedunsen. Einmal im Jahr, nämlich nur vom ersten Jänner bis zum einunddreißigsten Christmond, pflegt auch die Krätze, diese Folge der Unsauberkeit, in unserm Hause zu herrschen, und wer uns besucht, kann sie unentgeldlich bekommen.

Meine Wirthschaft war nie groß; aber durch die Sparsamkeit meiner Frau hat sich unser Viehstand sehr vermehrt, indem wir im Sommer alle Winkel voller Flöhe haben. Aber bei diesen theuern Zeiten wünscht' ich mich lieber einzuschränken, obwohl ich gestehen muß, daß besagtes Vieh nicht viel Heu frißt.

Unter solchen Umständen, kannst du wohl denken, lieb' ich meine Frau nicht, ob sie gleich wegen der schon erwähnten Nägel sehr respektabel ist. Fände sich also ein mitleidiger Menschenfreund, so wollte ich sie ihm gerne abtreten, wenn sonst kein Hinderniß dabei ist.

Ich bitte dich zu dem Ende, diesen Brief bekannt zu machen: Unter den Bauern aus meiner Bekanntschaft finde ich keinen Abnehmer, denn ihre Weiber sind so unsauber und unordentlich, als das Lieschen

des verzagten und geplagten N. N.

Sendschreiben des Herrn Nepomuk Frauenlob.

Lieber Bote!

Mit Aerger und Verdruß habe ich bisher in deinem Wochenblatt nur immer Klagen und ewig Klagen geplagter Ehemänner gelesen. Bald jammerte der eine über die Fegewuth seiner Frau, bald der andere über sein unsauberes Lieschen, zuletzt kömmt noch gar der Herr Nikodemus Blaustrumpf und klagt über den unseligen Theerausch der Frau Basen.

Wie? ist denn in Deutschland kein Mann, der Muth genug hätte, auch Angesichts der ganzen Welt einmal seine Ehehälfte zu preisen, und ist kein anderer da, so will ich's thun. Ich heiße Nepomuk Frauenlob, und so will ich meine Frau auch loben! Ich bin Advokat, und hänge dir einen dreißigjährigen Prozeß an, wenn

du das Lob meiner Frau nicht so bekannt machst, als Anderer ihre Klagen.

Von der Fegewuth ist meine Frau nicht befallen. Sie läßt das Haus nur alle Samstage fegen von oben bis unten, aber dann wehe auch dem armen Gesinde, und Jedem, der ihr in die Quere kömmt. — Und das ist löblich!

Zwar Sonntags, wenn die Frau Basen mit ihr zusammenkommen, macht sie sich des Theerausches stark verdächtig, denn ich hatte schon ein paarmal Streitigkeiten abzumachen, wenn sie nach der dritten Tasse ein Wörtchen zuviel geplappert hatte. Aber, lieber Himmel, nur zweiundfünfzigmal im Jahre die Leute in der Stadt ein wenig durchzuhecheln, ist doch blutwenig.

Sie liebt dagegen andere höchst unschuldige Vergnügungen, wie zum Beispiel das Tabakschnupfen. Und nicht nur gestatt' ich ihr die kleinen Freuden gern, sondern ich wollte auch, um der unermeßlichen Vortheile willen, die das Tabakschnupfen einer Frau gewährt, jedem Manne rathen, es seiner Frau beizubringen. Jeder Bräutigam sollte deswegen einen besondern Artikel für seine Braut in den Ehekontrakt einrücken.

Meine liebe Marie verbraucht in der Woche zur Unterhaltung und Pflege ihrer Nase (und sie hat eine kleine allerliebste Stumpfnase) nur ein Pfund Tabak à 32 Loth. Sie setzt damit jährlich also 34 Gulden 40 Kreuzer für das gemeine Beste in Umlauf. Das ist wenig. Jeder hat seine Liebhaberei. Meine Liebhaberei sind die Gemälde.

Es ist, als wenn's meine Frau wüßte, daß Gemälde, Kupferstiche und Zeichnungen in brauner Tuschmanier und Bronze meine Favoriten seien. Sie opfert ihre hübsche Nase für meine Liebhaberei fast ganz auf. Taugt das Tabaksgemälde im Nasetuch nichts, so kömmt's in die Wäsche, und dann ist's wieder gut. Nur Schade ist's, daß die Tabaksdinten allzufressend sind. Sie durchlöchern die

Schnupf= und Halstücher wie Scheidewasser, und der Ankauf neuer Wäsche ist jährlich ein großer Artikel meiner Ausgaben in diesen bedrängten Zeiten. Aber von der andern Seite muß man auch gestehen, daß eine Hausfrau durch nichts mehr zur Arbeitsamkeit ermuntert wird, als wenn in der Wäsche viel Löcher sind, und sie immer zu stopfen und auszubessern hat. So ist mit jedem Nachtheil auch ein Vortheil verbunden, wie hier augenscheinlich erwiesen ist.

Ich weiß es wohl, meine Marie hatte sonst immer ihr Köpfchen für sich, und konnte selten mit den Nachbarinnen im Frieden leben. Aber die Tabaksdose ist unter diesen uneinigen Potentatinnen ein wahres Konkordat geworden. Wenn sie mit einander bei schönem Wetter auf der Bank vor dem Hause sitzen, so spaziert die allerliebste Dose von einer Frau Base Nachbarin zur andern in der Reihe herum, wie bei den Wilden der Kalumet oder die Friedenspfeife. Sagt dann eine Frau Base: „das ist doch ein rarer Marokko, Frau Muhme Gevatterin!“ so ist an kein Stricken und Flicken und Sticken mehr zu denken; meine Frau ist entzückt; die Tabaksdose läuft in der Versammlung herum, wie ein Küfer ums Faß; und wenn sie alle Todfeinde wären, sie würden als Busenfreundinnen aus einander gehen.

Eben der geliebte Marokko macht mich zum glücklichsten Ehemann. Wundere sich keiner, wenn ich ihn allen schönen und häßlichen Frauen empfehle. Wenn's bei meiner Marie böses Wetter gibt (und auch die beste Frau hat zu Zeiten ihre kleinen Launen und Donnerwetter=Stündchen), und ich sie durch nichts freundlich machen kann, so nenn' ich sie nur, statt mein liebes Mariechen, „mein liebes Marokchen!“ Hurtig scheint die Sonne wieder, sie ist überzeugt, daß ich sie zärtlich liebe, weil Marokko der schönste Name von der Welt ist.

Und wahrlich, mein Marokchen ist mir lieb. Sie ist jung, sie

ist artig, ist gesellig und gefällig; hat ein Paar schwarze, schalkhafte Augen, und einen kleinen artigen Mund, der Manchen zum Naschen verführen könnte. –

Apropos, da wir vom Naschen reden! ich hatte den Naturfehler, gewaltig eifersüchtig zu sein. Meine Frau ist hübsch; es gibt wohl manchen alten und jungen Gecken, der sich in sie vergaffen könnte, und man goß mir immer kaltes Wasser über den Kopf, wenn man mir sagte, daß sie allen Männern gefalle.

Seitdem sie Tabak schnupft, hab' ich keine Furcht mehr. Wen ihr kleiner Rosenmund zum Naschen anreizt, den schreckt ihre Nase zurück in die gebührenden Schranken der Ehrfurcht. Ich will nichts davon sagen, daß zwei schwarze Naselöcher einer Frau für manchen süßen Herrn so schrecklich wie die Mündung einer geladenen Doppelflinte sind, oder daß der Schnupftabaksgeruch den Damen keinen balsamischen Odem ertheilt; mancher würde im Nothfall Augen und Nase während eines Kusses zuhalten. Aber bedeutender ist's, daß sich von Zeit zu Zeit eine goldene Tabaksthräne anhängt, die in der Sonne wie ein Diamant blitzt. — Dies, ihr Herren, ist das Wahre! — solch eine Thräne ist eine wahre Schildwache für die Treue, ein unüberwindliches Bollwerk gegen die Zärtlichkeiten der Näscher, ein Vorposten der unbestechlichen Sprödigkeit, mehr als ein Eimer Wassers auf ein von Liebesgluth entbranntes Herz.

Zwar klagt mein Marokchen schon jetzt häufig über Kopfschmerzen, und der Doktor kömmt mir fast gar nicht aus dem Hause. Auch will er behaupten, der übermäßige Gebrauch des Schnupftabaks könne meiner Frau allerlei böse Zufälle verursachen. Aber mag er doch reden, und lass' er meine Frau schnupfen! — — Das Tabakschnupfen schafft meinem Haus- und Ehewesen so große Vortheile, daß Alles, was sich dagegen sagen läßt, und selbst wenn

mein liebes Marokchen darüber in die ewige Seligkeit eingehen müßte, nur Kleinigkeiten sind.

Mein Vetter, der Apotheker Ezechiel Balsam, denkt wie ich; denn er schnupft auch gern Tabak, und viel ärger, als meine Frau. Der ganze Mensch ist ein wahrhaft wanderndes Schnupftabaksmagazin. Bei einer Reise nach Frankreich hielten ihn die Zöllner daselbst an den Grenzen an, und wogen ihn sogar auf einer Wage, und er mußte so viel Eingangsgebühren für Schnupftabak zahlen, als er schwer war, denn die Einfuhr des Marokko war streng verboten, und man drohte meinen ganzen Vetter zu konfisziren, wenn er nicht zahlen würde. Er that's also, weil das Gesetz streng war, und der Zollinspektor nicht Zeit genug hatte, die Untersuchung anzustellen, was von meinem Vetter Tabak sei, und was nicht?

Wenn er über die Straße spazieren geht, und die geringste Luft bläst, müssen alle Leute, die im begegnen, niesen, und alle Leute, die aus dem Fenster sehen, müssen niesen. Dann sagt er: „Zur Gesundheit ihr Herren und Frauen!“ und weil er Apotheker ist, so schickt sich diese Höflichkeit und dieser Wunsch für ihn gar wohl.

Keine Arzneimittel macht mein Vetter Ezechiel Balsam besser, kräftiger und wohlfeiler, als Brechmittel. Hat der Doktor aber eine verzweifelte Kur im Sinne, wo es ob und nid sich gehen, oder der Kranke sterben muß, so verschreibt er ohne anders meinen ganzen Vetter, wie er leibt und lebt. Und das hilft.

Doch Punktum! Ich wollte eigentlich nur meine Frau, nicht aber meinen Vetter Ezechiel Balsam loben.

Gehab dich wohl. Hast du eine artige Frau, so lass' sie Tabak schnupfen; hast du noch keine, so setz' es in den Ehekontrakt.

Ich bin dein ergebenster und fleißiger Leser

Nepomuk Frauenlob.

Neumodische Flüche, allen empfindsamen Postknechten, zärtlichen Fuhr- und Schiffleuten, galanten Korporalen, süßen Handwerksgesellen, und hochgestrengen jungen Herren gewidmet.

Die Moden ändern sich. Man mochte vor Zeiten keinen Flucher in guter Gesellschaft dulden; und selbst wenn ein Bauer fluchte, sagte man: „Der ist ein geborner Lump; er lernt ein neues Handwerk hinter den Tischen des Wirthshauses!“

Heut zu Tage ist's anders. Die Postknechte und Fuhrleute, sonst rohe, ungeschlachte Kerls, werden empfindsam. Sie blasen auf ihrem Posthorn so herzbrechend, oder sie singen euch so schmelzende Lieder, daß man bittere Thränen vergießen möchte. Handwerksbursche machen die schönsten Verse von der Welt, und der Soldat und Korporal droht in Ohnmacht zu fallen vor Wehmuth, wenn ihn die dicke Köchin nicht mehr holdselig anlächelt.

Junge Herren hingegen, Söhne aus den reichsten Häusern, fluchen und schwören oft durch einander wie Schuhknechte. Wenn man den Herrn aus der Kutsche auf den Kutschbock, und den Kutscher in die Kutsche setzen wollte, man würde wetten, jeder säße am rechten Orte.

Ungeachtet man unter Ehrenmännern das Fluchen und Schwören gar nicht dulden will: hat dies doch auch seine gute Eigenschaft. Denn wie wollte man denn die Narren erkennen, wenn sie Alle vernünftig sprächen?

Man muß den Narren an seiner Sprache so gut errathen, wie den Raben an seinem lieblichen Gesange. —

Wer zu manchen Dingen, von denen er nichts Gescheidteres zu sagen weiß, eins flucht: „Alle Wetter! Potz Hagel!“ der will euch damit nur demüthig zu verstehen geben, daß er mit

seiner Viertel-Elle Verstand nun am Ende sei. Ihr sollet Mitleiden mit ihm haben.

Oder wenn Einer flucht, um für recht herzhaft gehalten zu werden: so will er im Grunde sagen, ich bin leider ein feiger Tropf, und will lieber mit dem Maule als mit dem Arm fechten. Wenn die Kinder sich im Dunkeln fürchten, lärmen sie gern recht laut, um sich erst Herz zu machen.

Wenn Einer flucht aus Gewohnheit, so wie der welsche Truthahn aus Gewohnheit zu kollern pflegt: so gibt er uns zu verstehen, daß er nur ein ganz gemeiner Bursche sei, der nicht einmal mit wohlgezogenen Postknechten und empfindsamen Kutschern und Fuhrleuten Umgang hatte, sondern seine Freunde noch tiefer sucht. Ich bitte euch also, laßt die Narren fluchen, damit man sie von vernünftigen und gesitteten Menschen unterscheiden könne. Es ist durchaus nothwendig!

Ein ehrenwerther Herr und Freund hat mir ein halbes Dutzend neumodische Flüche zugeschickt. Das war ein ganz gesunder Einfall. Denn da unsere Post-, Fuhr- und Schiffknechte, unsere Soldaten und Handwerksbursche alle Tage empfindsamer werden, und in den neuen Moden fortrücken: so ist's auch billig, daß sie auch im Fluchen und Schwören nicht bei dem alten, abgenutzten Kram bleiben.

Es wird z. B. viel artiger klingen, wenn man

statt: „hol euch der Teufel!“ sagt: „hol euch meine Liebste!“

statt: „der Donner und das Wetter!“ sagt: „die Bäs' und der Herr Vetter!“

statt: „beim Sapperment!“ sagt: „beim Weiberregiment!“

statt: „Gott soll uns verdammen!“ „Gott helfe uns Narren!“

Ich will als Zugabe noch einige andere Flüche nach der neuesten Mode hinzufügen.

Für junge Herren in den Städten, die gern fluchen, theils um liebenswürdig zu werden, wie ein empfindsamer Postknecht, oder um von den Frauenzimmern für recht entsetzlich herzhaft gehalten zu werden, wird sich Folgendes besonders schön ausnehmen:

„Potz Clutliquutlaputli soll mir tausend Millionen Pfund — Nieswurz in die Nase stopfen!“

Für heroische Korporäle: „Potz Bataillon, ich möchte auf der Stelle zur Trommel werden, und ihr solltet mich — trommeln!“

Für galante Schneider: „Alle Lappen, die ich gestohlen, sollen mir wie Blumen an — die Nase wachsen!“

Für ehrliche Pintenschenkwirthe: „Ei, so soll mir doch alles Wasser über den Kopf fahren, womit ich — den Wein taufe!“

Auf diese Weise kann man sogar für sich und Andere noch obendrein sehr lehrreich fluchen lernen.

Erbauliche Betrachtungen über einen gebratenen Kalbskopf.

In aller Ordnung geborner, hochansehnlicher, fürtrefflicher Kalbskopf!

Da liegst du vor uns in der Schüssel! — Die Wirthin hat an dir ein Meisterstück der edeln Brat- und Kochkunst gemacht. O du vormals im Leben verachteter Kalbskopf, erst jetzt läßt man deinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren; erst jetzt hat man dich mit Blumen bestreut und geziert! — Siehe, du hast das Schicksal aller großen und tugendhaften Männer, die man im Leben ver-

achtet, verfolgt, verspottet, einkerkert, und, wenn sie gestorben sind, vergöttert, mit Lobreden überhäuft, und mit prächtigen Grabmälern versieht. Denen man im Leben oft das Brod versagte, gibt das dankbare Menschengeschlecht nach dem Tode — Steine, zu Ehrensäulen.

Deinen Gebeinen errichtet man freilich kein Grabmal von Marmor und schwerem Porphyr; aber tröste dich! — denn vielen Menschen legt man wahrscheinlich nur deswegen den schweren, breiten Stein, mit allerlei Inschriften, aufs Grab, damit sie nicht sobald wieder herauskommen. Vielleicht war der Begrabene ein Tyrann, ein Länderzerstörer, ein Völkerwürger, ein gegen Witwen und Waiser treuloser Vogt, ein spekulirender Kaufmann, der sechsmal Bankerott spielte, um siebenmal reicher zu werden — — nein, ehrlicher Kalbskopf, das Alles warst du nicht!

Ich will daher der hier versammelten Tischgesellschaft deinen Ruhm verkünden, wie sich's gebührt. Aber das Löblichste aus deinem Leben ist, daß man von dir nichts zu sagen weiß. So preisen unsere Gelehrten diejenigen Völker am glücklichsten, von denen die Geschichte nichts zu erzählen weiß. Sie essen, trinken und schlafen, wie du gethan; das war genug, und ein Thor ist, wer sie mit aller Gewalt noch glücklicher machen wollte.

Besonders, o fürtrefflicher Kalbskopf, hattest du die bewundernswürdige Eigenschaft, dir nicht mit vielem Nachdenken den Kopf zu zerbrechen. Aufklärung wäre dir sehr nachtheilig gewesen. Wenn du dein Futter hattest, bekümmertest du dich nicht weiter um das, was wohl besser sein könnte? Dein Stall war deine Welt; du hieltest es mit allen politischen Parteien, die dir Futter gaben; du lerntest nach uralter Sitte, wie deine Mutter blöcken, und wie dein Vater brüllen, ohne nach der Pestalozzischen Methode zu fragen; du verachtetest die Weisheit unserer Herren Philosophen, und urtheiltest mit Recht, daß, wenn du deinen Gang

gingest, wie deine Mutter, die Kuh, und dein Vater, der Ochse, gingen, die ganze übrige Welt auch ihren guten Gang gehen würde, ohne dein Zuthun. — Schon dieser Weisheit willen hätte dich Jedermann ehren sollen! — Aber, o verderbtes Zeitalter, Jeder verkannte dich, Jeder sprach: „es ist doch nur ein Kalbskopf!"

So geht es leider in den heutigen Tagen; die Welt sieht nur auf den Kittel, und nicht auf das, was dahinter steckt. Wärest du ein goldenes Kalb gewesen, glaube mir, alle Welt hätte vor dir die Knie gebeugt, wie die Kinder Israels vor dem goldenen Kalbe in der Wüste; Männer und Weiber, Große und Kleine, hätten dich nicht genug preisen können. Poeten wären deinetwillen närrisch geworden. Politiker hätten sich deinetwillen deportirt, Soldaten einander deinetwillen die Hälse gebrochen; du hättest unzählige Anhänger bekommen; du hättest Parteien und Sekten gestiftet, du wärest der Kalbskopf aller Kalbsköpfe geworden!

Ein berühmter römischer Kaiser hatte einst im Sinn, sein Pferd zum Bürgermeister von Rom zu machen. Hätte der besagte Kaiser deine Weisheit, deine Bescheidenheit, deine Folgsamkeit gekannt, o Kalbskopf, du wärst statt des Pferdes Bürgermeister geworden, oder wenigstens Zensor, da du dich weislich nicht mit zu vielem Studiren abgabst, und doch, wie gewöhnlich Kalbsköpfe, eine wunderbar gelehrte Physiognomie hattest.

Das ist nun Alles vorbei! Mir, dem Tischredner, liegt nur ob, deinen Ruhm zu posaunen. Ich that es, ohne dafür bezahlt zu werden, und konnte es mit besserm Gewissen, als mancher Andere, der von denen nichts Rühmliches zu sagen weiß, welchen er nach dem Tode eine Stand- und Ehrenrede halten muß, und deswegen hineinlügen muß, was noch nicht da ist.

Und ich sehe, eine schöne Begeisterung hat alle meine Tischgenossen ergriffen. Jeder stimmt in dein Lob ein; jeder hält schon

Messer und Gabel bereit, und begehrt eine Reliquie von dir, die er nicht etwa bloß zur Schau stellen, nein, die er verzehren will. Jeder meint, er werde sich mit deinem Fleisch einen Theil deiner Tugenden einverleiben. Ich will diesen löblichen Eifer nicht durch mehrere Worte stören.

Frau Wirthin, zerleget den Kalbskopf!

Neujahrsbetrachtungen.

I. Die Wünsche.

(Im Jahr 1805 geschrieben.)

Da liegt es vor uns, das neue, fremde Jahr, wie ein großes Land voll Nebel, durch welches wir wandern sollen.

Und wir wandern fort. Jeder Tag ist ein Ruhepunkt. Und wir sehen in den Nebeln nur immer einen Tag weit, und oft auch kaum soviel. Was vergangen ist, sehen wir auch nicht mehr, als nur in der Erinnerung.

So eilt rastlos das große Menschengeschlecht durch die Dämmerungen und Finsternisse des Lebens. — Alles will vorwärts, immer vorwärts. Alle laufen um die Wette.

— Und wohin denn so eilig, ihr Herren und Frauen? — frag' ich.

„Ach, ich möchte in der nebelvollen Zukunft nur ein eignes Haus finden!“ ruft der eine.

„Und ich eine oder zwei Juchart Landes zu Hanf und Erdäpfeln!“ sagt der zweite.

„Und ich eine hohe Ehrenstelle!“ sagt der dritte.

„Und ich einen warmen, heilen Rock!“ sagt der Bettler.

„Und ich ein hübsches Töchterlein zur Frau!“ sagt der Jüngling.

„Und ich Gesundheit!“ sagt der Kranke.

„Und ich eine königliche oder kaiserliche Krone!“ sagt der Ehrgeizige.

„Und ich ein Stück Brod!“ sagt der Hungrige.

„Und ich ein Loch aus dem Gefängniß!“ sagt der Dieb.

„Und ich einen schweren Sack mit Goldstücken!“ sagt Hans Nimmersatt.

So will Jeder etwas Anderes. So läuft Jeder suchend vorwärts, in das Land der Nebel — Jeder voll schöner Hoffnungen, in das neue, unbekannte Jahr hinein.

Mancher findet statt des Geldsacks den Bettelstab; Mancher statt des eigenen Hauses das — Grab; Mancher statt der holden Braut einen Eheteufel; Mancher statt der Ehrenstellen den Kerker.

Ihr guten Leute! wisset ihr, wohin wir Alle laufen? Ich will's euch sagen: wir reisen durch das dunkle Land der Nebel — zur Ewigkeit!

Unser Leben ist gleich einer Lotterie. Jeder will das große Loos darin gewinnen; Jeder hofft, er werde es gewinnen, und am Ende haben die meisten verloren. Das Leben ist eine große Lotterie, worin nur einer gewinnt, und dieser eine heißt auf deutsch Tod. Er gewinnt zuletzt Alles, Kaiserkronen und Bettelstäbe, Bischofsmützen und Feldherrn-Degen, Ketten und Brautringe.

Am Neujahrstage stehen wir gleichsam auf der großen Reise einen Augenblick still, besinnen uns, sehen einander an, und sagen: Wie nun weiter, Herr Nachbar?

Und in Aller Herzen bewegen sich an diesem feierlichen Tage tausend Wünsche. — Jeder hat sein großes Loos im Sinn. Jeder will mit seinen Augen das künftige Jahr übersehen, um zu wissen, was es ihm zugedacht hat? — und Jeder sieht sich die Augen müde, und erblickt nichts, als Nebel.

Darum ist der Neujahrstag der Tag der Wünsche gewor-

den. Ach, wie verzeihlich ist das Wünschen dem armen, vielbetrogenen Menschengeschlecht!

Darum ist mir es immer rührend, wenn heut ein frommes Kind seinem Vater, seiner Mutter nur Gesundheit und langes Leben wünscht — und die Braut sinkt an die Brust des Bräutigams, und beider Seufzer zittert still zum Himmel — und der Gatte umarmt schweigend sein geliebtes Weib, und spricht: mög' uns dies Jahr nicht trennen! — Und die Mutter sieht zurück auf den Grabhügel ihrer verlornen Kinder, und sieht dann noch auf das lebende Kind, und ihre Thräne redet zu Gott — —

Ja, Wünsche die aus reinem Herzen fließen, ehret selbst der Himmel.

Aber wie Alles in der Welt, wird auch das Wünschen zum Mißbrauche. Da läuft Alles herum und gratulirt, daß einem angst und bange wird. Da sind Perrückenmacher und Barbiere, Nachtwächter und Trompeter, Alles gratulirt, und macht dabei eine hohle Hand, um für seine christlichen Gesinnungen ein Stück Geld zu empfahen. Das heißt, aus der christlichen Liebe ein Handwerk machen.

Eben so geht's unter den Großen und Vornehmen. Da wünscht der Untere dem Höhern, der Höhere dem noch Höhern einen Sack voller Herrlichkeit. Und was das närrischste ist, so glaubt Keiner ein Wort davon. Einer betrügt den Andern. Wenn die Menschen am Neujahrstage statt der Brustknochen ein helles, durchsichtiges Fensterlein auf dem Herzen trügen, daß man Alles, was darin vorgeht, ohne Brille deutlich sehen könnte, man würde sich kreuzigen und segnen vor Schreck. Man würde im Herzen oft das baare Gegentheil von dem lesen, was der Mund wünscht.

Da würde es ungefähr folgendermaßen lauten:

Der Mund. Hochzuverehrender Herr, ich gratulire zum neuen Jahr.

Das Herz. Weil's Mode ist.

Mund. Ich wünsche von ganzem Herzen . .

Herz. Ist nicht wahr, das weiß ich besser.

Mund. Ihnen Gesundheit und langes Leben.

Herz. Ich gebe Ihnen keinen Batzen dafür.

Mund. Und ich wünsche Ihnen von allen Glücksgütern . .

Herz. Das Gegentheil.

Mund. Jederzeit das Beste.

Herz. Ja, das Beste, aber für mich.

Mund. Ruhm und Ehre . .

Herz. Notabene, wünsch' ich mir.

Mund. Können Ihnen nicht fehlen.

Herz. Ja, wenn ich Meister wäre, du solltest Ruhm und Ehre die längste Zeit gehabt haben.

Mund. Glauben Sie mir . .

Herz. Kein einziges Wort.

Mund. Daß ich voller Ergebenheit und Liebe für Sie bin.

Herz. Eigentlich nur für Ihren schönen, vollen, runden Geldsäckel.

Mund. Und daß ich für Sie durchs Feuer gehen würde.

Herz. Gehorsamster Diener, ich ließe es schön bleiben, und schickte Sie voran.

Mund. Und nach dieser Zeitlichkeit . . .

Herz. Worin Sie mir wenig Freude machen.

Mund. Wünsch' ich Ihnen die ewige Seligkeit.

Herz. O ja, sobald als möglich.

Nach eingeführter Sitte sollte nun auch der aufrichtige Schweizerbote den Hut abziehen, mit dem linken Fuß hintenaus kratzen, und allen seinen großgünstigen, geneigten, hochgebornen Lesern und Leserinnen etwas zum neuen Jahr wünschen, jedem in der Lotterie des Lebens sein **großes Loos**.

Wohlan, ich will den besten Wunsch thun, und der kömmt wahrlich von Herzen.

Freund, der du diese Zeilen liesest, du trittst ins neue Jahr, weißt aber nicht, ob du einst wieder austrittst, oder ob der Nebel der Zukunft vielleicht dein nahes Grab verhüllt.

Was dein Herz sich wünschet, ist mir unbekannt, ob aber das, was du dir wünschest, wirklich dein Glück macht, weißt du selber nicht.

Ich wünsche dir daher ein gewisses Kleinod, was alle Menschen preisen, und nur wenige besitzen, was in der Lotterie des Lebens nie vom Zufall und Glück ausgespielt wird, sondern mit geringer Mühe durch eignen Fleiß erworben werden kann, ein gewisses Kleinod, um das dich Kaiser und Könige beneiden werden, und der Tod selbst dir nicht stehlen kann. Dies Kleinod heißt — ein reines, frommes Herz, voller Unschuld, Wahrheit, Liebe und Treue, ohne Haß, neidischen Ehrgeiz und Stolz, das nur das Gute überall will, und nur das Gute überall thut!

---

2. Die Leser und der Bote.

(Im Jahr 1810 geschrieben.)

Wir, die gesammten Leser und Leserinnen des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten, Wir groß und klein, mit und ohne Perrücke, in Seiden und Zwilch;

In Erwägung, daß uns der Schweizerbote schon seit sechs Jahren in aller Ordnung einen Neujahrswunsch abgestattet;

In Erwägung, daß eine Höflichkeit der andern werth ist;

Haben feierlich und einhellig beschlossen, Unserm getreuen, ehrenfesten und fürgeliebten aufrichtigen und wohlerfahrenen Botenmann zum neuen Jahr zu gratuliren, und wünschen ihm desnahen

alles Ersprießliche, Heil, Glück, Segen, und was ihm sonst vonnöthen ist am Leib und an der Seele.

Schweizerbote. Ganz gehorsamer Diener! Ich finde es auch ganz in der Ordnung, daß das Spiel einmal umgekehrt wird, und meine Leser anfangen, höflich zu werden.

Die Leser. Wir wünschen vor allen Dingen, daß es ihm nie an Geld im Sack und an lustigen Einfällen im Kopfe fehle.

Schweizerbote. Habe an der Hälfte genug! Nur Geld im Sack, und die lustigen Einfälle kommen von selbst. Ich habe mein Lebtage noch keinen reichen Dummkopf gesehen, an dem man nicht Alles schön gefunden hätte.

Die Leser. Desgleichen wünschen wir, daß er im künftigen Jahre nicht so ernsthaft sei, als im vergangenen, sondern uns regelmäßig alle vier Wochen einmal etwas zum Lachen gebe.

Schweizerbote. Ihr wisset aber nicht, ob ich nicht desto mehr über euch gelacht habe im vergangenen Jahr? — Halten wir's so. Ein Jahr lach' ich über euch, und das andere lacht ihr über mich.

Die Leserinnen. Dabei aber wünschen wir, daß er uns im Frieden lasse, und nicht immer seinen Spott mit unsern neuen Moden habe. Seh' er lieber nach den Männern.

Schweizerbote. Wird geschehen, sobald ich ein Mädchen werde.

Die Leserinnen. Komm' er uns nie wieder mit seinem Theerausch.

Schweizerbote. Nein, den lass' ich den lieben Weibern.

Die Leser. Und uns Männern spreche er nie wieder vom Sonnenstich.

Schweizerbote. Ich hoffe, ihr seid davon vollkommen geheilt.

Die Leser. Und mach' er nicht immer Satyren auf unsere Stadt.

Schweizerbote. Das heißt, ich soll kein Wort mehr reden; denn ihr wohnet ja überall.

Die Leser. Auch wünschen wir, daß er uns öfters schöne Bilder bringe, und hübsch Wort halte, wenn er was verspricht.

Schweizerbote. Viel versprechen und nichts halten ist die älteste Mode, und heutiges Tages wieder die allerneueste. — Doch geb' ich, was ich habe.

Die Leser. Uebrigens hat er Recht, wenn er seinen Botenstab zuweilen in den dicken Haufen der Narren hineinschleudert.

Schweizerbote. Schon gut, aber wenn ich werfen will, bückt euch nicht alle.

Die Leser. Und werd' er nicht furchtsam, die Wahrheit zu reden.

Schweizerbote. Und ihr seid nicht furchtsam, die Wahrheit zu hören.

Die Leser. So verbleiben wir deine geneigten Leser.

Schweizerbote. Und ich euer geneigter Bote.

---

3. Das Hungerjahr.
(Im Jahr 1817 geschrieben.)

Am Sylvester-Abend ging ich in mein Schlafkämmerlein, und empfahl mich und lieb Weib und Kind dem lieben Gott. Und ich konnte nicht einschlafen vor Herzeleid. Denn ich gedachte der vielen Noth des vergangenen Jahres, und der großen Ueberschwemmungen und Wassersnöthen, und der fehlgeschlagenen Aernten, und wie Handel und Wandel so übel stehen.

Ich schloß wohl die Augen, um hinüber zu schlafen ins neue Jahr; aber an meinen Wimpern hingen noch Thränen.

Zwischen Schlaf und Wachen lag ich da, und hatte die Hände noch gefaltet, weil ich zu Gott gebetet hatte: „Gib uns auch wieder Segen und Glück!“

Da schlug es im nahen Kirchthurm zwölf Uhr, Mitternacht. Das alte und neue Jahr schieden auseinander. In meinem Kämmerlein ward es heller Tag, und brachte doch Niemand Licht und schien kein Mond hinein. Vor mir stand ein Greis; sein Kleid klar und weiß, wie frisch gefallener Schnee, und sein Bart eisgrau. Und doch war's kein Greis; denn das Antlitz war jung und blühend und unschuldsvoll, wie das Antlitz meines schönsten Söhnleins.

„O du Undankbarer!" redete mich der Greis mit zarter Silberstimme an: „Wie magst du so schlecht beten zu deinem Gott! Er hat der Welt mehr Segen und Glück gesendet, denn jemals."

Da erhob ich mich im Bette mit großem Erstaunen, und sah den Wunderbaren an, und fürchtete mich doch nicht. Doch sprach ich: „Herr, wer bist du, zu dem ich rede?"

Er antwortete und sprach: „Sieh mich an und höre! Denn ich bin der Engel des abgeschiedenen Jahres, ein Kind des Ewigen! Ich bin alt wie die Welt, und jung wie die letzte Minute. Ich gehe heim zu meiner Mutter, der Ewigkeit, und freue mich, denn ich habe auf Geheiß Gottes, des Barmherzigen, den Menschenkindern unsäglich viel Gutes gebracht."

Ich erwiederte ihm und sprach: „Herr, verzeih' mir; es legen heute Tausende sich sorgenvoll auf ihr Bett, und sind wegen der Zukunft ohne Trost, denn es ist große Noth und Theurung! Wie mag man auch so viel Unglück ein Glück heißen?"

Der Engel erwiederte: „Kurzsichtiger, weißt du nicht, daß das Unglück die rechte Quelle alles Glückes ist? Das Jahr 1816 wird durch seine Fehlärnte den Menschen mehr Heil bringen, als durch Ueberfluß. Sie lernen wieder sich zu Gott wenden, lernen wieder von Herzen beten und nicht auf Menschenhand vertrauen, sondern auf den, von dem alle gute Gabe kommt."

Ich sagte: „Aber Herr, so ungeheure Regengüsse! Die Schleusen des Himmels waren nie geschlossen!“

Der Engel sprach: „Auf daß die Erde fruchtbar werde für viele Zeiten; denn die trockenen Jahre werden kommen, da von der Hitze der Sonne der Boden spaltet und nach einem Tropfen vom Himmel lechzet.“

Ich sagte: „Und die Ueberschwemmungen! Sie haben viel tausend Stück Landes verderbt.“

Der Engel antwortete: „Auf daß die Menschen anfangen, ihr versumpftes Land auszugraben und trocken zu legen. Dazu soll die Ruthe der Noth sie treiben, ehe aus dem versumpften Boden Pestilenz und Seuchen aufsteigen!“

Ich sagte: „Und die Reben verderbt; die Trauben erfroren; die Kornfelder mit magern Aehren; die heilsamen Erdäpfel kaum zur Genüge.“

Der Engel antwortete: „Auf daß die Leichtsinnigen lernen weise werden, und in Zeiten des Ueberflusses lernen zurücklegen für die Zeiten des Mangels, und bei den sieben fetten Kühen gedenken der sieben magern, die da folgen.“

Ich sprach: „Herr, betrachte die Noth derer, welche in den Städten wohnen und Handwerke treiben!“

Der Engel antwortete: „Alles Handwerk hat güldenen Boden: aber die Ungeschickten und die Hoffärtigen und die Schlemmer haben den güldenen Grund in Koth verkehrt, ihr Handwerk gering geachtet und ihre Kunst nicht verbessert. Sie sind hinter den Weintischen gesessen und haben den Gewinn des Tages verspielt; sie trachteten nach vornehmem Ansehen, und legten ihren Töchtern Feierkleider an von Seiden und Baumwollen. Sie wollten in ihrem Stolz nicht rechnen, und in ihrem Uebermuth nicht haushalten. Darum kam das Trübsal über sie. Nun lernen sie rechnen

und sparen und haushalten, was ihnen wohlthun wird und Heil bringt ihren Kindern und Kindeskindern."

Ich sprach: „Herr, betrachte das Elend der Spinner und den Hunger der Weber!"

Der Engel antwortete: „Sie hatten Gold zu spinnen und Seide zu weben. Da gingen sie hin, wie die Thoren, in Gold und Seiden, ließen Geiger und Pfeifer kommen und hatten der Ueppigkeit nie satt. Und ihre Hände verlernten den Feldbau, und ihre stolzen Kniee verlernten sich zu beugen. Nun aber haben sie sich Geißeln gesponnen und einen Bettelsack gewoben. Und sie bereuen ihre Verschwendung, und beklagen ihre Schwelgerei. Siehe, sie werden weiser werden, und die Weisheit ist der Anfang alles Glückes."

Und ich sprach zum Engel: „Herr, aber siehe an auch die Fleißigen, wie sie Noth leiden, und die Haushälter, wie ihr Tisch ist leer geworden."

Der Engel antwortete: „Darum, weil sie sollen reich werden und mit neuen Gütern gesegnet sein! Zu ihrem Fleiße wird nun das Nachdenken kommen, und der Mangel wird ihnen die Augen öffnen, daß sie sehen, was sie sonst nicht sahen. Nun werden durch ihre Hand auch die entlegenen Felder angebaut und die rauhesten Güter fruchtbar werden. Sie werden dem Acker, der sonst Dornen und Disteln trug, guten Samen geben; die Möser austrocknen; die todten Allmenden theilen; den verderblichen Weidgang des Viehs abthun in Wäldern und Ackerfeldern; ihre Bettler zu Gemeindsarbeiten zwingen; ihre Gehölze mit Klugheit benutzen; ihre Wege und Straßen herstellen; auf die Nachbarn achten, worin dieselben Löbliches thun, und ihnen nachahmen. — — Wahrlich, ich sage dir, gleichwie auf der Brandstätte eines alten Hauses ein neues gebaut wird, größer, bequemer und schöner, denn das alte: also wird aus dieser heutigen Noth größerer Wohlstand aufsteigen,

denn vorher gewesen, und mehr Glück, als ehemals. Aber die Verständigen werden es genießen und die Thoren werden darben. — — So nimm nun deinen Botenstab, o Bote, und verkünde den Schweizern, was ich dir gesagt habe: die Zeiten der Noth sind die Zeiten, welche das meiste Glück bringen."

So sprach der Engel. Ich erwachte, und es ward Tag.

Denkschrift eines Handwerksmannes an seinen Sohn, der in die Fremde wanderte.

Mein Sohn!

Handwerk, sagt's Sprichwort, hat einen güldenen Boden. Du bist ein reicher Mann, so lange du keine Schulden im fremden Buche, sondern einen Batzen in eigener Tasche hast.

Es hat mir Gott meine Arbeit gesegnet. Ich fing mit nichts an, und habe jetzt Vermögen und Ansehen. Aber ich verstand mein Handwerk.

Bei vielen Handwerksleuten hier zu Lande fehlt die Lust, der Trieb und das Geschick, ihr Handwerk zu vervollkommnen. So was muß man in der Fremde suchen und lernen.

Um mit Nutzen zu reisen, mußt du unterwegs nichts sehen, was du nicht recht genau betrachten kannst. Du mußt von allem erfahren: wozu ist dies da? und wie ist das gemacht!

Wer anders reist, der ist nur im Schlaf durch die Welt gelaufen, und hat draußen grüne Bäume, weiße Häuser und zweibeinigte Menschen gesehen, was er daheim auch findet.

Ich habe Handwerksbursche gekannt, die in großen Städten lange gewesen, und doch nichts Besseres wissen, als das Wahrzeichen: in Basel der Lällenkönig, in Straßburg der Münster u. s. w.

So wie man oft sehr richtig aus den Gesichtszügen eines Menschen auf seine gute oder schlechte Gemüthsart und seine besondere Denkart schließen kann: so haben auch manche Städte und Länder schon gewisse äußere Züge, woraus sich das Weitere muthmaßen läßt.

Und das sind nun die eigentlichen Wahrzeichen, die jeder reisende Handwerksbursche überall beobachten soll. Denn sie helfen ihm auf die Spur von dem, was er in dem Lande oder in der Stadt zu finden hat, wohin er gekommen.

Findest du viel Pintenschenken in einem Dorf: so verlaß dich darauf, du findest darin wenig Sparsamkeit, viele lustige Gesellen, wenig häusliches Glück.

Wo du den Bauern nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, sitzen gewiß viele des Abends im Wirthshause beisammen, lange nach Sonnenuntergang.

Wo die Glocken allzuoft läuten, und Fest- und Feiertage kein Ende nehmen, stecke viel kleine Münze zu dir, wenn du spazieren gehst, denn du wirst sie für die Bettler brauchen.

Kommst du in eine Stadt, wo die Misthaufen auf den Straßen liegen: so zähle nicht auf Arbeit bei einem Meister, denn die Bürger dort sind nur Bauern in Perrücken. Misthaufen in größern Städten beweisen, daß die Polizei ihre Brille nicht sauber abgewischt hat.

Fahren am Tage prächtige Karossen durch die Stadt, Abends aber fehlt die Beleuchtung der Straßen durch Laternen: so gleicht die Stadt einer gernschönen Dirne, die unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemd trägt.

Wo Bettler und Landstreicher an den Landstraßen zu Mittag kochen, hüte dich vor der Justiz, denn nach gehaltener Mittagsruhe wird sie unbarmherzig; fällst du in ihre Hand, kommst du nie wieder mit vollem Geldbeutel davon.

Wo man keine Gesetze hat, bist du vogelfrei; da verlaß dich im Nothfall auf deine Faust. Wo man zu viel Gesetze hat, und du bei jedem Schritt auf eine Verordnung stößest, bist du ein Sklav; Harschierer und Advokaten passen dir aus allen Fenstern auf. Da verlaß dich auf nichts.

Eine Stadt, wo Gras auf den Gassen wächst, ein Land, wo die Landstraßen elend sind, da fehlt Handel und Wandel, und du findest für die Arbeit keinen Meister. Gehe still vorüber.

Siehst du in einer Stadt viele bleiche, schwind- und lungensüchtige Mädchen, so weißt du auch, daß es dort nicht an Tanzsälen fehlet.

Wo die Alten daheim arbeiten und die jungen Herren in den Wochentagen viele Lustpartien machen, kannst du Bankerote prophezeien.

Schließe nicht von den großen Kirchthürmen einer Stadt auf die große Frömmigkeit, oder aus der schönen Kirche eines Dorfes auf die Religion des Landvolks; oder aus einem feinen Kleide und den seidenen Strümpfen eines Mannes auf großen Reichthum desselben; oder aus dem schön gemalten Wein- oder Bierglase auf dem Hausschilde eines Wirthes auf gutes Bier, auf guten Wein. Oft sind das alles nur Aushängeschilde, schlechte Waare an Mann zu bringen, und die Leichtgläubigen zu täuschen. Wahre Frömmigkeit ist demuthsvoll und still; wo der Kirchthurm am höchsten, ist die Religion oft am kleinsten; der Reiche ist oft der Bescheidenste; der beste Wein findet seine Käufer, ohne prächtigen Kranz.

Willst du ein stilles, glückliches Land bewohnen, so suche dasjenige auf, von dem die Zeitungen am wenigsten melden.

Wo die Bauern grob sind, die Hand nicht zum Hut, und den Deckel nicht vom Kopf bringen können, da hat der Ochs an der Krippe seine Schuldigkeit besser gethan, als der Meister in der

Schule. — Wo aber die Bauern unterthänig die Hände küssen, sich vor einem Vornehmen demüthig bücken in den Staub, da halte dich nicht lange auf; da hauset in der Gegend ein böser Geist, irgend ein tirannischer Dorfkaiser. Fällst du diesem nicht in die Klauen, so werden dich die Sklaven prellen.

Hast nicht nöthig, um die Ringmauern einer Stadt zu gehen, um zu erfahren, ob sie groß oder klein sei; auch nicht nöthig, deswegen auf einen Thurm zu steigen. Sieh nur zum Fenster hinaus auf die Gassen, ob sich die Leute ämsig grüßen. Je mehr vom Grüßen abgegriffene Hüte, je kleiner die Stadt.

Wo du keine Nummern an den Häusern siehst, da hat die Polizei noch nie hinein gesehen, oder da waren noch keine Franzosen.

Kömmst du in ein Land, oder Ländchen, wo die Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt sind; keine Brachfelder sichtbar sind; wo man nichts von leeren Allmenden und Weidgerechtigkeiten weiß; wo der Fremde freundlich begrüßt wird; wo die Bettler nicht an allen Kreuzwegen liegen; wo nicht jedes Städtlein einen eigenen Galgen hat; wo Schulen und Spitäler die schönsten Gebäude haben — da, mein Sohn, ruhe aus, du bist in einem Lande, wo rechtliche Leute wohnen, die den Kopf am gehörigen Ort haben.

Verlaß dich darauf, wo gebrechliche Hütten um einen prächtigen Palast liegen, ist die Armuth zu Hause, und der Hunger Regent, während einer selig ist und hundert weinen. Schlag' ein Kreuz und geh' vorüber.

Wo man viel Gast- und Trinkmähler in einer Stadt hält, und Essen und Trinken das Ende von jedem Liede ist, und kein Winterabend ohne Kartenspiel überlebt werden kann: da sind die Köpfe Knechte, und der Magen und die Gurgel sind Hausherren; da ist eine Köchin mehr werth, als ein vernünftiger Mann, und ein Spiel Karten wichtiger, als die schönste Bibliothek.

Alles hängt in den Ländern, worin man lebt, von den Obrigkeiten ab. Sind sie im Kleinlichen groß: du kannst darauf schwören, sie sind in großen Dingen klein.

Ich habe dir jetzt genug gesagt. Nicht daß ich dir Alles gesagt hätte. Aber du kennst nun ohngefähr deinen Maßstab, und worauf du vorzüglich zu achten hast — die wahrhaften Wahrzeichen.

Folge meinem Rath. Frage viel, wohin du kommst; antworte sehr kurz; stelle dich unwissender, als du bist, und man wird dich überall gern unterrichten.

Lobe alles Lobenswerthe, aber tadle nicht alles Tadelnswerthe, und du wirst alle Herzen erobern, wenn's dir darum zu thun ist; denn die Leute überall sind schwach, und mit Eitelkeit kann man sie leiten, wie das Roß am Zaum.

Sei auf der ganzen Reise fleißig, sparsam, fromm — wißbegierig, bescheiden, verschwiegen — muthig, still und beharrlich. So wirst du einst heimkommen zu deinen Aeltern als ein ganzer Mann, und besser, klüger, reicher werden.

Klagen einer unglücklichen Handwerksfrau.

Lieber Schweizerbote!

Ich bin nun manches Jahr verheirathet. Meine Aeltern glaubten, ich sei mit einem braven, fleißigen Handwerksmann am besten versorgt. Ich war jung, und glaubte das auch, wie wir Mädchen denn in gewissen Jahren gern was glauben. Genug, mein Mann setzte sich als Meister an, und ich ward seine Frau.

Durch mein Zugebrachtes schafften wir uns ein Haus und was zu einer bescheidenen Haushaltung gehört, an, und bald konnte mein Mann, da er seinen Beruf verstand, und fleißig war, einige

Gesellen halten. Ein Jahr lang ging Alles nach Wunsch, und unter uns herrschte das beste Vernehmen; dann aber bemerkte ich, daß sein gefälliges Benehmen gegen mich abnahm; er knurrte mich von Zeit zu Zeit an, und bediente sich dabei grober, pöbelhafter Ausdrücke, die er sich vorher noch nie gegen mich erlaubt hatte.

Ich durchsuchte meine ganze Aufführung, fand aber nichts, das ihn zu solchen Grobheiten berechtigen konnte; ich verdoppelte meinen Eifer in den Hausgeschäften, und suchte seine abnehmende Liebe auf alle Art wieder zu gewinnen, allein vergebens; das Uebel wuchs von Tag zu Tag. Nun erkundigte ich mich nach seinen Bekanntschaften, und da erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß er, statt, wie er vorgab, seinen Berufsgeschäften nachzugehen, täglich schon Vormittags in einem Weinhause zubringe, wo sich mehrere Handwerksleute einfänden, die sich außer Wein und Branntewein noch ein wackeres Frühstück von Schinken, Würsten, Forellen rc. geben ließen. Als ich ihm in so gelinden Ausdrücken als möglich Vorstellungen über dieses verderbliche Wesen machte, vergaß er sich so sehr, daß er mich mit geballter Faust ins Gesicht schlug, daß das Blut nachging. Ich war schon im Begriff, mich zu meinen Aeltern zu flüchten; weil er sich aber reuend bezeigte, und ich mich selber scheute, die Schande unsers Ehestandes aufzudecken, so trug ich mein Leiden mit Geduld, und hoffte auf die Besserung meines Mannes. Doch diese blieb aus; er setzte seine Morgenbesuche in dem Weinhause fort, da ohnedies kein Abend verfloß, an welchem er nicht entweder außer- oder innerhalb der Stadt sich in einem solchen einfand, und ein Beträchtliches an Geld verpraßte, alldieweil die Gesellen in der Werkstatt den Meister spielten.

Dieses zügellose Leben erhielt aber bei der Organisirung des hiesigen Militärwesens einen noch viel höhern Grad. Jedesmal, wenn exerziert wurde, und dies geschah eine Zeit lang fast täg-

lich, bereitete er sich dazu durch Essen und Trinken in einem benachbarten Weinhause, und wenn das Exerzieren vorbei war, so ging er nicht, wie die Vernünftigen es thaten, nach Hause, sondern er erfrischte sich wieder auf die nämliche Art. Bei den Uebungen in der Frühe war es am allerschlimmsten, denn da durften seine Kameraden nur sagen: „der Tag ist verloren, wie wär's, wenn wir Nachmittags nach dem Dorfe B. gingen?" so war er stracks von der Partie. — Von den Tagen, da er auf die Wache ziehen mußte, will ich nichts sagen. —

An den Sonntagen ist es ihm jederzeit in der Stadt zu enge; er macht in Gesellschaft mit Andern Spazierfahrten nach benachbarten Dörfern, und jetzt geht ihm der Plan durch den Kopf, sich ein eigenes Gefährte zu halten.

Sein Hang zur Liederlichkeit ist auch schon so weit gediehen, daß er nicht nur bisweilen auf die Jagd geht, sondern sogar mit einigen andern Handwerksleuten eine eigene Jagd in Empfang genommen hat. Es wird nicht fehlen, daß er nicht auch bald nach dem Beispiel mehrerer seiner Spießgesellen eine Mätresse halten wird.

Die Folgen dieses liederlichen Lebens zeigen sich nun, Gott sei's geklagt, in einer fürchterlichen Größe; der Hausfriede ist gänzlich von uns gewichen; man hört meinen Mann nur fluchen und toben, insonderheit, wenn er Geld zur Haushaltung geben soll. Schon ist mein Zugebrachtes zerronnen; schon hat müssen ein Kapital aufgenommen werden, und, was das Schlimmste ist, so hat sich die schöne Kundsame größtentheils verlaufen, da die Arbeit durch die häufige Abwesenheit meines Mannes theils gar nicht, theils liederlich gemacht worden. Anstatt die Hauptschuld von dieser Verschlimmerung unserer häuslichen Umstände auf sich selbst zu werfen, schiebt er sie nur auf den Eingriff fremder Handwerker.

Vor einigen Wochen kam er jubelnd nach Hause, und rief mir mit einem freudigen Gesichte, das ich schon lange an ihm nicht mehr gewohnt war, zu: „Juhe! Dorchen! bald wird's besser werden, bald wird kein fremder, hergelaufener Schelm mehr dem hiesigen Bürger sein Stücklein Brod vor dem Maul wegschnappen, und keine fremde Arbeit in die Stadt gebracht werden können; der Handwerker wird jetzt wieder geschützt, bald wird wieder Geld die Fülle in seinen Beutel fließen, und wir werden uns gute Tage machen können!“ Ich hatte schon auf der Zunge, ihm zu sagen, daß, wenn er, wie im Anfang unserer Ehe, häuslich und arbeitsam gewesen wäre, wir jetzt schon gute Tage hätten, allein die Furcht, er möchte meine Meinung mit Faustschlägen widerlegen, verschloß mir den Mund.

Es muß sich bald zeigen, in wie weit die großen Erwartungen meines Mannes in Erfüllung gehen werden, und ob er bei seinem dermaligen, zur Natur gewordenen Hang zum Herumziehen und Prassen auch durch die vortheilhaftesten Handwerksbegünstigungen auf einen grünen Zweig kommen werde.

Aus dieser kurzen Beschreibung meiner häuslichen Lage wirst du, lieber Schweizerbote, mein Hauskreuz und die Gerechtigkeit meiner Klage zur Genüge abnehmen können. Hast du einen Linderungsbalsam für mich, oder, welches mir am erfreulichsten wäre, weißt du ein Mittel anzugeben, wie mein Mann auf den Weg der Rechtschaffenheit zurückgebracht werden könne, o so offenbare es mir, ich beschwöre dich! Ich werde, was mich betrifft, deiner Vorschrift völlig gehorchen. Deine ergebene Leserin.

Antwort des Schweizerboten.

Beklagenswürdige Frau!

Wenn die Thränen einer rechtschaffenen Hausfrau, — wenn der Anblick der armen, unschuldigen und unerzogenen Kinder, —

wenn das eigene Gefühl von Ehre und dem, was recht und gut ist, nichts mehr über einen sonst braven Handwerksmann vermögen, so sind Hopfen und Malz verloren an ihm. — Er wird Lump, heut oder morgen — muß Schulden machen — endlich davon laufen und Bettler werden, nachdem er lieb Weib und Kinder und Verwandte in tiefen Jammer, und sich selbst in tiefe Schande gestürzt hat.

Das ist bei unsern meisten jungen Handwerksleuten das große Elend! — sie wollen nach ihrer Manier gern vornehm thun; lassen drauf gehn, um sich ein Ansehen zu geben, wollen gern politische Stellen und Aemter — wollen das goldene Sprüchlein nicht auswenig lernen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! — wollen nach der Mode gekleidet sein — die Frau Meisterin muß auch wie ein vornehmes Frauenzimmer thun — und dies überhand nehmende Prassen und Geldverthun macht einen nach dem andern — zum Lump!

Sieht man den Meister eben so oft bei den lustigen Brüdern, als in der Werkstatt, eben so oft spazieren fahren, in den Weinhäusern, auf der Jagd u. s. w., als bei der Arbeit: so kennt man ihn schon. Jederman sagt in seinem Herzen: dem muß man nicht trauen! dem gebt keinen Kredit! — heut oder morgen ist er — ein Mitglied der Betrüger- und Bettler-Legion!

Ach, Mancher, der dies lieset, wird sich schwer getroffen fühlen vom Stachel seines Gewissens! — Wohlan, kehre doch um! werde häuslich, sparsam, gewissenhaft, arbeitsam, damit du einst im Alter schön warm sitzen könnest in der Mitte deines Erworbenen!

Laß dich vom guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!

———

Die Welt wird immer schlimmer.

(Ein Gespräch.)

„Nachbar Paul," sagte Anton eines Sonntags auf dem Heimweg von der Kirche: „der Herr Pfarrer hat gut sprechen von der Kinderzucht; er hat nur ein Kleines. Aber unser eins! gelt Nachbar, wir wissen's besser, wo uns der Schuh drückt. Unsere Buben sind allmälig groß, und geben uns zu schaffen.

Paul. Mir eben nicht zu viel.

Anton. So wünsch' ich Glück. Aber was soll ich mit meinen größern Buben anfangen? Die Kerls wollen mir nicht mehr aufs Wort glauben, und machen mir zuweilen sogar Einwendungen gegen meine Befehle. Eine kräftige Maulschelle, Herr Nachbar, bringt sie zwar zum Gehorsam, aber nicht zur Ueberzeugung, daß ich Recht habe. Ja, daraus sieht man, die Welt wird immer schlimmer.

Paul. Es kommt nur darauf an, wenn Ihr Euern Kindern etwas befehlet oder saget, ob Ihr auch immer Recht habet.

Anton. Ei was! ich habe immer Recht. Kinder sollen ihren Aeltern blindlings glauben. So hatten es unsere Väter mit uns; und wenn sie uns was sagten, so hatten sie statt der Beweise ihres Rechts einen schlanken Ochsenziemer, einen durchdringenden Haselsteck oder dergleichen bei der Hand.

Paul. Ich zweifle noch sehr, ob diese Erziehungsart die beste und vernünftigste gewesen ist. Ich weiß noch gar wohl, daß die ungerechte Härte und Strenge meines Vaters mich mehr verstockt, als gebessert hat. Ach, ein Kind, das nur einmal mit Unrecht bestraft ward, erinnert sich Zeitlebens an dies Unrecht. Darum hütet euch, euern Kindern Unrecht zu thun

Anton. Ei, was! ich thue keinem Unrecht. Ich kann aber das Räsonniren der Kinder nicht leiden. Woher kommt's auch,

daß heut zu Tage die Buben und Maidli so früh schon den blinden Glauben an die Unfehlbarkeit der Aeltern verlieren. Ist das nicht ein Beweis, daß die Welt immer schlimmer wird, he?

Paul. Ihr müsset bedenken, Nachbar, daß, nachdem unsere Schulen eine andere und bessere Einrichtung bekommen haben, die häusliche Erziehung auch verändert und verbessert werden muß. Die Welt wird nicht schlimmer, sondern wenn alle Andern besser und klüger werden, und Ihr bleibt immer der Alte, so werdet Ihr eigentlich schlimmer, als die Andern. Sonst prügelte man den Kindern in der Schule Lesen, Schreiben, Rechnen und Christenlehre ein, und damit holla! heut zu Tage versteht man's Unterrichten und Schulmeistern bessern. Der rohe Verstand der Kinder wird durch Unterricht ebenfalls heller. Man hält die Kinder zum Nachdenken an über Gott, über sich selbst und Andere. Natürlich denken sie auch über das Betragen der Aeltern nach. Kinder sind die schärfsten Beobachter des Vaters und der Mutter. Da helfen also keine Schläge, sie zu überzeugen; sondern gerechte, gute Handlungen. Wenn Kinder Verstand zeigen, sollen Vater und Mutter noch mehr haben.

Anton. Schon gut, recht gut. Aber, Nachbar, wie fanget Ihr's mit Euern drei Buben an, und wie kommet Ihr mit ihnen zurecht ohne freundnachbarlichen Beistand des Haselstocks und Ochsenziemers?

Paul. Gar leicht. Ich bin freundlich und liebreich mit ihnen allen; darum lieben sie mich. Liebe erweckt immer wieder Liebe. Sie gehorchen, weil sie nur wissen, meine Befehle haben keinen andern Zweck, als ihr Bestes. Davon sind sie überzeugt. Ich bin ihr erster Freund und Vertrauter. Von Kindheit an mußten sie mir alle ihre kleinen Geheimnisse sagen; dann war ich ihr kluger Rathgeber. Sie befanden sich wohl dabei. — Wenn einer aus Unbesonnenheit und Ungeschicklichkeit fehlt, beschäm' ich ihn, aber

nicht öffentlich, sondern unter vier Augen. Wen man daran gewöhnt, sich öffentlich vor Andern strafen und beschämen zu lassen, der verliert zuletzt Scham und Ehre. Wer in den gleichen Fehler öfters fällt, der zieht sich endlich den Verlust meiner Liebe, und wenn's sein muß, selbst harte Strafe zu. Denn man muß bei Kindern nicht das einemal übersehen, was man das andremal bestraft hat. Dies macht sie irre an ihren Aeltern, und verstockt in ihren Fehlern. Kinder müssen gewöhnt werden, jede Strafe für eine Folge ihres Vergehens, und nicht für Willkührlichkeit der Aeltern zu halten.

Anton. Ei was, Ihr schwatzet wunderlich. Ich merke schon, Ihr seid auch so einer, der die Aufklärung hat, die, wie neulich in einer Predigt gesagt wurde, wie ein verheerender Strom alles, was das Alter geheiligt hat, niederreißen will, die aber nun, Gottlob! ihre kräftigen Bändiger gefunden hat.

Paul. Glaubt von mir und der Aufklärung was Ihr wollt. Ich meinestheils danke Gott dem Herrn, daß ich in einer Zeit lebe, wo ich das Bessere alle Tage lernen kann; daß ich nicht in der Rohheit unserer Vorfahren lebe, wo man für den Körper alles, und für den Geist nichts that. Denn das ist der Wille Gottes, daß wir täglich zunehmen an Weisheit und Verstand, auf daß wir das Gute besser einsehen, und ihn immer würdiger anbeten.

Anton. Seht Nachbar, dort kommt unser Gevatter Peter eben recht. Der wird's Euch sagen, daß das alles Schnickschnack ist, und daß die Welt alle Tage schlimmer wird.

Paul. Kennt der Peter denn die Welt so genau, da er kaum die Herzen aller derer kennt, die in seinem eigenen Hause wohnen?

Peter. Sieh da, sieh da, ihr Herren, warum so im Streit?

Anton. Ei, der Nachbar Paul will's mir nicht zugeben, daß die Welt alle Tage schlimmer wird.

Peter. Da hat er höchst unrecht; ich habe eine Sammlung

von den alljährlichen Bettags-Gebeten, die schon im siebenzehnten Jahrhundert ihren Anfang genommen hat. In jedem dieser Gebete, von einem Jahr zum andern steht ausdrücklich, daß der Heiligen alle Tage weniger werden, und Sünd und Laster immer höher steigen. Also, wenn das wahr ist, so muß die Welt immer schlimmer werden, von Jahr zu Jahr.

Paul. Ich hör' es wohl, Gevatter Peter, Ihr seid ein Erzfreigeist, und wollet gern den Herren Geistlichen an!

Peter. Das verbitt' ich mir! ich bin kein Freigeist, und wer sagt, daß ich den Herren Geistlichen übel wolle?

Paul. Wenn die Welt alle Tage seit Jahrhunderten schlimmer geworden, so müßte sie heutiges Tages schon ganz voller Schelmen, Mörder und Bösewichte sein. Wenn die Welt alle Tage schlimmer würde, schon seit Jahrhunderten: so wollet Ihr damit nur sagen, daß das heilige Amt der Prediger und Lehrer sehr unnütz sei, welche doch seit Jahrhunderten durch Predigten und Gebete, Bitten und Ermahnungen an Besserung der Menschen arbeiteten, und wahrlich zu keiner Zeit ganz vergebens. — Aber ich habe jetzt keine Zeit mit Euch zu disputiren. Meine Kinder erwarten mich daheim. Ich habe ihnen versprochen, den Nachmittag und Abend in ihrer Gesellschaft zu sein. Lebet wohl!

Peter. Laßt den Narren gehen. Wollen wir in's Wirthshaus?

Anton. Das läßt sich hören Gevatter. Kommt! ein Halbes solle uns wohlthun.

Peter. Auch wohl ein Ganzes!

Ein nachdenkliches Gespräch aus dem Wirthshaus.

Viele Bauern sitzen in der Stube an den Tischen herum; jeder hat sein Schöppli vor sich. Einige glühen schon wie der Vollmond. Der Wirth geht fleißig herum und bedient die Gäste.

Hans. Heida lustig! Herr Wirth, noch ein Halbes! — Der Wein ist wohlfeil, und das ist einmal vernünftig! Jetzt kann sich unsereins doch einmal satt trinken. Man hat sonst schwere Arbeit genug.

Seppli. Herr Wirth, mein Schöppli ist leer! Da ist das Geld! Ich will nach Hause gehen.

Hans. Bist ein Narr, Seppli! — Willst du bei der alten Regel bleiben? Hast du vergessen, daß man heuer vom neuen Wein für das gleiche Geld zweimal so viel trinken kann, als sonst?

Seppli. Weiß wohl.

Hans. Nun, du Tausend-Sassa! warum bleibst nicht? — Jetzt kann sich unsereins einmal etwas zu gute thun, ohne daß es mehr Geld kostet. — Bleib; der Wein ist wohlfeil! Juchhe!

Seppli. Weil der Wein wohlfeil ist, wird das Geld theuer.

Hans. Aber wenn ich im Wirthshaus mehr trinken kann, und doch nicht mehr Geld ausgebe, du Narr, als sonst?

Seppli. Trinkst du mehr, so gibst du nicht mehr Geld, als sonst, aber gibst mehr Geld aus, als ich. Verstehst du?

Hans. Aber hast auch nicht so viel, als ich, davon.

Seppli. Du hast morgen mehr Kopfweh und Rausch, als ich; ich habe morgen ein paar Batzen mehr Geld im Sack, als du. Das ist der Unterschied.

Hans. Ah, Narrenpossen! Du willst also gar nichts davon profitiren, daß wir ein so gutes Weinjahr haben?

Seppli. Allerdings will ich davon profitiren; weil der Wein

wohlfeil ist, leg' ich desto mehr Geld zurück, und kann meine Kinder was lernen lassen von dem, was ich am Wein spare.

Hans. Sparen, sparen, und immer sparen! Du bist noch jung, Seppli, und kannst noch lange leben und sparen.

Seppli. Eben weil ich noch lange leben kann, muß ich meinen täglichen Verdienst zu Rathe halten, damit ich dermaleinst, wenn die schlechten Zeiten kommen, zu leben habe.

Hans. Aber alle Sonntage einmal im Wirthshause, ist nicht zuviel! — Wenn ich da einmal einen halben Gulden drauf gehen lasse — —

Seppli. So bist du in einem Jahre um 26 Gulden ärmer.

Hans. Oder auch nur drei Batzen verthue.

Seppli. So hast du nach einem Jahre 156 Batzen vertrunken. Wer aber beim ersten Schöppli nicht den Durst gelöscht hat, der kann beim zweiten nicht immer aufhören. Man wird lustig, man möchte eins tanzen, man setzt sich zum Kartenspiel — der Wein kostet das wenigste, aber das Nebenbei desto mehr.

Hans. Du bist ein Geizhals. Man weiß wohl, daß du erst neulich 200 Gulden auf Land ausgethan hast.

Seppli. Wär' ich ein Geizhals, so tränk' ich nicht alle Sonntage mein Schöppli nach wie vor. Aber 200 Gulden hab' ich wirklich ausgethan.

Hans. Nun, so hast du einen Schatz gegraben. Denn woher so viel Geld? Ich habe doch so viel Arbeit und Verdienst, wie du?

Seppli. Und ich ließ sonst so viel Geld drauf gehen, wie du. Man kehrt nicht nur des Sonntags ein, sondern trinkt auch wohl eins in der Woche. Wenn ich zusammenrechnete, eine Woche in die andere: so kam mir das Einkehren ins Wirthshaus, dann und wann ein Tanz, oder ein Spiel, in der Woche im Durchschnitt über einen Gulden. Das machte im Jahr gewöhnlich 100 Gulden. Ich stellte das ab, und gewann damit jährlich 100 Gulden. Das

Jahr ist lang, man gibt nur immer einen Kreuzer aus, aber am Ende zusammengezählt, sind's harte Thaler und Dublonen. Jetzt hab' ich schon fünf Jahre ordentlich und sparsam gehauset, und noch fünf Jahre: so hab' ich 1000 Gulden in lauter Kreuzern gespart. Dies Jahr, weil der Wein wohlfeil ist, leg' ich noch mehr zurück.

Hans. Nun, trink nur noch eins.

Seppli. Nein, ich habe genug! — Wenn der Wein einmal wieder theuer wird, so brauch' ich ihn mir nicht erst wieder abzugewöhnen. Ich trinke, was recht ist. Adieu!

Seppli ging fort. Die meisten Gäste stauden plötzlich auf, und gingen heim. Alle dachten in ihrem Herzen, der Wein ist wohlfeil, wir können sparen! Der Seppli hat Recht! Wir machen's, wie er!

Der Wirth aber schimpfte auf den Seppli.

Böse Zeiten! Böse Zeiten!

Am Samstag saßen sie alle, wie gewöhnlich, im Wirthshaus zum weißen Kreuz. Der eine trank sein Halbes, der andere sein Schöppli. Aber keiner hatte große Lust zum Lachen, und doch gab der Kreuzwirth keinen sauern Wein.

Der Eine klagte über die neuen Abgaben; der Zweite jammerte um die Abschaffung des Kaffee's; der Dritte über das baumwollene Elend in der Schweiz; der Vierte eiferte gegen das Theuerwerden der Lebensmittel; der Fünfte über die schwere Verzinsung aufgenommener Kapitalien; der Sechste über alle Noth, die noch kommen werde.

„Böse Zeiten!“ riefen darauf allesammt: „Ja, es sind böse Zeiten! Die Abgaben von den fremden Waaren sind im

Grunde Abgaben von unserm eigenen Verdienst, von unserer Arbeit! Alles schlägt auf!"

Unten am Tisch saß der alte Reichard, der wohlhabendste Mann im Dorfe, ein sehr verständiger Mann. Vor seinem mit Ehren schneeweiß gewordenen Haar hatte Jedermann Ehrfurcht; noch mehr vor seiner Klugheit und Rechtschaffenheit. Er saß unten am Tisch, trank sein Schöppli, aber sagte kein Wort.

Da sprachen sie zu ihm: „Vater Reichard, was denket Ihr von diesen bösen Zeiten? Muß das Land nicht bei den Abgaben über kurz oder lang zu Grunde gehen? Man will doch auch gelebt haben; wo aber das Geld endlich aufbringen?"

Vater Reichard besann sich eine kleine Weile, und sprach: „Wollt ihr wissen, wie ich denke, so will ich's euch mit kurzen Worten sagen. Für verständige Leute braucht's bei Tage keinen Laternenträger, der ihnen zündet."

Da rückten ihm alle näher, um ihn zu hören. Andere standen von ihren Bänken auf und traten zu ihm, um seine Worte zu verstehen. Denn es war wohl der Mühe werth, den alten Reichard zu hören, wenn er redete.

Als es nun stille geworden, redete Vater Reichard zu ihnen und sprach:

Liebe Freunde und gute Nachbarn!

Die Zeiten sind böse, die Abgaben schwer; das macht alles theuer. Es ließe sich noch immer das Beste hoffen, und man könnte es aushalten, hätten wir nur nicht noch eine Menge anderer und viel größerer Abgaben zu entrichten. Zum Beispiel, Nachlässigkeit und Trägheit bringt uns um mehr Geld, als alle Theurung, Abgabe, Zins und Zoll; unser Hochmuth bringt uns ums Zweifache, und unsere Unbesonnenheit gar ums Vierfache. Das sind Auflagen und Zölle, die uns die Regierung gar nicht

erleichtern kann. Da heißt's eigentlich: „Gott spricht zum Menschen: hilf dir selber, dann will ich dir beistehen!“

Wenn die Regierung heut von uns, statt aller Abgabe, den Zehnten von unsern Tagen begehrte, wir würden über Tirannei schreien. Aber die Trägheit besteuert die meisten von uns noch viel tirannischer. Rechnet nur die Zeit zusammen, wo ihr eigentlich gar nichts Nützliches thut, und ihr werdet mir Recht geben. Müßiggang ist wie der Rost am Eisen; er nutzt mehr ab, als die Arbeit. Ein Schlüssel, den man immer braucht, bleibt immer glatt.

Je weniger der Mensch thut, je weniger lebt er. Wenn euch aber das Leben lieb ist, so haltet haus mit den Stunden, denn das Leben ist aus Stunden zusammengeflickt. — Wie schöne Zeit geht mit dem langen Schlafen und Faullenzen im Bett verloren! Wenn der Fuchs schläft, fängt er auch kein Huhn. — Wir haben Schlafenszeit genug, wenn wir einmal im Sarge liegen.

Drum früh ans Werk, und treibt eure Geschäfte. Es ist bös, wenn ihr euch von den Geschäften treiben lasset. Wer früh aufsteht, ist den ganzen Tag rührig; und kaum hat er seine Sachen angefangen, so ist's schon Nacht.

Böse Zeiten! sprecht ihr: böse Zeiten! — Die Zeit macht nicht den Menschen schlecht, sondern der Mensch die Zeit. Ohne Mühe hat man nichts. Umsonst ist der Tod. Wer immer auf bessere Zeiten hoffen will, stirbt zuletzt vor Hunger. Ich muß von meiner Hände Arbeit leben, wenn ich kein Land habe; habe ich Land, so liegen auch Zins und Abgaben darauf. Hände, die gern arbeiten, gehen nie leer aus. Der Hunger steht vor der Hausthür des fleißigen Mannes, aber geht doch nicht zu ihm hinein. Arbeite nur, und wäre die Arbeit auch noch so schlecht,

es bleibt immer etwas Gold an den Fingern kleben. Fleiß bezahlt Schulden; Verzweiflung verdoppelt sie.

Was man heut verrichten kann, muß man nie morgen thun. Gib den Händen viel zu schaffen und dem Magen Erdäpfel: so sterben deine Schulden an der Schwindsucht, und der Schuldenbote weiß nicht, wo du wohnst! — Wenn ihr bei einem guten Herrn im Dienst wäret, und er würde euch träge, faule Menschen schelten, müßtet ihr nicht schamroth werden? — Aber ihr seid eure eigenen Herrn; macht's mit euch selber ab.

Ihr saget: ja, aber unsereins hat für sich und Weib und Kind zu sorgen; man wird nimmer fertig. Ist ein Loch verstopft, geht das andere auf. Ich aber sage euch: mit Fleiß und Standhaftigkeit setzet ihr alles durch. Die kleinste Maus zernagt endlich das dickste Seil; der Baum fällt erst beim letzten Hieb; und kleine Wassertropfen durchbohren endlich den härtesten Stein, wenn sie beständig auf ihn niederfallen.

Aber, werdet ihr sagen, man muß doch auch ausruhen! — Ich aber sage euch: man kann auch beim Ruhen noch etwas Nützliches thun. Sind die Arme müde, laufen die Beine noch. Man muß keine Stunde mit Nichtsthun verlieren, weil uns keine Minute sicher ist. — Man verarbeitet die Sorgen leichter, als man sie vertrinkt. Ist der Wein verdampft, kömmt die Sorge mit Kopfweh zurück; aber ist die Arbeit gethan, so klingt das Geld. Wer nur nach Freuden jagt, vor dem fliehen sie; wer sie nicht sucht, dem laufen sie ins Haus. Eine fleißige Spinnerin ist nie ohne Hemd, und seit ich aus Nichts etwas gemacht und zehn Kühe im Stall erspart habe, zieht jeder die Kappe ab, und sagt: grüß' Euch Gott, Vater Reichard!

Fleiß ist zwar gut, aber er muß nicht wie das Wechselfieber sein. Alles hinter einander fort, immer standhaft. Nicht einmal arbeiten, dann einmal faullenzen. Schau selbst auf deine Sachen,

und traue nicht fremden Augen. Der Herr hat keinen bessern Bedienten, als sich selbst. Wer Andern zu viel traut, der hat zu sich selbst nicht Treu und Glauben. Wer Arbeitern nicht aufpaßt, dem passen sie aufs Geld.

Bewahre, was du hast, und gieb's nicht für das, was du haben könntest. Ein Spatz in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dach. Hundert Kreuzer im Sack sind mehr werth, als hundert Gulden in der Lotterie. Wer dreimal aus einem Haus in ein anderes zieht, hat's so schlimm, als hätte er eine Feuersbrunst gehabt. Ein Baum, den man zu oft verpflanzt, geht endlich ein. Wer oft das Gesinde ändert, wird nie bedient und bedient nur das Gesinde.

Böse Zeiten! sagt ihr; ich aber sage: böse Wirthschaft! — Die Menschen bringen nichts vor sich, weil sie nichts hinter sich zu legen wissen. Ein ersparter Kreuzer ist auch ein Schatz. Es gibt in der Haushaltung des vernünftigen Mannes keine Kleinigkeit, die nicht ihren Werth hätte. Aus Batzen werden Thaler. Weil ein Nagel fehlt, geht oft ein Hufeisen verloren; weil ein Hufeisen fehlt, geht oft ein Pferd zu Schanden; weil das Pferd fehlt, kömmt oft der Husar ums Leben; denn der Feind holt ihn ein, und macht ihn nieder, weil der Leichtsinnige sich aus einem Nagel am Hufeisen nichts gemacht hat.

Wer nicht spart, arbeitet nur, um Wasser in ein durchlöchertes Sieb zu schütten. Eine fette Küche macht magere Testamente. Seit der Mann des Abends im Wirthshaus sitzt, die Frau Kaffee schlürft, und die Tochter seidene Lümpen will, ist Martini ein böser Heiliger, wenn er die Zinsen fordert. Ein halbes Dutzend guter Kinder ist wohlfeiler zu ernähren, als ein einziges Laster.

Sprechet nicht bei euch: aber ein Schöppli bringt einen noch nicht um, und ein Solo und Trumpf um Kleinigkeiten machen noch nicht arm. Ich aber sage euch: oft ein wenig, macht zuletzt viel

aus. Tropfen um Tropfen macht zuletzt ein Faß voll. Narren gastiren und traktiren Andere; die Klugen aber sitzen bei ihnen zu Tische. Wer oft das Ueberflüssige kauft, muß am Ende das Nothwendige verkaufen. Man kann sein Geld nicht ärger brauchen, als wenn man sich damit Verdruß und Reue erkauft. Es gibt Narren, die ihren Leib hungern lassen, um ihn mit schönen Kleidern zu behängen. Feines Tuch, Mousselin und Seiden machen kalte Küche. Kinder und Narren denken: zwanzig Jahre und zwanzig Thaler können nie aufhören.

Liebe Freunde, gute Nachbarn, wollt ihr wissen, was das Geld werth ist? Geht nur zu einem, und verlangt von ihm zu borgen, oder geht zu einem, dem ihr geborgt habt, und verlanget es wieder. Ein Pfund erborgter Federn ist schwerer, als ein Zentner Blei, das uns gehört. Wer in Schulden sitzt, muß die Lüge zur Krücke machen, wenn er ausgehen will. Der Andern schuldig ist, der ist Anderer unterthänigster Knecht. Ein leerer Sack kann unmöglich aufrecht stehen. — Wer Geld hat ist frei überall; aber ein freier Schweizer mit Schulden ist ein Adler im Käfig.

Darum sparet, so habet ihr immer. Je schlechter die Zeit, je besser sei die Hausordnung. Verdienst ist ungewiß, und Einnahme nur dann und wann; Ausgabe aber alle Tage. Es ist viel leichter, zwei Kamine bauen, als nur einen beständig warm halten. Darum gehet lieber mit leerem Magen zu Bette, statt des Morgens mit Schulden aufzustehen.

Suchet so viel zu erwerben und zu verdienen, als ihr könnet, und so viel zu sparen, als ihr gewonnen habt: so verstehet ihr das Goldmachen. Arbeiten und Sparen aber thut's nicht allein: sondern der göttliche Segen thut dann das Meiste. Flehet darum zum Geber alles Guten, und gebet selbst den Nothleidenden. Wer Andern hilft, dem hilft Gott wieder. Hiob war auch arm, und ward doch wieder reich, weil er gottgefällig handelte.

Das ist meine Meinung bei diesen bösen Zeiten; und mein Rath ist nicht schlecht, aber Erfahrung ist noch besser. Thut was ihr wollt! Wir können die Zeiten nie ändern, so lange wir uns nicht selber ändern. Wer aber nicht hören will, muß zuletzt fühlen! —

So sprach der alte Reichard, leerte sein Glas, grüßte freundlich und ging von dannen.

Und die sein Wort verstanden hatten, nahmen es zu Herzen.

Von der Verminderung der Ehen zwischen leichtfertigen, armen Personen.

Man sagt: die gegenwärtige Noth und Armuth vieler Gemeinden rührt auch zum Theil von der allzugroß gewordenen Menge der Menschen in den Gemeinden her.

Man sagt: die Ueberzahl des Volkes entsteht aus der unbeschränkten Freiheit, sich zu verheirathen.

Man sagt: wenn sich Leute, die wenig oder nichts haben, mit einander verheirathen, setzen sie Kinder in die Welt, die wieder nichts haben. Diese werden zu Lumpen und Bettlern, wie die Aeltern, und verheirathen sich wieder unter einander und vermehren die Welt wieder mit Bettlern.

Folglich muß man solchen Leuten verhindern und erschweren, sich unter einander zu verheirathen.

Frage also: Ließe sich das nicht auch bei uns und überall thun?

Antwort: Es ließe sich allerdings thun. Aber eine andere Frage wäre: Ist Alles, was sich thun läßt, auch gerecht, weise und gut?

Mangel und Armuth vieler Gemeinden wird allerdings sehr vergrößert durch die angewachsene Zahl des Volkes, das

nichts verdienen kann oder will, sondern nur verzehren hilft.

Wenn man aus dem Grunde helfen will, ein- für allemal, so muß man sich nicht begnügen, bloß die Folgen des Uebels zu vermindern, sondern man muß den Grund und die Wurzel des Uebels aufsuchen und vertilgen, und nicht bloß die Fortpflanzung einer verarmten Volksmenge, sondern überhaupt ihr Entstehen verhindern.

So lange in einer Gemeinde alle Haushaltungen genug Erwerb und Verdienst haben, daß selbst die Kinder Geld und Segen ins Haus bringen, hört man nicht über unverhältnißmäßige Menge der Menschen klagen.

Die Ueberzahl des Volkes entsteht allenthalben erst dann und da, wo für einen großen Theil der Einwohner die gewohnten Erwerbs- und Nahrungsquellen abnehmen und verschwinden, welchen die Leute selbst ihr Dasein schuldig sind. Dann sind der Lebenden zu viel, und der Mittel, das Leben zu erhalten, sind zu wenig.

Bei uns wuchs die Menge des Volkes durch das Blühen des Handels, der Fabriken, der Spinnereien u. s. w.; durch die Aussicht, mit leichter Mühe Frau und Kinder zu ernähren; durch die Aussicht, im Nothfall auf Unterstützung vom Armengut oder von den Verwandten und der Gemeinde zählen zu können.

In dem Augenblick, da die Quellen der Lebenserhaltung vertrockneten, saßen die Lebenden verschmachtend am Ufer, und waren ihrer zu viel. Die Folgen sind Auswanderung, Bettelei und bessere Benutzung des Bodens.

Wenn nun Jemand, um das Uebel der Uebervölkerung in aller Zukunft zu verhüten, vorschlüge, man solle Gesetze geben gegen Handelsverkehr, Fabriken, Spinnereien oder andern leichten Erwerb, desgleichen gegen Stiftung von Armengütern u. s. w.: so würde man sagen, er sei ein Narr. Denn man fühlt wohl, der

Grund der Noth und Armuth liegt in noch etwas Anderm. Eben so lächerlich wäre es, wenn Handel und Gewerbe wieder blühend werden, Gesetze zu geben, daß man heirathe und für hinreichende Volksmenge sorge. Denn man fühlt wohl: die Ehen hören von selbst auf, wo nichts zu leben ist, und kommen wieder, wenn man Geld genug verdient.

Handel, Fabriken, Spinnereien, Armengüter und dergleichen bringen mit ihrem Kommen und Gehen weder Reichthum noch Armuth; sondern Klugheit und Unklugheit, wie man diese Mittel anwendet, bringen Reichthum und Armuth. Sparsame, kluge und vorsichtige Leute sind durch Handel und Fabriken wohlhabend geworden. Unvorsichtige, unwissende und sittenlose Leute sind dabei arm geworden; sie wären auch bei Tonnen Goldes verlumpt.

Mit Erschwerung der Heirathen wird also dem Uebel weder für jetzt noch für die Zukunft aus dem Grunde abgeholfen. Man muß die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Menschen in jeder Gemeinde vermindern. Damit vermindert sich von selbst das leichtsinnige Heirathen und das liederliche Verschwenden des in guten Jahren Erworbenen.

Die besten Mittel dazu sind gute Pfarrer und Seelsorger, als Lehrer des Volks.

Item: Zweckmäßig eingerichtete Schulen zur Erziehung der Nachkommenschaft.

Item: Besetzung der Gemeindsräthe mit wohldenkenden, verständigen Männern.

Denn in einer frommen, wahrhaft christlichen Gemeinde, wo Jeder nicht nur zu Predigt und Messe lauft, sondern auch weiß, wie er daheim christlich leben, redlich, enthaltsam, fleißig, mäßig, verträglich, haushälterisch, bedachtsam sein, und auch das, was kein Mensch sieht, meiden müsse, wenn es gottlos ist — in einer solchen Gemeinde kann es schwerlich zu großer Noth und

Armuth kommen. Da wird man nicht viel vom Fluchen und Schwören, vom Fressen und Saufen, von Lug und Betrug, vom Raufen und Schlagen, vom Meineid, Ehebruch, Unzucht, von Liebe des Müßiggangs und dergleichen hören. Ein wackerer Pfarrer und Seelsorger kann vieles zum Glück seiner Gemeinde beitragen; aber er muß es nicht bloß beim Predigen und Messelesen bewenden lassen. Er muß selber zu allem Guten das erste Beispiel geben. Er muß der Hausfreund, der Rathgeber, der Lehrer, der Ermahner, der Warner, der wahre Bote Gottes für jeden Einzelnen in seiner Gemeinde sein, der auf Abwege zu kommen und in Armuth zu gerathen droht. Das hilft mehr als Predigt und obrigkeitliches Gesetz.

Item: Wenn in den Stadt- und Dorfschulen nicht bloß die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden; sondern auch in der Gottesfurcht, Liebe der Arbeit, der Reinlichkeit, der Sittsamkeit, der Verträglichkeit, der Wahrhaftigkeit und im Abscheu vor heimlichen Sünden; ferner in der bessern Erkenntniß der Natur und der Gottheit, und dem Nutzen vieler Dinge, über welche sie gewohnt sind, gleichgültig wegzusehen — ich wette, eine also erzogene Jugend wird lieber arbeiten, als betteln; lieber sparen, als verschwenden; wird das Geringste zu Rathe halten und Ehrgefühl bekommen, und sich aus Ehrgefühl vor manchen Dingen hüten, die man nicht leicht verbieten kann, zumal im Umgang mit Personen andern Geschlechts.

Item: Wo in einer Gemeinde mehrere Wirthshäuser und Pintenschenken stehen, die allezeit fleißige Gäste haben: wo die Gemeinderäthe wohl selbst zum Besuch ermuntern (wenn sie Wirthe sind) oder das Beispiel des Besuchs geben; wo man in einer Gemeinde leichtfertig ist mit Schatzungen und Geldaufbruchscheinen, und hintennach mit den Ganten; wo man in einer Gemeinde Vorgesetzte hat, die nebenbei gern auf ihren Vortheil

mehr, als auf den Vortheil der Bürgerschaft sehen; oder Parteien machen und Aufwiegeln; oder von der Noth Anderer, als Wucherer, sich Gewinn machen; bei Vollziehung nützlicher Verordnungen gleichgültig, aber bei einem Trunk oder Schmaus auf Gemeindskosten sehr eifrig sind — — da wird und muß nothwendig die Armuth und Verlumpung vieler Haushaltungen einkehren, es mag viel Volk in der Gemeinde wohnen, oder wenig. Man hat davon auffallende Exempel, was ein guter Gemeinderath Gutes, und ein schlechter Gemeinderath Schlechtes bewirken kann.

Große Frage: Wenn nun aber einmal das Uebel schon da ist, und in einer Gemeinde mehr Leute sind, als da Brod haben können: soll man nicht die Verheirathung derselben erschweren, damit sich solche Leute nicht vermehren?

Große Antwort: Das Heirathen könnet ihr verhindern, aber nicht das Vermehren (und auf dieses ist es doch abgesehen). Wo gute Sitte und Verständigkeit und Frömmigkeit herrscht, ist euer Gesetz unnöthig; wo Ueppigkeit und Liederlichkeit herrscht, hilft euer Gesetz nichts. Der unordentliche Naturtrieb will befriedigt sein; euer Gesetz stößt die Gesetze der Natur nicht um. Ihr könnet die Ehen verbieten und werdet desto mehr Hurerei pflanzen und uneheliche Kinder ins Land bringen. So wird das Arge zum Schlimmern.

Wie wollet Ihr die Ehen erschweren?

Wer sich verheirathen will, muß eine gewisse Summe Geldes aufweisen können! — Gut. Aber wenn die gewisse Summe nach der Hochzeit in Jahr und Tag verputzt, oder durch Unglück, Hagel, Krankheit, Faulheit u. s. w. verloren ist? Oder wenn mit dem Vorweisen der Geldsumme Betrug gespielt wäre?

Wer sich verheirathen will, muß einen guten Läumden haben, fleißig und rechtschaffen sein. — Gut. Aber wenn nach der Hochzeit der gute Läumden in Jahr und Tag zu Ende geht? Oder

aber, wer ist vor der Hochzeit der Richter über guten Läumden? Wenn Einer dem Andern übel will, wird er sagen, er habe keinen guten Läumden.

Wer sich verheirathen will, muß eine gewisse Abgabe entrichten oder bei der Gemeinde eine gewisse Summe Sicherheits halber hinterlegen. — Gut; das ist die rechte Art, dürftige, vielleicht brave Leute vorläufig um das Mittel zu bringen, sich rechtschaffen helfen zu können, und desto früher arm zu werden.

Große Gegenfrage: Wenn wieder Verdienst genug im Lande ist und Jeder sich nähren kann, folglich des Volks nicht zu viel ist, was hilft dann euer Gesetz? — Es wäre unnütz.

Wenn der leichte Gelderwerb plötzlich wieder aufhört und Uebervölkerung da ist: was hat euer Gesetz geholfen?

Wenn ihr die Ehen erschwert, und ihr den Naturtrieb bestreitet, der bei Armen wie bei Reichen ist, und ihr damit die Anzahl unehelicher Kinder vermehrt — was habet ihr Gott- und Menschengefälliges gethan?

Wie wollet ihr in einem Gesetz die wahren Kennzeichen der Rechtschaffenheit und Herzensgüte der Heirathslustigen scharf bestimmen, damit keiner Willkürlichkeit der Dorfmagnaten Raum gegeben werde?

Wie wollet ihr verhüten, daß nicht Parteilichkeit, Gunst und Mißgunst bei der Anwendung des Gesetzes die Hauptrolle spielen? — Solche Gesetze, welche den Leidenschaften der Menschen zum Hilfsmittel werden können, sind die schädlichsten für den Charakter eines Volkes und für die Freiheit der Bürger. Der Schade wird größer als der erwartete Nutzen sein; darauf verlasset euch.

So wie Mancher erst nach der Hochzeit leichtsinnig wird und sein Gut durchbringt, so wird mancher lockere junge Bursche erst sparsam und haushälterisch, wenn er Frau und Kind hat,

und erwirbt etwas, da er vorher nichts hatte. Wie trifft da euer Gesetz den Unterschied?

Wenn ihr saget, es soll sich Niemand vor dem zwanzigsten oder fünfundzwanzigsten Jahre verheirathen: könnet ihr sagen, daß damit die Menge der Armen vermindert werde?

Das ist aller Gesetzgebung Grundgesetz, und dies Grundgesetz leset dreimal, auf daß es euch hell werde:

1. Gesetze werden gegeben, um alle Art von Willkürlichkeiten im Lande zu verhüten. Also machet kein Gesetz, wodurch ihr im Gegentheil zu Willkürlichkeiten aller Art berechtiget. Sonst ist euer Gesetz keine Schirmhalterin des Rechts und der Freiheit, sondern eine Quelle der Gewaltthätigkeit und des Unrechts.

2. Gesetze werden gegeben, damit man sie beobachten und erfüllen und vollziehen kann. — Also machet kein Gesetz, wo kein Mensch für Erfüllung und rechte Vollziehung, zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks, gutstehen kann.

Wie wäre denn nun aber die Vermehrung der armen und leichtfertigen Haushaltungen im Lande zu verhüten?

Antwort: Durch Verminderung der Armuth und Leichtfertigkeit der Leute.

Welches sind die besten Mittel dazu?

Antwort: Erstens, vortreffliche Pfarrer; zweitens, vortreffliche Schuleinrichtungen; drittens, vortreffliche Gemeindsräthe.

Was ist aber in gegenwärtiger Noth zu thun, da wir nicht gleich alles Vortreffliche bei der Hand haben?

Antwort.

Erstens: An Einführung des fehlenden Vortrefflichen recht ernsthaft zu denken.

Zweitens: Alles schlechtbenutzte Gemeindeland durch arme Haushaltungen anbauen und in höchsten Nutzen bringen zu lassen.

Drittens: Auf Unkosten und durch Vorsorge der Gemeinden

und des Staats alle Haushaltungen, die bei uns nicht mehr leben können, in Amerika wohl versorgen.

Viertens: Zwangsarbeitsanstalten für Müßiggänger anlegen, statt großes Armengut zu häufen, was nur der Trost schlechten Volkes ist und Armuth zeugt.

Fünftens: Allen Bettel gänzlich abthun, und Niemand unterstützen mit Almosen, als alte, presthafte oder kranke Personen und junge Kinder.

Sechstens: Alle Haushaltungen, die Unterstützung vom Armengut begehren, mundtodt erklären und bevogten, und wie Unmündige von den Vögten behandeln lassen, bis sie wieder so weit gebracht sind, daß sie sich allein zu ernähren verstehen, ohne Anweisung und Zwang. — Selah!

Die Konvenienz-Heurathen.

Sind Frau Base und Herr Vetter
Junger Leute Liebesgötter,
Dann geht man zum Traualtar
Nicht, wie alte Sitte war,
Um daselbst zwei treue Seelen,
Nein, zwei Kasten zu vermählen;
Beid' an Thalern voll und reich.
Mag sich auch das Brautpaar — kratzen,
Dennoch spricht der Pfarrer gleich,
Zu den **Thalern** und den **Batzen**:
Gehet hin und mehret euch!
Und es kommt das **Flitterjahr**;
Darauf folgt das **Bitterjahr**,
Diesem das **Gewitterjahr**,
Und zuletzt das **Zitterjahr**.

Einige kleine Fabeln, nebst Nutzanwendung für alte Schulknaben, die denken lernen wollen.

Die Menschen und Thiere.

Als die Thiere sahen, daß die Menschen oft Spott trieben mit den Thieren, sagten die Thiere unter einander: „Lasset uns Spott treiben mit den Menschen, und ihnen nachäffen, was sie thun.“

Nutzanwendung. Daraus lernt man, was eine Fabel sei.

Die Hasen.

Die Hasen ärgerten sich sehr über den mächtigen Löwen, daß dieser ein König der Thiere wäre. Darum traten die Hasen eines Tages zusammen, und hielten lange Reden, und beschlossen, fortan keinen Löwen mehr zu fürchten. Da ging ein Esel vorüber seines Wegs und schrie Ya! Erschrocken fuhren die Hasen aus einander und liefen davon.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß Hasen immer Hasen bleiben.

Die Windmühle.

Ein Reisender hatte gesehen, wie man in andern Ländern, wo man nicht Wasser genug hat, hölzerne Mühlen baut, deren Flügel man immer dem Strom des Windes entgegen richtet, indem man die Mühle umdreht.

Als er nun heim kam und bemerkte, wie der Wind von Sonnenaufgang wehte, sprach er: „Ich will klüger sein, als die Leute in der Fremde, die nur mit schlechtem Holz bauen,“ Also errichtete er ein großes, festes Mühlhaus, und baute die Windflügel fest gegen Sonnenaufgang. Aber nach einigen Tagen änderte die Luft, und der Wind kam von Abend her. Da half ihm sein schönes Haus nichts, und er konnte nicht mehr mahlen und mußte Hunger leiden.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, es solle Keiner darauf bauen, von wannen der Wind heute kommt.

Die polnischen Pferde.

Im Lande Polen pflegen sich die Rosse, wenn sie auf der Weide sind und von Wölfen angefallen werden, mit den Köpfen in einen Ring zusammenzustellen und mit den Hinterfüßen gegen ihre Feinde auszuschlagen, daß mancher Wolf zerschmettert wird und ihnen keiner beikommt. Eines Tages kamen die Wölfe, und da sprachen einige Pferde: „Laßt uns zusammentreten und einander halten nach alter Weise, so sind wir stark genug.“ — Andere aber sagten: „Nein, wenn das die Wölfe sehen, halten sie es für eine Aufforderung zum Kampf. Laßt uns unbekümmert friedlich weiden.“ Zwei stolze Reitpferde sagten: „Wir halten mit euch schlechten Bauerpferden nicht zusammen, die ihr täglich Mist karret.“ So gingen die Pferde auseinander und vertheidigten sich einzeln gegen die Wölfe und wurden alle zerrissen.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß die klugen Pferde manchmal auch unklug sind, wenn sie den Menschen nachahmen und deren Leidenschaft.

Die Viehseuche.

Ein Hirt hielt sein Vieh im Stall, wegen einer tödtlichen Krankheit, die unter dem andern Vieh des Landes herrschte, und es blieb gesund. Da kam Vieh von andern Heerden vor den Stall, und sprach: „Ihr Thoren, wollt ihr immerdar von der Laune eures Hirten abhängig sein? Kommt heraus, genießet mit uns der Freiheit, wie wir.“ Die Rede gefiel einigen wohl, die im Stalle waren. Aber die Klügern sprachen: „Nein, öffnet den Stall nicht, bis die tödtliche Seuche aufhört; dann sind auch wir wieder frei.“ So sprachen die Klügern; aber sie waren zu feig, die Andern zu

zwingen, daß sie dem klugen Rathe nachlebten. Mit wildem Trotz stießen die Ungeduldigsten die Thüre des Stalles auf, und ließen die von der fremden Heerde ein, denen nach dem Stallfutter gelüstete. Da kam die tödliche Seuche über alle.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß die Feigheit der Klugen so verderblich ist, als der Trotz der Dummen.

Die Feuersbrunst.

In einem Hause brach Feuer aus. Da traten die Leute zusammen und beriethen und zankten mit einander, auf welche Weise die Feuersbrunst am geschwindesten zu löschen sei? Während sie voller Zorn mit einander rauften, brannte das schöne Haus nieder.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, That sei in Gefahr besser, als Rath.

Der Rabe und die Maus.

Ein Rabe fand glühende Kohlen auf dem Felde, nahm davon und flog damit zum Hause des Jägers, um es anzuzünden; denn der Jäger hatte schon zweimal nach dem Raben geschossen. Aber das Haus nebst dem Dache war von Stein, die glühende Kohle erlosch darauf. Da kam eine Maus aus des Jägers Haus. „Komm," sprach der Rabe zur Maus, „vereinige dich mit mir; trage die Glut in das Haus, damit es verbrenne. Denn der Jäger ist dir auch feind." Die Maus antwortete: „Du hast gut reden; dein Nest ist weit von hier. Verbrennt aber des Jägers Haus, so verbrennt auch das meinige."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, wie Jeder sich erinnern solle, wo sein Nest liege.

Der Löwe, der Tiger und die Katze.

Der Löwe und das Tigerthier geriethen in Streit, und fielen einander mit fürchterlichem Grimm an. Das sah eine Katze, und

sie sprach stolz: „Der Tiger gehört zum Geschlechte der Katzen; darum will ich mich mit ihm, gegen den Löwen, vereinigen!" Sie sprang in den Kampf, und ward von beiden zertreten.

Nutzanwendung. Daraus lernt man — was meint ihr?

Die Ueberschwemmung.

Ein Erdbeben hatte viele Quellen verstopft und den Lauf des Stromes verändert; dadurch verlor ein Landmann das Wasser in seinem Bache, der vormals eine Mühle trieb und jetzt noch kaum die Wiesen netzte.

Als sich aber nach einigen Jahren begab, daß Wolkenbrüche in der Nachbarschaft Alles überschwemmten, wodurch Menschen, Saatfelder, Heerden und Hütten umkamen, hatte der Bach wieder so viel Wasser, daß er die Mühle treiben konnte, wie vor Alters. Da freute sich der Landmann. Aber die Gewässer verliefen sich nach wenigen Tagen; da war der Landmann von Herzen traurig. Und er bat inbrünstig den Herrn des Himmels: „Ueberschwemme die Welt, damit meine Mühle wieder gehe."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, wie mancher Mensch übel betet, der nur an seine eigene Mühle denkt.

Der Spiegel.

Eine einfältige Frau, die in der Jugend schön war, wurde im Alter häßlich. Als sie das im Spiegel sah, ward sie unwillig und schlug denselben in Stücken; kaufte einen andern, und that demselben eben so. Da sie nun keinen Spiegel fand, in welchem sie schöner ward, rief sie: „Ach vor Zeiten machten die Leute viel bessere Waare, als jetzt."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß Keiner glauben solle, die Welt werde schlechter, wenn er es selber geworden.

Der Kukuk.

Es kam der Frühling, und alle Vögel sangen und freuten sich nach den Winterstürmen des sanften Wetters. Da trat der Kukuk auf und sprach: „Schweigt, ihr dummen Thiere, ich will euch lehren, wie man die Liebe zum Frühling empfinden und besser ausdrücken muß!“ — Alle Vögel horchten. Dann fing er an zu predigen: Kukuk! Kukuk! Kukuk! Und immer nannte er sich selbst.

Nutzanwendung. So machen es Viele, wenn sie die Liebe des Vaterlandes empfehlen.

Der Waldstrom.

Ein Waldstrom war aus unbekannten Quellen hervorgebrochen vom Gebirge, und machte sich durch die Güter der Landleute seine Bahn. Anfangs waren Alle erschrocken wegen des Schadens; aber nachher befestigten sie seine Ufer, daß er nicht austrete, und benutzten seine Wasser zur Fruchtbarmachung der Gärten und Matten, zum Betrieb neuer Mühlen und Werke; und Alle freuten sich des Gewinns.

Aber weiter abwärts war ein Bauer, der das Stück Land nicht vergessen konnte, welches ihm der Strom genommen hatte. Und um dies wieder zu bekommen, baute er gegen den Strom einen Damm, und wollte ihn zurücktreiben, und verderbte mit dem Damm-Bauen noch sein übriges Land, und der Strom ging doch nicht zurück, sondern seinen Weg vorwärts, aber nur wüthender.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß es weiser sei, einem Unglück durch kluge Benutzung Segen abzugewinnen, als immer das verlorne Alte zurückzufordern und den Strom der Zeiten rückwärts treiben zu wollen.

Der Hahn und der Hühnerweih.

Einem Hahn waren seine Hennen entflogen in den benachbarten Hof, und er konnte nicht zu ihnen kommen, denn ihm waren die

Flügel beschnitten. Da ward er voll Rache, und als er einen Hühnerweih über den Hof schweben sah, krähete er beständig, um denselben auf die Hühner aufmerksam zu machen, daß er sie zerreiße. Der Hühnerweih, welcher einige Tauben verfolgte, ließ diese endlich fahren, weil ihm der krähende Hahn näher war, und stieß mörderisch auf ihn herab.

„Ach," sagte der Hahn zwischen den Klauen des Hühnerweihs sterbend: „du undankbares Thier, habe ich dir nicht die Hühner gezeigt, die du fressen solltest? und hättest du ohne mich wohl an sie gedacht? Warum zerreißest du mich?"

Der Hühnerweih antwortete: „Hahnen- und Hühnerfleisch schmeckt gleich gut."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, es sei nicht gut krähen, wenn der Hühnerweih nahe ist.

Nutzanwendungen eines Zeitungslesers.

1.

Jedermann lieset heutiges Tages gern Zeitungen. Vorzeiten lasen dergleichen nur die Herren; und der Bauer erfuhr allenfalls am Ende des Jahres aus dem Kalender, was sich vor zwei Jahren Neues zugetragen habe. Und das mochte guten Grund haben; zum Beispiel den, daß wenige Landleute recht lesen, noch minder schreiben konnten.

Heutigen Tages sind die Landschulen gut beschaffen. Wo gute Schulen sind, lernt man gut lesen; wo man gut und gern liest, lernt man beim Lesen viel, was man vorher nicht wußte; wenn man mehr weiß, als vorher, wird man zu vielem geschickter; wenn man zu vielem geschickter wird, kann man seinen Nutzen besser befördern, und seinen Schaden besser wenden. Und das ist die beste Nutzanwendung.

2.

Mein Vater selig las auch schon die Zeitungen gern, bekam sie aber nur selten. Mein Vater war aber ein grundverständiger Mann und wußte wohl, was er that. Wenn ihn der damalige Herr Pfarrer bei der Zeitung fand, schmälte derselbe und sagte: das Zeitungslesen ist eine Neuerung, davon rührt viel Unheil in der Welt her. Ein Bauer soll den Pflug und Dreschflegel in die Hand nehmen, aber kein Buch und keine Zeitung.

Mein Vater sagte: Mit Verlaub, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, die Zeitung ist in der Hand leichter, als das Weinglas, wenn man Feierabend hat. Die Zeitung bringt mir zuweilen einen guten Gedanken in den Kopf, einen guten Rath in die Haushaltung und daher oft einen Kreuzer mehr in den Geldsack. Hingegen das Weinglas macht gewöhnlich den Kopf öde und den Geldsack blöde.

Ganz anders ist es heut. Der jetzige Herr Pfarrer sagt mir: Freund, du mußt nicht nur die Zeitung lesen, um deine Neugier zu befriedigen; du mußt auch darüber nachdenken, was du gelesen hast. Dann hast du Nutzen davon. Der alte Herr Pfarrer hatte also nicht gern, wenn man etwas las, und der jetzige Herr Pfarrer, wenn man nicht denkt.

Darum schreib' ich mir, wenn's mir halt drum ist, Sonntags Nachmittags mitunter eine Nutzanwendung auf.

3.

Es ist mir doch auch eine wunderliche Zeit, nämlich die heutige. Alle christliche Potentaten haben Frieden, und es ist kein Friede. Es ist nirgends Krieg in Europa, und doch der schrecklichste Krieg in vielen Ländern. Seit Jahren, nachdem Europa vor Frankreich sicher gestellt worden ist, hat man der Welt von der Glückseligkeit eines nahen goldenen Zeitalters und eines allgemeinen Friedens

geredet, sobald nur einmal die Armeen in Ruhe gesetzt wären. Die Armeen sind nun in Ruhe gesetzt. Mich dünkt, es geht an vielen Orten viel übler zu, als es im Kriege zuging.

Zank und Prozeß mit einem bösen Nachbar heißt, im Großen, ein Krieg. — Aber im Hause Streit zwischen Mann und Weib, Knechten und Mägden, wie heißt man das im Großen?

Ich für meinen Theil halte dafür, Hausstreit sei eine weit ärgere Hölle, als Streit mit dem Nachbar, und sei auch vor der ganzen Welt viel schimpflicher, als ein Prozeß mit dem Fremden.

Der Himmel wolle mir's verzeihen, wenn ich damit sündige, aber ich möchte aus lauterer Menschenliebe mancher Nation fast einen schweren Krieg auf den Hals wünschen, damit sie von den Leiden ihres Hausstreites frei würde.

4.

Der Mensch ist, in der Regel, nie näher daran, wahres Thier zu werden, als wenn er sich, in hochmüthiger Einbildung, dünkt, ein Halbgott zu sein, und die Schicksale einzelner Menschen oder Völker in der Gewalt zu haben. Dann kömmt das göttliche Schicksal und erschlägt den vermeinten Riesen mit einem Strohhalm, und zertrümmert die ungeheueren Entwürfe desselben mit der Last eines Sonnenstäubchens. Pharao im alten Testament nannte das sehr verständig den Finger Gottes; aber die Pharaonen im neuen Testament sind mit ihrem Verstande noch nicht einmal so weit, als jener alte Herr im Aegyptenlande war. — Das fällt mir oft beim Lesen der Zeitungen ein.

Ich weiß eigentlich nicht, was man in unsern Tagen mit aller Gewalt durchtreiben will. Vielleicht daß man nicht mehr an das Sonnenlicht, sondern nur an das Laternenlicht glauben soll. Es kömmt mir aber vor, man werde endlich billig werden und der Sonne gestatten müssen, neben den Laternen zu gelten, wie ehemals.

5.

Klugheit ist für einen Tag gut, denn was gestern klug hieß, kann heut Thorheit werden. — Gewalt ist gut für ein Jahr, denn übers Jahr kömmt ein Stärkerer, und Glück und Macht ändern über Nacht. — Rechtlichkeit ist gut für das ganze Leben, denn was gerecht ist und wahr, das bleibet ewiglich.

6.

Vorzeiten gingen die Sultane oft verkleidet ins Volk, um die Amtsführung ihrer Angestellten zu prüfen und unerkannt die Beschwerden des Volks zu hören; denn sie wußten wohl, kein Beamter klagt sich selbst offiziell an, und ein Rabe hackt nicht offiziell dem andern die Augen aus. War der Pascha nun wegen seines Verfahrens und Schaltens verhaßt oder verachtet, setzte ihn der Sultan ab, oder schickte ihm den Orden seines seidenen Stricks. Denn der Sultan urtheilte ganz richtig: „Das Volk beurtheilt, haßt oder liebt, schätzt oder verachtet die Regierung nach dem Werth des angestellten Pascha's."

Was geschah aber in Konstantinopel in neuern Zeiten? — Wenn ein Bedrängter über einen gewaltthätigen Pascha Klage führte, ward die Klage dem Pascha zugesandt. Dieser war kein Narr, einzugestehen. Er versteckte die Schuld seines Betragens hinter eingeführten Formen, und rächte sich an dem frechen Ankläger. Der Sultan sagte dann: „Laut amtlichen Berichten meines Pascha, ist mein Pascha offenbar ein braver Muselmann, und alle Klagen gegen seine Gewaltthätigkeit sind grundfalsch!"

Bei uns zu Lande begreift jedes Kind, worin der Fehlschuß des Großsultans lag; aber leider der Sultan begriff das nicht einmal.

7.

Man kann den Geist des Volks nicht beherrschen, als wenn man im Geist des Volks herrscht.

8.

Ein unwissendes Volk kann wohl für den Augenblick fanatisirt, aber nicht für die Dauer begeistert werden. — Der rohe Mensch, wie das wilde Thier, liebt kein Vaterland, sondern nur Heimath und Höhle, und wird er gehetzt, fällt er auch seinen eigenen Herrn an. — Das begreift noch Mancher schwer!

9.

Eine Regierung, die mit dem gebildeten Theil des Volks im Widerspruch steht, hat mit dem Volke selbst gebrochen und muß jeden Tag der Prüfung, als Tag des Untergangs, fürchten.

10.

Der tiefste Grad der Leibeigenschaft und des Knechtsinnes ist, wenn die Leibeigenen und Knechte über die Freiheit spotten und hohnlachen.

11.

Die Zeitungen sind weiter nichts, als die Windfahnen auf den Dächern der Staatsgebäude. Weiter nichts! Wohin der Wind bläst, dahin wenden sie sich geschwind. Warum? weil sie wohl müssen. Und warum müssen sie? weil sie nicht stärker als das Gebäude sind, auf dem sie stehen. Danach kann man so ziemlich alle Zeitungen beurtheilen und entschuldigen.

12.

Viele Staatsgebäude sind gleich den Windmühlen, die man drehet, je nachdem der Wind geht, sintemalen der Windmüller vom herrschenden Winde lebt.

13.

Es ist zu allen Zeiten viel Streit in der Welt gewesen, schon beim Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen im Paradiese ging das Wortwechseln an. Bei allem Streiten fanden sich gewöhnlich vier Parteien unter den Menschen, die einander gerade gegenüber standen. Die Einen stritten wie toll und rasend gegen Sklaverei, Aberglauben und Vorurtheil; die Andern wie toll und rasend gegen Aufklärung, Freiheit und Recht. Beide, von Wuth und Leidenschaft blind, gaben und bekamen die meisten Schläge, und erreichten doch ihr Ziel nicht. Es gab aber auch eine dritte Partei, die der Weisen. Sie lärmte nicht mit, aber sie handelte und that das, was recht ist; fürchtete keinen Feind, aber war auch nicht vermessen und voreilig. Noch gab es eine vierte Partei, das war die Partei der feigen Memmen. Sie wußte nicht, was sie wollte, und suchte sich zu schmiegen und zu biegen. Sie bildete sich ein, zur Partei der Weisen zu gehören, aber sie ward von derselben so sehr als von den andern verachtet. Denn Weisheit besteht nicht mit Feigheit.

14.

Verzweiflung im Unglück und daraus entspringende Wuth, wenn's nicht gehen will, wie es soll, Alles für seine armen Plane in die Luft zu sprengen, ist das unfehlbarste Kennzeichen, nicht des wahren Muthes, sondern der Feigheit.

15.

Es sind so wunderliche Dinge in der Welt geschehen, daß ich überzeugt bin, es werden noch viel wunderliche Dinge kommen, welche Niemand erwartete. Sagt mir, was ihr wollt, ich will nichts verschwören; ich wette nicht für, nicht wider. Nun ist Alles möglich. Wer die meiste Besonnenheit behält und die Kraft eines reinen Gemüthes, der gewinnt zuletzt im Spiel.

Einfälle und Gedanken bei heutigen Zeitläufen.

— Die Ereignisse unserer Zeit sind oft Pasquille auf die gesunde Vernunft.

— Es ist nicht gut auf Sand bauen, denn er ist schlüpfrig; Blut ist noch schlüpfriger.

— Die Wahrheit ist das griechische Feuer, welches mit keinem Wasser gelöscht wird, sondern dadurch nur heller und lebhafter brennt. Die gewöhnlichen Zensurgesetze und Zensuranstalten sind die armseligste Feuerpolizei gegen die Wahrheit.

— Man sagt: Erfahrung mache witziger, Schaden mache klüger, Unglück frömmer. Aber glaubt ihr's noch, wenn ihr höret, wie heutzutage die Leute handeln?

— Gerüchte sind aufsteigende Staubwolken vor einem Sturm und einer vorrückenden Armee, oder auch — vor einer Heerde Gänse. Es ist doch immer etwas dahinter.

— Es soll mich gar nicht wundern, wenn man endlich nicht nur die Inquisition, sondern auch Hexenprozesse, Leibeigenschaften und andere dergleichen Dinge der guten alten Zeit wieder einführt.

— Was man beim Lesen so vieler Erbärmlichkeiten der heutigen Welt denkt, ist oft mehr werth, als was man liest; aber eben darum ist die heutige Welt wohl oft so erbärmlich, weil sie mehr liest, als denkt.

— Wir haben manchen tröstlichen Vorzug vor den Alten, zum Beispiel auch den Vortheil: daß wir die Geschichten der alten redlichen Vorfahren, sie aber nicht unsere heutigen Geschichten lesen können.

— Ihr Herren, zeigt euerm Volk nur Vertrauen, und das Volk wird euch mehr erwiedern, als ihr ihm gebet.

— Es gibt zweierlei Staatsklugheit. Die eine geht mit dem Volk, die andere wider das Volk. Kaiser Franz und Alexander,

König Friedrich Wilhelm und Maximilian Joseph gingen **mit** dem Volk; Napoleon ging **wider** das Volk. Jene kamen nach Paris, dieser nach Elba.

— Mancher wäre von **ganzem Herzen** ein **Napoleön-lein**, hätte er nur zum Herzen noch den Napoleonskopf.

— „Ist es gut, daß man dem Volke Alles wissen läßt?“ fragen gewisse Herren. — „O ihr gewissen Herren, ist es gut, daß ihr so wenig wisset?“

— Es haben Viele nach Lorbeeren gerungen, und doch nur Stroh und Heu in der Hand behalten; darum ruhen sie von ihren Thaten aus, nicht auf Lorbeeren, sondern — auf dem Strohsack.

— Auch Sturmwinde sind gut; sie reinigen die Luft und stärken die Bäume in der Tiefe ihrer Wurzeln. Nur die morschen und faulen brechen, die schlechtgewurzelten fallen um. — Glaube mir, auch der Wirbelwind im Vaterlande hat seinen Nutzen. Es ist der Kampf der Freiheit und Stärkung Aller gegen Eigennutz und Stolz der Einzelnen. Er stärkt die lange erschlafene innere Kraft der Nation. Was gut bewurzelt ist, wird nicht umfallen.

— Man hält zu Vielem, was schon geschehen ist und noch geschieht, das Maul, aber nicht die Augen zu. Drum glaube Niemand, wenn aus Klugheit von Manchem geschwiegen wird, man wisse es nicht. Es hat Alles seinen Tag.

— Nicht der Starke siegt,
Nicht der Schwache erliegt;
Der Gerechte siegt,
Wenn der Falsche kriegt.

— Wenn ein Mensch daher kömmt, und ruft: „**Ich habe eine neue Wahrheit, wer will sie hören?**“ — Meinet ihr, es werden viele Leute herbeilaufen, sie anzuhören? Keineswegs! — Aber eine neue Schönheit! eine neue Zeitungsnachricht!

o, das bringt die Leute aus sich selber. Und doch eine alte Mode, eine alte Schönheit, eine alte Zeitungsnachricht — wer macht daraus etwas? Wie vergänglich ist diese Waare! — Die Wahrheit aber kann nie alt werden und behält ewig neuen Werth! — Was folgt daraus? — Es ist ganz natürlich, daß man sich nach neuen Moden, neuen Schöpfungen und neuen Zeitungsnachrichten drängt, eben weil sie vergänglich sind, wie der Tag. Hingegen Wahrheiten zu lernen, kann man sich wohl Zeit nehmen, eben weil sie immer neu bleiben, spricht — der Tropf.

— Verlasse dich darauf: Leute, die ihr Haupt übermüthig erheben, so lange es nach ihrem Wunsch geht, und dann alles neben sich verachten oder necken und plagen, verlieren am ersten den Kopf, wenn es einmal schief geht! — Dergleichen Leute an der Spitze eines gemeinen Wesens, dies sei groß oder klein, sind wie Rosse, die entweder im Galopp gehen oder hinken müssen.

— Ein Mensch, der von der Gnade Anderer leben will, wird nebst ihrem Almosen eben so oft allergnädigste Fußtritte bekommen. Ein Volk, das sich nicht mehr auf eigene Kraft verlassen und eigenem Verstand trauen will, erklärt sich mundtodt und will die Bettlerrolle spielen. Das ist wahr, einer bedarf des andern. Der König kann den Bauer nicht entbehren. Aber den Bettler kann jeder entbehren. Darum soll auch der Kleinste seinen Werth gegen den Größten behaupten.

— Manchem mißlingt sein Unternehmen, weil er nicht zur rechten Zeit anfangen konnte. Manchem verdirbt es, weil er nicht zur rechten Zeit aufhören konnte.

— Das französische Volk und der Gang des Schicksals machten den Bonaparte; aber Bonaparte hat nicht das französische Volk und den Gang des Schicksals gemacht. Daher, wenn er auch sein Grab gefunden, wird der Gang des Schicksals, der

Kampf des Bösen und Guten, der Finsterniß und des Lichts, der Sklaverei und Freiheit in der Welt fortdauern; und gibt's keinen Bonaparte mehr, verlaßt euch darauf, so wird's desto mehr Bonapartchen geben.

— Ihr Alten, warum scheltet ihr eure Jungen, wenn sie in der Schule nichts lernen? — Wir gehen täglich alle in die Schule des Schicksals, ihr Alten! wie viel von uns lernen darin etwas?

— Man soll sich niemals schämen, einzugestehen, wenn man gefehlt hat. Dein Geständniß zeigt, daß du heute klüger bist, als gestern.

— Geduld ist ein bitteres Kraut, aber mit süßer Frucht.

— Ist der Magen mit Kartoffeln unzufrieden, so beugt sich der Rücken zu unterthäniger Knechtschaft.

— Wem du wohlthust, der schreibt es in Sand; wem du schadest, der schreibt es in Erz und Stein.

— Er: Weißt du, warum Treu' und Glauben am längsten währen?

— Ich: Weil man Treu' und Glauben selten gebraucht und daher auch nicht stark abnutzt.

— Rath geben ist viel leichter, als That geben. Drum haben wir so viel Herren vom Rath, so wenig Herren von That.

— Ein Papiermacher hatte Mangel an Lumpen, um Papier daraus zu machen; er fragte um Rath und Hülfe. Zuletzt ging er vor die Obrigkeit, und bat um eine Bierschenkgerechtigkeit.

„Warum das? Ihr braucht ja nur Lumpen?"

„Hab' ich eine Schenke," antwortete der kluge Papierer, „so geb' ich Bier und Schnaps, und dann werden Lumpen die Menge daraus."

— Kennt ihr den alten Gurgelmann? Er ist der ordentlichste Mann von der Welt; regelmäßig findet man ihn alle Tage genau um dieselbe Stunde — betrunken. Man sollte ihn, als Seltenheit,

auf Reisen schicken und für Geld sehen lassen; denn an seinem Gesichte bewundert man alle vier Jahreszeiten.

Auf Nase und Stirn blühen die rothen Blumen des Frühlings; seine vom Wein glühenden Augen verrathen Sommerhitze; seine Wangen sind bleich-gelb wie der Herbst; und auf dem weißhaarigen Kopfe trägt er den Schnee des frühen Winters.

Alte und neue Zeit.

Seitdem man uns das Paradies
Der guten alten Zeiten pries
In Fabel und Gedicht,
Hat Jung und Alt gar viel und oft
Die goldne Zeit zurückgehofft,
Doch immer kam sie nicht.

Und was sich hoch und breit vermaß,
Auf Kanzel und Katheder saß,
Der Weise wie der Wicht;
Sie haben an der lieben Zeit
Gepfuscht auf Erden weit und breit,
Doch golden ward sie nicht.

Man hat, das Angesicht im Schweiß,
Gegraben mit Galeerenfleiß,
Den Boden Schicht vor Schicht;
Man hat gesä't, gepflanzt, gebaut,
Es hat geregnet und gethaut;
Doch schöner ward es nicht.

Man hat geächtet und entthront,
Gehuldigt wieder und gefrohnt,
  Besiegelt Recht und Pflicht,
Und wieder Ketten abgesprengt,
Tirann und Henker aufgehängt;
  Doch freier ward es nicht.

Man hat getheilt durch Schwur und Bund
Die kleinste Spanne Haidegrund,
  Den Schatten und das Licht,
Und abermals gekriegt, gekriegt;
Und um und um die Welt besiegt;
  Doch Friede ward es nicht.

Es gab geheime Wissenschaft,
Und Sympathie und Zauberkraft,
  Für Fieber, Krampf und Gicht.
Man brauchte Luft= und Goldtinktur,
Die Wasser= und die Hungerkur;
  Doch älter ward man nicht.

Was seit der Sündfluth ist gefehlt,
Ist klar und deutlich uns erzählt,
  Die Weltgeschichte spricht:
Auch hat man selber, was gescheh'n,
Von Kindesbeinen an geseh'n,
  Doch klüger ward man nicht.

Drum suche draußen nicht das Glück,
Und zieh' dich in dich selbst zurück
  Wo dich die Dorne sticht;

Bestelle du daheim das Haus,
Und pflege deinen Veilchenstrauß;
Denn anders ist es nicht.

Ueber die edle Kunst, Wind zu machen.

Wenn man von dem Nutzen der Winde und Sturmwinde überzeugt ist, wiewohl sie manches Dach abdecken, manchen Baum ohne Noth fällen, manches Schiff in den Abgrund der Wellen senken, manchem ohnedem höflichen Ehrenmann Hut und Perrücke vom Kopf nehmen: so ist es allerdings höchlich befremdend, daß man den Nutzen der herrlichen Windmacherkunst selbst noch in Zweifel zieht.

Sehet nur eure Leute recht an, wodurch sie geworden sind, was sie sind, berühmte Doktoren, berühmte Staatsmänner, berühmte Schneider, berühmte Generale, berühmte Kaminfeger und dergleichen. Es war nicht ihre Tapferkeit, Geschicklichkeit, Weisheit, Gelahrtheit — sie machten nur zur rechten Zeit ein wenig Wind. Sie selbst hören es gern, wenn man ihnen mit aller Freimüthigkeit sagt: „ihr Ruhm hätte sich auf Flügeln des Windes erhoben und verbreitet."

Man bilde sich aber nicht ein, daß das Windmachen leicht sei; nein, es ist wahre Kunst, so gut als Musik, Politik, Mechanik, Mathematik und jedes andere Ik. Es ist eine köstliche Naturgabe — es gehört dazu großes Talent! Man lernt so etwas nicht fürs Geld.

Ich kenne Leute, brav, wie aus dem alten Testament, gelehrt, kenntnißvoll, dienstfertig, aufrichtig, tugendhaft — und sind doch arme Teufel. Sie verstehen es gar nicht, Wind zu machen. Sie bilden sich ein, Kenntnisse sollen sie empfehlen, Redlichkeit solle für

sie sprechen, ihre Dienstfertigkeit solle sie beliebt machen. Possen! — dergleichen Leute bleiben mit ihrer Kenntniß und Rechtschaffenheit hintenan; sie taugen nicht fürs Vaterland — laßt sie nach Amerika wandern oder Kopisten werden, da sind sie am rechten Orte! Um ein großer Mann im Staat zu sein, sind Einsichten und Tugend sehr entbehrlich; Windmacherei hingegen ist nöthig, wie die Luft zum Athemholen.

Dies sollen einige Beispiele ins Licht stellen.

Herr Peter Null ist ein ganz gemeiner Kopf, hat wenig gelernt, und weiß daher auch wenig davon, was dem Lande wohl oder wehe thut. Trotz dem hat er sich zu hohen Aemtern geschwungen, und hilft ein ganzes Land regieren, ohne von der Regentenkunst mehr zu verstehen, als sein Knecht, der ihm den Rock ausbürstet. Wie macht er's? — Durch Wind. Er gab sich die Miene, als verstände er Alles am besten; im Wirthshause hatte er immer das große Wort allein; wenn er einmal an den unrechten Mann kam, klingelte er mit seinem Geld in der Tasche, und Jedermann gab ihm Ruhm und Beifall; wenn er unter den Bauern mittrank, sprach er viel von Religion. Dann sagten die Bauern: „Holla, der ist unser Mann; der hat noch Religion im Leibe!" — Wenn's um eine Wahl zu thun war, beklagte er sehr mitleidig die reichen Leute, eiserte gegen alle Abgaben, gegen Zehnten, gegen Bodenzinse, gegen Gesetze. Da sagten die Leute: „Holla, das ist unser Mann; der versteht das Regieren aus dem Fundament, den müssen wir wählen!"

Jetzt ist Peter Null oben an und hilft regieren nach Herzenslust. Wie macht er's? Da er nicht Kopf genug hat, Einrichtungen zum Besten des Landes zu machen: so nimmt er eine hohe und sehr wichtige Miene an, und spricht: „Ich bin der Meinung, man lasse es beim lieben Alten bewenden. Ich hasse alle Neuerungen. Hat die Welt so lange bei dem Alten gestanden, so hält sie jetzt

auch fest, und wird uns nicht über den Kopf zusammenstürzen.“ — Und so bleibt der alte Schlendrian, und das Volk sagt: „Holla, das ist ein wahrer Vaterlandsmann! der ist mit seinen breiten Schultern die einzige Stütze des Staats. Dächten alle Leute wie er, das Schießpulver wäre noch nicht erfunden.“

Herr von Backenbart ist ein Einfaltspinsel, so lang und breit er ist; kann keine Zeile schreiben, ohne zehn Fehler zu machen; außer der Zeitung liest er kein Buch; er hat oft höchst alberne Einfälle — und doch braucht man ihn in Staatsgeschäften. Wie so? — Ei nun, Herr von Backenbart macht guten Wind.

Er macht seinen alten Adel geltend. Er behauptet steif und fest, vom Backenbart des großen Goliath abzustammen. Er drückt sein breites Petschaft auf alle Zettel; er brüstet sich sehr bescheiden mit seinem Von, nimmt gegen Jeden eine gnädig herablassende Miene an, und sieht's gern, wenn man ihm beide Titulaturen gibt. Er spricht gern von seinen Geschlechtsvorfahren. Da war der eine vor hundert Jahren ein tapferer Feldmarschall (aber er selbst nimmt vor jedem kleinen Hund Reißaus); da war ein anderer Minister, ein feiner Staatsmann (er selbst aber ist, wie gesagt, ein Pinsel); da war ein dritter Bischof, der schöne Bücher geschrieben (er selbst aber kaum lesen kann).

Der Narr macht sich groß mit dem, was vor einigen hundert Jahren andere Backenbärte gethan haben. Damit die Leute weniger seine Einfalt bemerken, schimpft er auf jeden, der mehr weiß, als er; nennt jeden einsichtsvollen Mann einen Gelehrten, einen Metaphysiker, einen Philosophen, einen Theoretiker (der arme Tropf hat einmal die Namen gehört, weiß aber nicht, was sie bedeuten), und zieht dabei seine dicken Lippen recht spöttisch, damit die Leute glauben, er habe — was denn? — Witz!

General Simson versteht nichts vom Kriegswesen, und hat mit einer Trommel, von der man nicht eher hört, bis sie ge-

schlagen wird, viel Aehnlichkeit. — Wie ist denn der Mann General geworden? Ei nun, durch Wind. Er sprach viel von Bataillen, Manövern und Taktik; lieferte dem Feinde (hinterm Tisch, versteht sich!) ein Treffen ums andere, und schlug ihn jedesmal richtig in die Flucht. Er tadelte, wie es andere Feldherren angefangen; von den Ueberwundenen sagte er: „Mir wäre das nicht begegnet!“ — Von den Siegern sagte er: „Ich hätt' es auch gekonnt; das ist gar keine Kunst.“ Es hatte immer an Bonaparte's Operationsplanen etwas auszusetzen, und Blücher und Erzherzog Karl hätte er noch gern zu sich in die Schule genommen, damit aus den Leuten mit der Zeit einmal etwas würde.

Seinen eigenen Muth, seine Tapferkeit kann er nicht genug rühmen. „Ich bin,“ sagte er oft, „so herzhaft, wie mein seliger Vorfahr Simson, der einst die Philister schlug!“ und bei diesen Worten faßt er sich dann immer selbstgefällig in die Kinnbacken.

Genug, der Wind half, und Herr Simson ward General. Beim letzten Feldzuge bekam er die Kolik, daß er nicht mit gegen den Feind marschiren konnte. Er beklagte dies sehr, ließ sich's indessen daheim wohl schmecken.

Aus diesen Beispielen erhellt augenscheinlich, daß man, ohne Kopf zu haben, für einen Mann mit Kopf passiren, und eine große Rolle spielen könne, wenn man die Kunst ausstudirt hat, Wind zu machen.

Leute hingegen, die auf stilles Verdienst bauen, nicht viel Worte machen, sondern dergleichen Prahlerei Windbeutelei nennen, oder Scharlatanterie, Hasenfüßlerei, Bocksbeutel, Klingklang — die sind zu bedauern. Man zuckt die Achseln und läßt sie gehen.

Eine gewisse artige Unverschämtheit; eine gewisse Manier, von sich selbst dies und das Schöne den Leuten wissend zu machen; eine gewisse Impertinenz, Andere ins Gesicht zu loben über gar nicht lobenswerthe Dinge (man kann sie trotz dem hinterm

Rücken auslachen); eine gewisse allerliebste Niederträchtigkeit, vornehmen Leuten Recht zu geben, wenn sie Unrecht haben; eine anmuthsvolle naseweise Dummdreistigkeit, über Dinge groß zu sprechen, von denen man nichts versteht; die Kunst, zu poltern und zu toben, wenn man sich fürchtet; die Kunst, sich im rechten Tempo lang, und wieder kurz zu machen, wie ein Graswurm — das sind erhabene Sachen, die jedem, der etwas gelten will, empfohlen werden müssen — dies ist der Inbegriff der Windmacherei.

Aber der Nutzen der Windmacherei ist so groß, daß ohne dem die Welt nicht mehr bestehen könnte. Dies will ich in Folgendem beweisen.

Nehmen wir an, es führe mit einem Male allen Leuten, die unterm Monde herum zu spazieren die Ehre haben, am Montag nach Pfingsten die Grille in den Kopf, aller Windbeutelei, Plusmacherei, Aufschneiderei und Prahlerei Valet zu sagen, und von Stund an offenherzig, grundehrlich, wahrhaft, ohne Heuchelei und Trug zu sein. Ich bitte, was würde daraus werden? Es würde von allem, was jetzt geschieht, das Gegentheil geschehen. Man wäre seines Lebens nicht mehr sicher; man schlüge, bisse, kratzte, kanonirte sich, bis das ganze menschliche Geschlecht mit Stumpf und Stiel ausgerottet wäre.

Dann würden die Friedensschlüsse, statt mit den gegenseitigen Versicherungen von Freundschaft und ewigem Frieden, also anfangen: „Da wir gesonnen sind, ein wenig auszuruhen, um neue Kräfte zu sammeln, unsere lieben Unterthanen nächstens wieder mit Flinten und Kanonen gegen einander ins Feld zu schicken: so wollen wir eigentlich nur einen Waffenstillstand auf beliebige Zeit, aber keinen Frieden schließen."

Dann würde man viele von denen, welche jetzt nach dem Tode ihrer nächsten Anverwandten Thränen zu vergießen und Leid zu

tragen pflegen, fröhlich herumspringen und lachen sehen, als wäre ihnen Heil widerfahren.

Dann würden die Liebhaber, welche nur von der unvergleichlichen Schönheit und Tugend ihrer Geliebten entzückt zu sein vorgeben, ehrlich eingestehen, daß sie nicht die Schönheit und Tugend, sondern nur den vollen Geldbeutel heirathen möchten.

Dann würden Unzählige, die einander jetzt, wo sie sich begegnen, freundlich die Hände drücken, Fäuste ballen; Andere, die sich die schönsten Artigkeiten sagen, sich kaum über die Achseln ansehen; Andere, die jetzt einander küssen, einander bewundern und schmeicheln, würden sich ohne Umstände beim Haar nehmen. — Hilf Himmel, wenn Jeder sagen sollte, was er dächte: es müßte Alles zum Krüppel werden.

Ein Vortheil freilich würde bei der Sache sein, wenn Alles aufrichtig wäre. Man könnte Jedem getrost auf sein Wort glauben; man wüßte, woran man eigentlich mit den Leuten wäre. — Jetzt kann man sich auf nichts verlassen; man wird zum Zweifler.

Wenn Jungfer Isabelle sagt: „sie wolle sich nie verheirathen, in ihrem Leben nicht!“ so lächelt man, und denkt das Seine.

Wenn ein geistlicher oder weltlicher Pharisäer über den Verfall der Religion klagt, sich über die sündige Welt fast krank ärgert, fleißig in die Kirche, und von da zu den Frau Gevatterinnen läuft: so lächelt man, und denkt das Seine!

Wenn Meister Hochhans die alten Zeiten lobt, und die alte Regierung, und „wie es da ganz anders gewesen sei, und viel besser als bei der neuen,“ so besinnt man sich, daß er damals auch ein Aemtlein hatte, oder Rathsherr war, oder desgleichen, und lächelt man dazu, und denkt das Seine!

Wenn Herr von Buller, der große Staatsmann, aus reiner Liebe für das Vaterland wünscht, es würde keine Zeile mehr gedruckt, weil doch Alles schlechtes Zeug wäre: so besinnt man sich,

daß einige Zeitungen seine thörichten Verfügungen bekannt machten, worüber die Welt lachen mußte: so lächelt man noch einmal, und denkt das Seine!

Wenn Herr Habegern seine Uneigennützigkeit rühmt, wenn er über Mangel an Gemeingeist klagt (für gemeinnützige Anstalten aber selbst den Beutel zuhält); wenn er über Alles das große Wort redet (in allem aber die kleine That thut): so lächelt man dazu, und denkt das Seine!

Genug, man kann nicht Jedem aufs Wort glauben, und bej der allgemeinen Sucht, Wind zu machen, ist Jedem, der aus dem Hause tritt, der Windschirm nöthiger, als der Regenschirm — Vorsicht, Klugheit!

Daß aber die Welt dabei nicht unendlich besser steht, als bei allzugroßer Offenherzigkeit, ist keinem Zweifel unterworfen.

Wehe! wenn es den Leuten einmal in den Sinn führe, ihre Meinung überall rein heraus zu sagen, und die Wahrheit, ohne Salz und Schmalz, trocken aufzutischen!

Die Quacksalber würden keinen Urin mehr beschauen wollen; die Unwissenden sich nicht mehr zu Ehrenämtern drängen; kein König würde die Waffen niederlegen; kein Mensch ohne einen derben Stock vor die Hausthür treten; man möchte keine Leichenreden mehr hören; man würde die Neujahrswünsche abschaffen; man würde — o was würde man nicht alles!

Laßt es also bleiben, wie es ist — und so lange es also ist, kömmt Niemand ohne ein wenig Wind durch die Welt. Der ehrlichste Mann muß sich seiner Haut wehren; und da ihm Alles entgegenbläst, muß er ganz höflich wieder zurückblasen.

Evangelisch und Katholisch.

In der vergangenen Charwoche, welche in allen Welttheilen von der gesammten Christenheit mit besonderer Andacht begangen wird, stieg mir Mancherlei zu Sinn, das vielleicht werth ist, beherziget zu werden.

Zuerst dacht' ich in meinem Herzen: Warum denn evangelische Christen? Warum denn römisch-katholische? Sind wir nicht allzumal Kinder des himmlischen Vaters? Sind wir nicht allzumal Bekenner des Herrn, darum wir Christen genannt werden? Sollten wir nicht allesammt eine einzige christliche Kirche bilden, alle einerlei Bekenntniß, Gottesverehrungsart und Tempel haben?

Nein, dachte ich bald darauf: das kann nicht sein, das soll nicht sein, weil Gott selbst es anders gefügt hat in seiner Weisheit. Es wäre wohl anders, wenn es sein Wille gewesen wäre. Aber er selber legte die unendlichste Mannigfaltigkeit in das Reich des Erschaffenen, also, daß selbst kein Blatt dem andern von demselben Baume gleich ist. Unter den vielen Millionen Menschen, die auf Erden gelebt haben und noch heute leben, hat man noch nicht zwei gefunden, die sich einander vollkommen gleich gesehen hätten; alle sind in ihrem Aeußerlichen verschieden. Warum sollte es nicht ihr Inneres sein? Schon eine wärmere oder kältere Weltgegend, ein reicherer oder ärmerer Erdboden, eine bessere oder schlechtere Erziehung, ein freundlicheres oder härteres Schicksal, ja selbst ein jugendliches oder vorgerücktes Lebensalter bringt Verschiedenheit in die Ansichten, Meinungen und Hoffnungen der Menschen. So will denn Gott in allerlei Tempeln, in allerlei Sprachen und auf allerlei Weise verehrt und geliebt sein.

Wird auch wohl ein Vater oder eine Mutter von den Kindern im Hause einerlei Art und Weise der Vorstellungen und der Hoch-

achtung und Zuneigung begehren? Nimmermehr! Vater und Mutter werden von allen ihren Kindern geliebt und verehrt, aber doch von jedem Kinde auf eine andere Weise. So lieben auch Aeltern ihre Kinder zärtlich, und dennoch jedes einzelne Kind auf andere Art. Kein Vater, keine Mutter wird wegen dieser Verschiedenheit, welche Gott in die Natur gelegt hat, eins der Kinder verfluchen und auf ewig verstoßen. Sollte Gott grausamer sein, als der Mensch? — O, das sei fern von mir, die Gotteslästerung zu denken.

Also sei es! — Wir Katholiken und wir Evangelische sind Gotteskinder und Christusjünger allesammt, wenn auch in verschiedenen Kirchen. Das soll so sein.

Die Leute auf der Straße.

Jedermann sieht in Freistunden gern aus dem Fenster nach der Straße, oder setzt sich Sommerszeit vor die Hausthür.

Der Eine schaut hinaus, weil er eben nichts Besseres zu thun weiß; der Andere, um Leute zu sehen, ohne was dabei zu denken; der Dritte, um Betrachtungen über neue Moden zu machen; der Vierte, um zu beobachten, wo der und die hingehen; der Fünfte, um Gelegenheit zu haben, sich über den und die lustig zu machen.

Ueberhaupt, und das müssen wir gar nicht läugnen, hat bei solchen Beobachtungen aus dem Fenster jeder seine eigene (unsichtbare) Brille auf, durch welche er sieht. Dem einen kömmt alles klein und verächtlich vor, dem andern alles zu vergrößert; eine Nichtswürdigkeit ist ihm die größte Wichtigkeit. Der eine sieht alles finster und schwarz, der andere alles hell und rosenfarben. Ich lobe mir die Leute, die eben alle Dinge anschauen für das, was sie sind und wie sie sind.

Um die Sachen aber in ihrer Wahrheit und Natürlichkeit zu

sehen, muß man selbst wahr und natürlich sein. Das Ding ist so leicht nicht, als ihr glaubt. Unter hundert Menschen gibt's oft kaum einen der alle Dinge beim rechten Ende angreift, beim rechten Namen zu nennen weiß, und aus dem Schurzfell keinen Handwerker, aus dem Degen keinen Offizier, aus dem reichen Kleid keinen reichen Mann, aus dem Kopfhänger keinen frommen Christen macht.

Aber zur Sache, ich wollte von den Leuten auf der Straße sprechen; und nicht von den Leuten am Fenster. Die Leute auf der Straße sind für mich viel lehrreicher, als die am Fenster. Die Leute auf der Straße sind meine Schauspieler, an deren Handlungen und Geberden ich mich oft sehr ergötze. Die besten Schauspieler sind am Ende doch nur geschickte Affen der Natur, und ich höre viel lieber eine Nachtigall singen, als einen wunderbaren Künstler, der ihr glücklich nachpfeift.

Ich spreche nicht von den Leuten auf der Straße im Dorfe, denn da geht jeder und jede ohne Künstelei vom Stall zum Pflug. Aber so ist's nicht in der Stadt. Hier zieht jeder, wenn er es mag oder kann, seinen Sonntags- oder Bratenrock an, ehe er auf die Straße hinaustritt. Der Mensch auf der Gasse ist ganz etwas anders, als im Hause. Er macht ein ganz anderes Gesicht, nimmt ganz andere Schritte, bewegt Arme und Beine ganz anders. Er zeigt sich nicht, wie er ist, sondern wie er sein möchte. Jeder will in seiner Art etwas besonders bedeuten. Jeder denkt: was sagen die Leute?

Und eben dadurch wird das Schauspiel belustigend und lehrreich zugleich. Man vermehrt seine Menschenkenntniß, ohne mit den Leuten Umgang zu haben. Wie vielerlei Gesichter, wie vielerlei Charakter, trotz daß alle etwas Feierliches, Ruhiges, Höfliches, Freundliches angenommen haben, das ihnen sonst vielleicht nicht eigen ist!

Dann noch die Verschiedenheit der Bewegungen und des Ganges! Jeder drückt dadurch seine Sinnesart aus, seine Empfindungen, seine Erziehung, ohne daß er's weiß und will. Der eine tritt leise und schleichend einher, als wäre der Boden mit Eiern gepflastert; der andere so schwerfällig, derb und ungelenk, als wollte er die Steine fester rammeln; der dritte immer im Sprung, als hätte er beim Hin= und Herwerfen der Füße Langeweile; der vierte mit feierlich abgemessenen Schritten, den Kopf bald rechts, bald links werfend; der fünfte mit der Nase sorgenlos in die Wolken des Himmels hinauf; der sechste mit gesenktem Haupt, als von Gedanken schwer; der siebente mit den Armen rudernd, wie ein Schwimmer; der achte steif, wie aus Holz geschnitzt; der neunte, im stummen Selbstgespräch, mit den Händen links und rechts ausfechtend, mit dem Kopf nickend und schüttelnd.

Dann das Grüßen, welche Mannigfaltigkeit! — Der eine grüßt nur flüchtig; der andere sehr abgemessen; der dritte sehr elegant; der vierte kurzweg, als wollt' er Händel anfangen; der fünfte kriechend; der sechste mit hoher Miene seitwärts; der siebente herzlich und freundlich; der achte nothgedrungen.

Wer Menschenkenntniß sammeln will, dem muß am Menschen nichts Gleichgültiges sein. Darum sind auch die Leute auf der Straße wohl in Freistunden der Beobachtung werth. Der selige Lavater schrieb einmal ein Buch, worin er zeigte, wie man die Denkart der Menschen aus ihren Gesichtszügen lesen könne. Es ist viel Wahres darin; auch viel Falsches, weil er oft Dinge in Regeln bringen wollte, die größtentheils Sache des Gefühls im flüchtig vergehenden Augenblick sind. So könnte ein Anderer aus der Haltung und dem Gange der Menschen sehr richtig auf ihren Charakter schließen. Der Stutzer hüpft und schwankt sehr anständig und gewandt; der pünktliche Mann ist auch bis auf seinen Tritt genau und abgemessen; der Stolze wirft

die Beine anders, als der Demüthige und Schüchterne; der Mann, welcher in Denkart und Empfindungen sehr abwechselnd ist, hat gewöhnlich sehr ungleichen Gang, bald eilig, bald langsam und besonnen, der Träge watschelt ruhig fort; der Feurige schneidet mit scharfem Schritt durch die Luft.

Wer es in der Beobachtung der Menschen weit gebracht hat, dem geben folglich die Leute auf der Straße oft ein Schauspiel, das nicht mit Geld zu bezahlen ist. Die Kunst aber, Menschenkenntniß zu erwerben, wird nicht auf der Straße gesammelt, sondern in der Einsamkeit, wo man sich selbst bei der Nase nimmt und untersucht, was man ist, wie man ist, und warum man so ist. — Lerne dich selbst kennen!

Fellenberg.

(Geschrieben im Jahr 1808, aber auch heute noch nützlich zu lesen.)

Zwei Stunden von Bern liegt ein Gut, genannt Hofwyl. Dies Gut kaufte vor ungefähr acht oder zehn Jahren Herr Emanuel Fellenberg. Als er es kaufte, fand er schöne, weitläufige Gebäude darauf, über dreihundert Juchart Landes dabei, davon ein Drittel aus Wässerungsmatten, und zwei Drittheil aus Ackerland bestanden. Auch war ansehnliche Waldung dabei. So was läßt sich schon kaufen.

Der Boden dieses Gutes war aber eben nicht von der fruchtbarsten Gattung. Zwei Drittel des Landes bestanden aus einem vier Schuh tiefen gelblichen Letten (Thon), der das Wasser gar nicht durchdringen läßt, und über Grien liegt. Ein Drittel des Landes ist schwarze, lockere, leichte Erde, wie man auf Torfmooren hat. Dann war hin und wieder viel feuchter Grund; denn im Boden lagen hin und wieder kleine Quellen, die sich versetzten,

das gab schlechtes, saures Gras. So was mag das Vieh nicht gern, geschweige der Mensch, dem's sein Geld kostet.

Herr Fellenberg sah sein Gut gar bedenklich an, und dachte: was ist da zu machen? Das ganze Gut warf ihm, weil es groß ist, einen jährlichen Zins ab von 4800 Franken. Das ist eben nicht übel, aber für so vieles Land dennoch wenig. Man muß die Sache anders nehmen.

Wer in der Landwirthschaft seine Rechnung recht machen will, muß immer suchen, solches Land zu kaufen, welches noch nicht aufs höchste und beste benutzt ist; dann hat er Hoffnung, durch Nachdenken und Arbeit sein Kapital beträchtlich zu vermehren. Auf solche Art hat Mancher eine Juchart um zehn Gulden gekauft, und nach zehn bis zwölf Jahren sie um achtzig bis hundert Dublonen wieder losschlagen können. Das heißt Thaler mit Batzen kaufen, ohne Schelmerei.

Herr Fellenberg ward nun ein Landmann, und es war ihm Ernst damit. Er hat lieb Weib und Kind; kann's Geld brauchen, wie ein Anderer. Er hatte in den Schulen was Rechtes gelernt, und wer was Gutes erlernt und seinen Verstand in allerlei Dingen geübt hat, dem kommt's überall zu gut. Merkt euch das, ihr Herren zu Stadt und Land.

Er dachte also über seine Wirthschaft nach, und wie man ein schlechtes Gut in ein vortreffliches verwandeln könne? mit einem Worte, über die wichtige und höchst nützliche Kunst, aus Steinen Brod zu machen.

Hätte er's getrieben, wie seine Vorfahren, so wäre alles beim lieben Alten geblieben; Leimboden wäre Leimen, saures Land wäre saures Land geblieben. Er aber dachte: unsere Altvordern sind zwar auch gescheite Leute gewesen; aber wahrscheinlich ist ihnen die Weisheit nicht bei einem Platzregen oder großen Schnee aufs Dach gefallen. Sie haben versucht, es besser zu machen,

als ihre Vorgänger darum sind sie gescheitere Leute geworden, als ihre Vorgänger. Versuch' ich's nun auch, besser zu machen, als unsere Vorfahren, so kann ich noch gescheiter werden, als sie.

Er fing also an, und versuchte bald dies, bald das, aber mit großer Vorsicht. Er unternahm nichts aufs Ungewisse hin und aufs Gerathewohl, sondern er mußte seiner Sache gewiß sein. Schlug ihm ein Versuch fehl, nun so hatte er es eingerichtet, daß er nicht viel dabei verlieren konnte. Aber glückte ihm ein Versuch: so hatte er viel gewonnen. Und so muß es sein. Denn viele Landwirthe sind durch übereiltes Spekuliren und Probiren, wobei sie zuviel wagten, schon oft schnell arm geworden, weil sie zu schnell reich werden wollten.

Da ging er nun auf seinem Gute von einer Stelle zur andern, und ließ auch keinen noch so schlechten Platz unbenutzt. Denn das ist ein schlechter Landwirth, dem man auf seinen Feldern noch einen acht Schuh großen Fleck unbenutzten, oder nicht aufs einträglichste benutzten Bodens nachweisen kann.

Aber was sollte er mit dem schweren, zähen Thonboden machen? — Statt, wie Andere ihr Land mit dem Pfluge nur, so viel als Noth ist, aufreißen, und sich wohl hüten, mit dem Pfluge gar tief zu fahren, riß er den Boden zwei- und dreimal tiefer als gewöhnlich auf. Dann düngte er den untern, wilden Boden; mengte Sand in das Thonland, säete aber den obern an. — Es kamen einige altkluge Bauersleute, und einige superkluge Herrenleute, sahen das ungewohnte Ding an, schüttelten den vielweisen Kopf, und dachten in ihrem Sinn: „mit dem muß es den Krebsgang gehen; denn — er will sogar klüger sein, als wir, und das ist doch nicht möglich!“

Aber es war doch möglich. Denn als sie nach verschiedenen

Jahren wieder gen Hofwyl kamen, um zu sehen, ob das Gut bald feil, und der Eigenthümer bald fertig sein würde, sahen sie mit Verwunderung, wie Alles so schön und fruchtbar worden, besser, als bei ihnen. Da dachten die Altklugen und die Superklugen in ihrem Sinn: „es ist kurios!“ und sie hatten wohl diesmal Recht. Denn Herr Fellenberg trat zu ihnen und sprach: Sehet, der gleiche Acker, welcher mir sonst den Sack Korn nur 136 Pfund schwer lieferte, gibt mir jetzt den Sack Korn 144 bis 152 Pfund schwer, und das Stroh ist viel stärker und viel länger. Und als ich dies Land kaufte, ertrug es mir nicht mehr, als 300 Mütt Getreide; jetzt nach achtjähriger Mühe und Arbeit hoffe ich es zu einem jährlichen Ertrag von 3000 Mütt Getreide zu bringen, und bin wirklich schon nahe daran. — Ich habe meine Ackerfelder verdoppelt. Unter meinem ersten Gute liegt gleichsam noch ein zweites. Indem ich mit dem Pfluge tief unten ins wilde, schlechte Erdreich drang, und dieses untere Erdreich düngte, habe ich vier große Vortheile gewonnen:

1. Dadurch ist mir all der schwere Boden mürber und lockerer geworden, so, daß die Wurzeln der Gewächse tiefer eindringen können, als sonst; sie ziehen also bessere Nahrung. Bessere Nahrung aber gibt bessere Frucht, aus der Ursache, weil zweimal zwei vier sind.

2. Sonst, bei nasser Witterung, blieb mir das Wasser auf dem schweren, kalten Boden; es konnte nicht eindringen; und ward's trockenes Wetter, so wurde das Erdreich wie ein Fels, und klaffte spaltend auf. Jetzt ist der Boden bis in großer Tiefe locker; das Wasser hat Abzug, und befruchtet tief das Innere des Erdreichs.

3. Natürlich bleibt's dabei nicht, sondern wenn dürre Witterung einfällt, und Alles schmachtet, ist in der Tiefe des Bodens noch immer ein Vorrath nährender Feuchtigkeit, der den Mangel des Regens ersetzen muß. Seht, ein kluger Landwirth

soll selbst die Gaben des Himmels sparsam zu Rath halten, und wer das nicht kann, der ist ein Verschwender, oder versteht sein Fach nicht.

4. Hat nun die bisherige Oberfläche ihre Dienste geleistet, und soll sie ausruhen, so bringe ich die untere, gedüngte, ausgeruhete Bodenlage oben herauf, und das bisher bearbeitete Erdreich thu' ich darunter, und dünge es, wie ich sonst den wilden Boden düngte.

So hab' ich also gleichsam zwei über einander liegende Güter, mit denen ich zu gewissen Zeiten umwechsle. Damit aber das Land, das ich ansäe, nicht zu bald erschöpft werde, wechsle ich auch mit wohlberechneter Art die Gattungen darauf zu bauender Früchte und Getreide. —

Da gingen die Altklugen und Superklugen in sich, und ärgerten sich heimlich, daß der Mann am Ende doch etwas klüger gewesen, als sie und ihre gescheiten Vorfahren.

Dies aber war bei weitem nicht alles, was Herr Fellenberg zur Verbesserung seiner Landwirthschaft that. Durch einen langen, unterirdischen Kanal legte er seinen versumpften Boden trocken; Stellen des Landes, welche zu tief lagen, überfuhr und erhöhte er mit frischem Grund. Er lernte den Dünger auf mannigfaltige Weise zu vermehren und zu verbessern. Er ward Meister in der Kunst, seine Wiesen auf die vortheilhafteste Weise mit Hülfe des ihm zu Gebot stehenden Wassers gehörig anzuwässern, und, was man nicht überall so gut versteht, wieder abzuwässern. Er kam durch mancherlei Versuche dahin, das Unkraut von seinen Feldern zu verbannen und das Ungeziefer unschädlich zu machen. Und zwar ohne Hexerei.

Hat Mancher bei sich gedacht: „Mag wohl alles gut sein; aber Herr Fellenberg hat gewiß ein Bataillon Soldaten zu Hülfe ge-

nommen, um sein Land so umzuarbeiten. Denn mit unsern paar Knechten geht das nicht."

Nein, sag' ich euch, ein guter Landwirth muß viel Arbeit durch wenig Hände in kurzer Zeit verrichten können. Sonst kommt nichts dabei heraus. Dazu gehört eben kein Bataillon Soldaten; aber ein Bataillon gesunder Einfälle thut's auch. Er richtete all sein Geschirr und Feldgeräth besser ein, und thut das in wenig Tagen mit Hülfe einiger Leute, wozu ihr einige Wochen und viele Taglöhner brauchet.

Herr Fellenberg hat zum Beispiel den Grundsatz: ein tüchtiger Spaten ist besser zum Umgraben des Bodens, als ein Eßlöffel. — Das ist naturlich, werdet ihr sagen. Nun gut, Herr Fellenberg hat besseres Ackergeräth, als ihr, ganz anders eingerichtet. Euer Pflug ist gegen den seinigen nur ein Eßlöffel. Macht euch auf die Beine, geht nach Hofwyl, beseht Fellenbergs Ackergeräth, laßt euch das Ding wohl erklären; er verkauft euch davon, bringt's heim, und macht's wie er.

Eines seiner nützlichsten Werkzeuge ist unter andern die Pferdhacke, vor welche man in der Ebene nur zwei, drei Pferde spannt. Die Pferdehacke durcharbeitet die noch leeren Felder zwei bis fünf Zoll tief, schneidet das Unkraut von den Feldern, trägt die Höhen nach den Tiefen fort, und verebnet das Land. In einem einzigen Gang bearbeitet sie einen Breiteraum von vier bis sieben Schuh. Man kann mit ihr das Handhacken beim Pflügen ersparen. Es wird dadurch, wie ein Versuch bewiesen hat, eine Juchart Landes zu höchstens 40 Kreuzer gleich gut mit Pferden behackt, als von Hand zu 3 Gulden, und das zwar mit dem großen Vortheil, daß durch den Pferdezug und durch zwei Personen in der gleichen Zeit viermal so viel als sonst mit dreizehn Personen geschafft werden kann. Durch das Pferdehacken wird das Feld viel besser zur Aussaat vorbereitet, als durch das gewöhnliche Saatpflügen.

So wie dieses Werkzeug hat er noch manches andere, das wohl sehens- und gebrauchswerth ist, dahin gehört unter andern sein Pflug ohne Vorgeschirr, den er den Schwingpflug nennt, der die Hälfte des Zuges erspart; sein Häufelpflug, der das Behäufeln der Kartoffeln und das Ziehen der Wasserfurchen ungemein erleichtert; seine Samen-Reinigungsmaschine, seine Säemaschine und dergleichen mehr.

Ich könnte euch nun gar wohl diese Sachen alle hier ausführlich beschreiben; aber das wäre unnütz. So etwas muß gesehen werden, muß in die Hand genommen und gebraucht werden, sonst versteht man's nicht, auch nicht aus der besten Beschreibung.

Wer's vermag, und in seiner Wirthschaft das Bessere einführen will, muß selbst nach Hofwyl. Er kann dabei noch manches Kunststück nebenbei lernen, was ihm die Reisekosten gut bezahlt. Was Rechtgelerntes ist besser, als ein Stück Geld.

Zu Hofwyl ist man endlich dahin gekommen, die Anzahl der Arbeiter und des Zugviehs beim Landbau um Vieles zu vermindern, und das bloß durch geschicktes Feldgeräth; auf einer Juchart Kornfeldes bei jeder Aussaat wenigstens einen Sack voll Samen zu ersparen; einen großen Theil des Landes durch tiefere Begründung zu verdoppeln, und durch kluge Abwechslung in der Bestellung des Feldes den Abtrag anhaltend zu vermehren; ja sogar geht man darauf aus, nach gänzlicher Abschaffung der reinen Brache zwei Aernten des Jahrs von jedem Grundstück zu gewinnen.

Meint Mancher, er habe es mit seiner Feldwirthschaft, die er zehn und zwanzig Jahre getrieben, so weit gebracht, als irgend einer. Ich wollte ihm aber doch aus der Hofwyler Landwirthschaft noch manche Doktorfrage vorlegen, die er mir so bald nicht beantworten sollte.

Eine zum Beispiel: daß du nicht gern viel Unkraut im Korn

liebst, das weiß ich. Aber der ist der geschickte Landmann, der auf seinem Felde nie etwas hat, als was er selbst dahin wünscht, und will; der auf seinen Wiesen und Weideplätzen keine Grasarten, keine Kräuter hat, die dem Vieh unschmackhaft und kraftlos, und auf jeden Fall dadurch schädlich sind, daß sie gesunde und nahrhafte Pflanzen verdrängen. Frage: Wie kann jede Wiese oder Weide dahin gebracht werden, nur solche Grasarten zu tragen, welche gerade für diejenige Gattung Vieh, für welche sie bestimmt sind, das angenehmste und gedeihlichste Futter abgeben? und wie kann das auf die wohlfeilste Art eingerichtet werden?

„Herr Fellenberg hat alle seine Anstalten für ein großes Gut von hundert und mehr Juchart gemacht. Nun, da mag mit seinen Verbesserungen etwas herauskommen. Aber nicht jeder Bauer hat seine zwei bis vier Rosse vor eine Pferdehacke und dergleichen zu spannen." —

Wer also spricht, hat halbe Wahrheit gesagt. Was er im Großen und für große Wirthschaft einrichtete, kann auch im Kleinen eingerichtet werden. Man hat schon von den Hofwyler Werkzeugen für einen geringern Zug verfertigt, so daß einige derselben selbst mit dem kleinsten Maulthiere die besten Dienste leisten.

Und wenn's zuletzt nur darauf ankäme, auf eine gescheite Weise mit geringen Kosten Kartoffeln zu pflanzen, würdet ihr manches lernen können, von dem euch vorher nicht geträumt hat.

Fellenberg liebt die Kartoffeln wie jeder, aber er bekommt sie besser und wohlfeiler, als viele Andere, die sie doch eben so gern essen. Er erspart auf jeder Juchart wenigstens acht Mäß Setzlinge; das Setzen kostet viel mehr, als selbst das Einpflügen vom Kartoffelsamen; das Behacken und Behäufeln geht bei ihm leichter und weniger kostbar von statten; die Kartoffelärnte ist weniger ungünstigen Zufällen ausgesetzt und überhaupt ergiebiger, als bei euch, das Land wird dadurch, statt ausgesogen, um vieles gebes-

sert; das Ausgraben geschieht befriedigender; und auch die nachfolgende Feldbestellung wird dabei ungemein erleichtert.

Ich weiß es wohl. Es wird noch mancher Altkluge hintennach mit seinem Aber und Aber kommen. Doch wahrlich ich sage euch, die da immer sagen Aber, Aber, werden nicht vom Flecke kommen. Mögen sie bleiben wo sie sind.

Einige Lebenserfahrungen.

1. Thoren von zweierlei Art.

Menschen, recht edle Menschen, welche alles Uebel sogleich aus der Welt fortschaffen, ihr Volk sogleich zum besten, freiesten, glücklichsten Volke machen wollen, kaum Geduld haben, bis ihr Himmel auf Erden fertig ist: solche Menschen sind zuletzt mit ihren Plänen eben so unglücklich, als diejenigen, welche sich steif und fest einbilden, sie könnten ohne große Mühe, nur mit Hülfe eines Korporalstocks oder goldenen Zauberstabes, alle Geschöpfe ihresgleichen in lastbare Thiere verwandeln, geschaffen zu ihrem Dienst, oder könnten Unrecht in Recht, Klingklang in Religion, und Tugend in Thorheit umkehren. — Die Sonne steht nicht still, und eben so wenig der Verstand des menschlichen Geschlechts! — Jene Weltverbesserer und Weltumkehrer sind verschiedene, aber entschiedene Narren, das heißt, Menschen, die ihre Menschenrollen vergessen. Die einen möchten die Weltordnung ausbessern, und Gott gleich stehen; die andern sind in ihrem selbstsüchtigen Stolz arme dumme Teufel. Der Mensch soll aber Mensch sein, und kein Gott und kein Teufel.

2. Die beste Klugheit.

Warum hat man in der Welt so vielen Verdruß? Weil man gar oft unklug handelt; und man handelt oft unklug, weil man

nicht immer rechtschaffen denkt. — Am Ende ist jedes Unrecht, das wir thun, ein dummer Streich, mit dem wir uns selbst schlagen. Mit aller Klugheit und Vorsicht einen dummen Streich machen wollen, ist eben so wahnwitzig, als dumm sein wollen, um recht klug und vorsichtig zu handeln.

3. Der Leute Geschwätz.

Nirgends spricht man von den Vorstehern, Obrigkeiten und Regierungen im Lande freier, nirgends tadelt man sie oft frecher, als in freien und glücklichen Ländern, in Nordamerika und in der Schweiz, auch noch in Frankreich zum Theil. Und gerade sollte man dies in freien Staaten am wenigsten erwarten, wo so viele Hunderte und Tausende, die in Aemtern gestanden sind, oder noch stehen, und es recht gut wissen, wie ungerecht, einseitig, leidenschaftlich und unverständig die meisten Tadler urtheilen; Leute, die man oft kaum zu Vorstehern der kleinsten Gemeinde gebrauchen könnte, weil sie für das, was sie leisten sollen zu unwissend, zu träg, zu bequem, zu eigennützig sind. Gerade in glücklichen Staaten sollte man dies freche, tadelsüchtige Geschwätz am wenigsten erwarten, weil der glückliche, sichere, blühende Zustand des Landes es täglich Lügen straft.

Allein die Menschen bleiben nun Menschen, und eben in freien und glücklichen Ländern bringt dies freie und freche Urtheil wenigen Schaden, aber vielen Nutzen. Es dient zur Gewährleistung der Freiheit und des Glücks, und ist selbst schon der Beweis für beide. Unter tausend albernen Urtheilen hören die Regierungen auch mitunter ein treffendes; und wo man laut tadeln darf, ist auch das Lob etwas werth. Das sind die Länder, wo man nicht für ein paar Batzen Sold ins Feld zieht gegen den Feind, sondern für seine Ueberzeugung, für seine Obrigkeiten, Gesetze und Freiheiten,

für die Ehre des Vaterlandes und für die Vererbung des eigenen Glückes auf die Nachkommen.

4. Die Fuchsfeigen.

Verlasset euch darauf, diejenigen, die in ihrem Privatleben und öffentlichen Leben immer klug, sehr klug und nichts als klug sein wollen, und Alles mit der Klugheit auszurichten denken, sind gewöhnlich nur feige, furchtsame Seelen, die nicht einmal so viel Muth haben, im Nothfall gerecht und ehrlich zu handeln. Wenn diese Fuchsfeigen plötzlich einmal Festigkeit und Charakter zeigen, verlaßt euch darauf, dann sind sie tapfermüthig aus — — Verzweiflung.

Allerlei zur Kurzweil.

Zu Tripolis in Afrika wird die Wohlbeleibtheit für ein Musterbild der weiblichen Schönheiten gehalten, und junge, ehestandsfähige Mädchen werden im eigentlichen Sinne fett gemacht. Nachdem ein Mädchen verlobt ist, wird sie in ein kleines Zimmer gesperrt, und es werden Spangen von Gold und Silber um ihre Knöchel und Handgelenke gelegt, und sie wird so lange gefüttert, bis sie dieselben vollkommen ausfüllt. Viele sterben unter dieser Operation. — Bei uns liebt man dagegen Schlankheit, und sollte diese, ebenfalls auch nicht selten auf Kosten der Gesundheit, durch Panzerhemden erpreßt werden. Wie verschieden ist der Geschmack! —

— Der Milchbaum in Südamerika wächst an Felsenabhängen. Seine Blätter sind zäh' und dürre. Mehrere Monate des Jahres befeuchtet ihn kein Regen. Die Aeste scheinen abgestorben und vertrocknet. Bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm eine milde und nährende Milch — ihr Geschmack ist angenehm und gewürzhaft. An der Luft bildet sich eine Haut an ihr, die

gelblich, käseartig und faserricht ist. Bei Sonnenaufgang gibt der Baum am meisten Milch. — Solche wohlfeile, und keine Kosten, Wartung und Pflege erfordernde Kühe wünschten wir uns auch. Aber unser Winter würde sie gleich tödten.

— Der Butterbaum wächst in dem afrikanischen Königreiche Bambarra so häufig, daß man davon ganze Wälder antrifft. Aehnlich der amerikanischen Eiche, trägt er eine Frucht, die man mit einer spanischen Olive vergleichen kann. Aus dem Kern dieser Oliven wird die Butter bereitet, nachdem die Frucht an der Sonne getrocknet und dann im Wasser gekocht worden ist. Diese Butter wird auch ohne Salz ein ganzes Jahr lang nicht ranzig, und schmeckt so gut, als die beste Kuhbutter.

Jedes Land hat seine Naturprodukte, die ihm nur eigenthümlich sind. Die Vorsehung hat Alles weise vertheilt. Wir haben Kühe, Andere haben Milch= und Butterbäume.

— In Augostoura, am Oronokofluß in Südamerika, wird ein Tanz, Sandly genannt, sehr häufig aufgeführt, der ganz allerliebst ist. Wenn die ganze Gesellschaft ihre Sitze eingenommen hat, steht ein Tänzer auf, und schreitet zwei= bis dreimal mit gestrecktem Schritte taktmäßig in dem Saal herum. Darauf stellt er sich vor eine Dame, und legt seine ganze Geschicklichkeit als Tänzer zu Tage: mit künstlichen Pas, mit Figuren zur Rechten und Linken, vorwärts und rückwärts getanzt, mit Anmuth, Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit, deren er nur fähig ist; so scheint er mehreren Damen nach einander zu huldigen, indem er sich ihnen nahet, oder sich von ihnen entfernt, bis er endlich mit einer tiefen Verbeugung zu der ersten zurückkehrt. Nun tritt diese in den Tanz ein, scheint durch zierliche Bewegungen bald den einen, bald den andern Mann anzulocken; ein jeder hofft der Erwählte zu sein, bis sie endlich mit einer tiefen Verbeugung vor dem stehen bleibt, der sich dessen am wenigsten versah.

Wie abscheulich sind dagegen unsere wüthenden, ermüdenden Geschwindwalzer, Ecossaisen u. dgl. Ausbrüche der rohesten Lust, und nicht selten auch der Unsittlichkeit. Die sittsame Menuette hat man verbannt, die gemüthliche Polonaise in tartarische Hopser verwandelt. Täglich nähern wir uns mehr der Barbarei.

— In einer volkreichen Stadt Englands hat man folgende Uebereinkunft getroffen. Wenn ein Mann sich vermählen will, trägt er einen Ring auf dem Zeigefinger der linken Hand; hat er sich versagt, auf dem Mittelfinger; ist er vermählt, auf dem Goldfinger; und will er gar nicht heirathen, auf dem kleinen Finger. Eine Dame, welche keinen Geliebten hat, trägt einen Ring auf dem ersten Finger; ist sie versagt, auf dem zweiten; ist sie vermählt, auf dem dritten; will sie nicht heirathen, auf dem vierten Finger. (Scheins halber werden wohl da die meisten Ringe stecken.) Ueberreicht ein Mann einer Dame mit der linken Hand eine Blume, einen Fächer u. s. w., so ist es ein Beweis seiner Verehrung; nimmt sie die Gabe mit der Linken, so erlaubt sie die dargebotene Huldigung; mit der Rechten gibt sie das Zeichen der Ablehnung. — Nicht übel!

— Nach einer Verordnung des Kaisers von Marokko vom Jahre 1817 müssen alle Leute, die in seinen Staaten leben, ihre rechtmäßigen Schulden zahlen; falls sie es aber nicht können, so müssen ihre Brüder oder Verwandten aushelfen, und wenn auch diese unfähig sind, zu zahlen, so erhält der Insolvent jeden Morgen bei Sonnenaufgang eine Tracht Schläge, um ihn an seine Schuldigkeit zu erinnern. — Seit der Existenz dieses Gesetzes soll im Marokkanischen kein Bankerott ausgebrochen sein. — Die Nutzanwendung fällt von selbst in die Augen.

— Bei den Jakuten in Sibirien steht die Gefräßigkeit in großen Ehren; mit Achtung sagen sie von einem Vielfraß: Er ist ein großer Esser! Die Mäßigen werden mit den Worten verhöhnt:

Was bist du für ein Mensch? — Auch Europa hat seine Jakuten, die besonders im Trinken Virtuosen sind, und zur Wette saufen.

— Wenn sich europäische Reisende in Aegypten von den Ufern des Nils entfernen, empfinden sie oft eine ganz eigene Krankheit — das Durstfieber.

Bei uns bekommen es die Menschen, wenn sie lange beim Schenktische verweilen; denn je mehr sie trinken, desto durstiger werden sie.

— In einem Thale der Niederalpen zu Fours wird der Braut am Vermählungstage, vor dem Gange in die Kirche, vom Vater oder den nächsten Anverwandten ein Glas Wasser überreicht, worin ein Silber- oder Goldstück liegt, zum Zeichen, daß von nun an die Aeltern aufhören, ihre Tochter mit Geld zu unterstützen. Das Mädchen muß das Wasser austrinken, das Geld weinend herausnehmen, und dadurch anzeigen, daß es ungern aus dem väterlichen Hause scheidet. Nach der Messe und Einsegnung wird die Braut auf einen kleinen Felsen unweit der Kirche geführt; man nennt ihn den Brautstein. Sie besteigt ihn allein, setzt sich auf die oberste Spitze, schiebt den rechten Fuß in eine eingehauene Rinne, hält den linken frei schwebend, damit andeutend, daß sie der männlichen Unterstützung bedarf, und keinen Schritt allein thun wird. Alsdann erhält sie die Glückswünsche ihrer Verwandten, und von jedem einen Ring. Kaum ist der letzte Ring angesteckt, als sich ein Scheingefecht zwischen den Nachbarn der Braut und des Bräutigams erhebt, und desto lebhafter wird, je mehr man das Brautpaar achtet. Nach wiederhergestelltem Frieden geht der ganze Zug nach dem Hause des Bräutigams; die Thür ist verschlossen; es wird vergebens gepocht, bis die Braut ihre Stimme hören läßt. Jetzt thun sich beide Flügel auf; es werden der Braut drei kleine Brode zugestellt; sie gibt zwei davon den Hausbewohnern, und das Dritte

der draußen stehenden Menge. Diese ungleiche Vertheilung ist das Sinnbild der Wirthschaftlichkeit, und soll zum Beweise dienen, daß die junge Frau ihre Hausgenossen besser bedienen und versorgen wird, als die Fremden. Bei dem Eintritte essen die jungen Eheleute aus einer ihnen dargereichten Schüssel, zum Zeichen und Beweise der Einigkeit, die zwischen ihnen herrschen soll, und der Gemeinschaft der Güter. Dann folgt der gewöhnliche Hochzeitsschmaus.

— Auf der Insel Corsika herrscht der alte Gebrauch, daß, wenn unter Leuten der niedern Volksklasse ein Mann stirbt, die Nachbarinnen alle herbeieilen, und die Wittwe tüchtig durchprügeln. — Dieses soll die Weiber lehren, für ihre Männer Sorge zu tragen. Nach dieser Zeremonie begrüßen sie den Verstorbenen, und da er ihre Höflichkeit nicht erwiedert, ergreifen sie ihn im Zorne, legen ihn auf die Bettdecke, und schleudern ihn eine Viertelstunde lang in die Höhe. Diese sonderbare Sitte hat schon Manchem das Leben gerettet, den man für todt hielt, während er nur in Betäubung lag.

— Die eifersüchtigsten Männer sind die Chineser. Selbst wenn eine ihrer Frauen krank wird, darf ihr der Arzt nicht an den Puls greifen, sondern es wird ein Faden von Seide um die Pulsader befestigt, dessen Ende der Arzt in der Hand hält, und blos aus den Pulsschlägen beurtheilen muß, was der Kranken eigentlich fehlt.

— Es ist eine fast allgemeine Gewohnheit in Afrika, daß man, um sich von lästigen Personen zu befreien, die Augen schließt; denn sobald einer sieht, daß der, bei welchem er sich findet, eingeschlafen ist, zieht er sich gleich zurück. — Keine üble Gewohnheit! Man wird auf diese Art manchen lästigen Besuch los.

Lebensweisheit des alten Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Das Besonderste dabei war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst, in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja warum nicht gar! „Einen Narren!" — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen: das taugt nicht. Sieh' du den Leuten dreist

ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz wohl doch nicht. Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer in der Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf?

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen: Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann ins geheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till! So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm er-

klären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trieck, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei, die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein anderer gegangen; das war der Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen, das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist, die will ich ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was! sagte er wieder: Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderte fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann, aber wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, um's Himmels willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing

er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann, aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte.

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also?

Viel Geld! viel Geld! lieber Herr Witt! Ganze hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills! Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Des Schicksals Webstuhl.

(Geschrieben 1828.)

Hinterm Webstuhl sitzt das Schicksal, und webet für die Ewigkeit das bunte Tuch der Weltgeschichte, vielleicht zur belehrenden

Betrachtung höherer Wesen. Vielleicht auch werden wir es einst vor uns auseinandergerollt erblicken, wenn unsere Geister, dem Erdenstaub entrückt, Gott näher stehen dürfen. Da werden wir dann, in demuthsvoller Bewunderung verloren, die ewige Weisheit und Güte anbeten, und sie auch im Gewebe des Schicksals erkennen.

Hinterm Webstuhl sitzt das Schicksal. Aber die Natur ist die Spinnerin; sie spinnet fort die Völker-Fäden zum Gewebe, und wenn ein Faden reißt, ein Volk vergeht, knüpft sie einen neuen an. Die Geschlechter der Menschen in den Völkern verschwinden, die Völker vergehen, aber der Faden spinnt sich aus neuem Stoff ins Unendliche fort.

Hinterm Webstuhl sitzt das Schicksal. Aber die Fäden des bunten Einschlags in beiden Weberschifflein sind ungleich gebleicht. Die Bleicher sind zwei Engel; der Engel des Lichts oder des Rechts, und der Engel der Finsterniß oder des Links. Jener bleicht am Sonnenlicht der Wahrheit und Vernunft; dieser beim nächtlichen Schein der Sternschnuppen. — Den Zettel, oder Kette und Aufzug des Gewebes, liefert die Zeit mit ihren Stunden. Ein Jahrhundert davon ist kaum eine Elle lang.

Hinterm Webstuhl sitzt das Schicksal und sendet abwechselnd die Schifflein beide mit den hellen und dunkeln Fäden rechts und links durch die Kette der Zeit, und so wird das bunte Tuch der Weltgeschichte. Der Anfang daran, mit Goldfäden durchzogen, war das Paradies; dann kam der rohe Faden des Sündenfalls, darauf von rechts der helle Faden der Frömmigkeit Abels und Seths, dann von links der schwarze Faden Kains. Und so ging's fort und fort, rechts und links, in stetem Wechsel, bis zu unsern Tagen.

Zum Beispiel: vor 50 Jahren welsche Leichtfertigkeit, Unglauben, Gewaltsucht der Minister, Schläfrigkeit der Fürsten, Ueppigkeit an Höfen, Knechtschaft im Volk, zuletzt französische Revolution.

Dann von rechts her: Erwachen der Könige, Nachdenken der

Völker, Freiheit der Presse, Bonaparte's Tage des Ruhms und Beispiels weiser Einrichtungen.

Dann wieder: Napoleons Kaiserei und Europa's Entzweiung und Knechterei; Beschränkung der Preßfreiheit; Krämerei mit Kronen, Ländern, Völkern und andern Waaren.

Dann wieder: Europa's Aufstand gegen Napoleons Tirannei, Verheißungen größerer Rechte für die Völker, Preßfreiheit, Zertrümmerung der französischen Gewalt; Erwachen eines frommen Sinns.

Darauf: Heiliger Bund; Völker- und Ländertheilungen; Beschränkung der Preß- und Lehrfreiheit; Hohenloherei, Jesuiterei, Glaubensarmee, Priester im Sattel, Zeichen und Wunder, Kriecherei, legitime Türkerei und Griechenland von Europa beweint.

Dann wieder nahm das webende Schicksal, nach ausgelaufenem linken Weberschifflein, das mit dem Faden des Lichtengels in die rechte Hand, und — — — nein, ich glaube, da sind wir jetzt!

Noch sehen wir nur den schwarzen Faden. Das Schicksal schlägt ihn eben fest und zum hellen Faden an. Das gibt mir wieder ein buntes Gewebe.

Ueber öffentliche Hinrichtungen.

(Geschrieben 1834.)

Der Heimweg vom Richtplatz.

Es kam ein Freund zu mir. Er war seiner Gesundheit willen zu Baden im Aargau gewesen, und hatte zufällig das Volksspektakel der Hinrichtung des verbrecherischen Pfarrers von Wohlenschwyl*) gesehen. Er schien noch traurig und düster zu sein von den Erinnerungen an den Todesgang des armen Sünders.

*) Pfarrer Welti in Wohlenschwyl, einem Dorfe im Kanton Aargau, beging in den Jahren 1833 und 1834 mehrfache schwere Verbrechen,

„Nein,“ sagte er: „das nun eben nicht. Der Anblick des bleichen Verbrechers in seiner Todesangst ist zu flüchtig, zu vorübergehend; und die Zerstreuung dabei im Gewühl und Gedränge der ungeheuren Menschenmasse ist zu groß, als daß man einem ernsten Gedanken lange nachhängen könnte. Aber wahrhaft schauerlich war mir der Abend desselben Tages, als ich, von einer Spazierfahrt, nach Baden zurückkehrte.“

Wie so? fragt ich.

„Ich sah die Landstraßen von den Schaaren der Heimkehrenden bedeckt; Wirthshäuser und Pintenschenken von ihnen angefüllt. Es war das kein Heimgang von einem blutbespritzten Richtplatz, sondern von einer tollen Komödie, von einer köstlichen Lustbarkeit, von einem Volksfest. An meinem Wagen taumelten lachende Weiber und Mädchen am Arme trunkener Bursche vorbei. Jauchzen, wildes Gebrüll und Gesang umher; in den Wirthshäusern Lärmen; mitunter Rauferei und Gezänk, oder unzüchtige Worte und Flüche. Am andern Tage vernahm ich, daß unterwegs ein Mensch durch Messerstiche fast ermordet worden sei.

Das war die Frucht der ganzen Todesfeierlichkeit bei diesen Leuten! Das ernste Schauspiel einer öffentlichen Hinrichtung, veranstaltet, um vor den Folgen der Verbrechen zu warnen, ward die Veranlassung zu neuen Vergehungen und Verbrechen. Wer kennt die Geschichte dieses Abends, dieser Nacht und ihrer Folgen? Mir grausete vor den Leuten, und vor der Kurzsichtigkeit unserer Obrigkeiten, welche das Zwecklose, oder vielmehr Zweckwidrige solcher feierlichen Bluttage nicht erkennen, oder, wenn sie es erkennen, dennoch aufrecht erhalten.“

---

namentlich Beraubung der Posten und Brandstiftung, und wurde dafür laut Urtheil des Obergerichtes des Kantons Aargau zur Hinrichtung durch das Schwert verurtheilt.

Nur ein Schauspiel.

Die Erzählung meines Freundes machte mich nachdenkend. Er hatte nur zu sehr recht. Wir haben in der Schweiz noch viele barbarische Einrichtungen aus dem Alterthum, die ihren Zweck nicht nur verfehlen, sondern geradezu zerstören. Offenbar gehört zu ihnen das Gepränge öffentlicher Hinrichtungen. Man will damit andere Bösewichte erschüttern, warnen und von Missethaten abschrecken. Wir haben aber Beispiele und Beweise aus allen Zeiten und Ländern in großer Menge, daß solcher Pomp am Blutgerüst die entgegengesetzten Wirkungen hervorzubringen pflegt.

Es strömt der rohe, leichtsinnige Pöbel herbei, gereizt von der Neugier, nicht um ein warnendes Beispiel, sondern einen interessanten Tag zu haben und lange davon erzählen zu können. Der angehende Bösewicht denkt dabei höchstens: so weit kömmt's mit mir nicht und fährt in seinem Wandel fort. — Der Verstockte lacht dabei, macht einen Spaß und meint, der Hingerichtete war ein dummer Kerl; ich stell' es pfiffiger an, als er! oder denkt: Was thut's? am Ende müssen wir alle sterben, so oder so. — In Frankreich und Deutschland machen Beutelschneider und Taschendiebe dabei, im Volksgedränge, ihre meiste Beute. Es sind Beispiele da, daß ungebildete, aber schwärmerische Menschen vom Richtplatz gingen und einen Mord begingen, um wohl zum Tode vorbereitet zu werden, gleich den Hingerichteten.

Am gewissesten ist immer, daß dergleichen Schauspiel für den großen Haufen bloßes Schauspiel ist; keinen zum Edlern erweckenden Eindruck hinterläßt; und im beweglichen, bunten, oft lustigen Gedränge der neugierigen Gaffer nichts weniger gestattet, als ein frommes Insichgehen.

Ein Wunsch.

Wir haben in der Schweiz schon viele Mißbräuche abgeschafft, die sonst vom Herkommen geadelt zu sein schienen. Wir kennen

keine Hexenprozesse mehr. Die Abscheulichkeit der Folter ist aufgehoben. Man verbrennt auf Scheiterhaufen die Menschen nicht mehr lebendig; zermalmt ihre Gebeine nicht mehr mit dem Rade. Auch die Ceremonie öffentlicher Hinrichtungen ist eine barbarische, sinnwidrige Maßregel. Wär' es nicht unserer schweizerischen Gesetzgebungen würdig, dem übrigen Europa als Beispiel, diesen richterlichen Blutschauspielen ein Ende zu machen?

Es wird eine Zeit erscheinen, in welcher selbst die Todesstrafe abgeschafft werden wird, weil der Tod, da wir alle einmal sterben müssen, an sich keine Strafe ist. Schon jetzt ist in den meisten Kantonen die Todesstrafe Seltenheit geworden, und es sind darum der Verbrecher nicht mehr, denn ehemals. Umgekehrt die häufigsten und grausamsten Unthaten geschehen in Ländern, wo die Bestrafung mit dem Tode am üblichsten ist.

Fordert aber der gegenwärtige Bildungsstand unseres Volks noch die Beibehaltung der Todesstrafe, so mache man sie nicht zur Komödie und zur Belustigungsgelegenheit für den Pöbel aller Stände: sondern man umringe sie mit allem Grauen und Entsetzen, deren sie für das Gemüth des großen Haufens fähig ist, selbst für das Gemüth des Gebildetern. So wird sie auch das roheste Herz erschüttern müssen.

Das Schreckliche des Geheimnißvollen.

Dies zu bewirken, entziehe man den Augen der Menge wenigstens die Vollstreckung des Todesurtheils. Man knüpfe lieber an jede Hinrichtung das Schreckliche des Geheimnißvollen. Sie werde in einem Kerkersaal, vor amtlichen Zeugen, in der Stunde der Mitternacht vollzogen, wenn der Tag vom andern scheidet. Sobald Leib und Seele des Sünders von einandergehen, verkündigt, durch die Finsterniß der Nacht, das Läuten oder dumpfe Schlagen einer Todtenglocke über Stadt und Land hinaus, den grauenhaften Augen-

blick, der gekommen und vorüber ist. Jeder Schlag der Glocke wird durch das bange Herz der Horchenden dröhnen, denen das Todesurtheil, wie die Todesstunde bekannt ist. Die Schrecken der aufgeregten Einbildungskraft sind weit gräßlicher, als Alles was das Auge am Tageslichte vor sich sieht. Dunkelheit, feierliche Stille weit um, Einsamkeit der Horchenden, die natürliche Stimmung des Gemüths zur Ueberlegung und zum Ernst, wird den schauervollen Eindruck verstärken. Am folgenden Tage mag der Leichnam des Hingerichteten zur Schau gestellt und verscharrt werden. Nur Wenige werden vielleicht Zeugen davon sein mögen. Nicht der Anblick eines entseelten Leibes reizt die Neugier sehr, sondern das Sterben des Uebelthäters, und wie sich der Verurtheilte vor den letzten Augenblicken geberdet, und das Thun und Lassen der Schaulustigen dabei.

Bestrafung aus Liebe.

Nein, der Tod an sich selbst, das Ende alles Leidens und Ungemachs, ist keine Strafe im wahren Sinn des Wortes.

Strafe ist zwangsweise Zufügung eines Uebels, wodurch derjenige, welcher Unrecht beging, künftig davon abgehalten und mithin gebessert werden soll. So straft Gott durch natürlich folgende Uebel und Schicksale denjenigen, der Handlungen beging, welche gegen die Ordnung der Natur und Vernunft verstoßen. So straft der Vater, so die Mutter das fehlbare Kind. Auch das Strafamt des Richters soll nur aus Liebe hervorgehen; aus Liebe zur Rettung des Sünders, und aus Liebe der Mitbürger und der Sicherheit ihrer Rechte.

Jemandem, der uns kein Leides that, ein Uebel zuzufügen, ist Bosheit. Jemandem ein Uebel zuzufügen, der uns beschädigt hat, ist bloß Rache ohne edlern Zweck; ist bloße Vergeltung des Bösen

mit Bösem, wie von vernunftlosen Thieren auch geschieht; ist bloße Sättigung des viehischen Zorns.

In der menschlichen Natur ist viel Thierartiges. Wir sollen uns durch Unterricht, Erziehung und Religion davon befreien; wir sollen menschlich werden, das heißt, nicht thierähnlich bleiben, sondern gottähnlich zu sein trachten. Am wenigsten sollen Gesetzgeber und Richter thierisch denken.

Der Tod ist keine Strafe. Er hält freilich den Bösewicht auf immer ab, Unrecht zu thun, aber er hebt für ihn auch alle Möglichkeit auf, besser zu werden. Gott hat keinen Gefallen am Tode des Sünders, sagt die heilige Schrift, sondern daß er lebe und sich bekehre. Der Tod ist keine Strafe, weil er an und für sich kein Uebel ist; sondern nur die Furcht vor ihm ist das Uebel und dies verschwindet ja eben mit dem Schluß des Lebens, der die Strafe sein soll. Dies Uebel aber wird dem Sünder ganz zwecklos zugefügt und eben so zwecklos wieder geendet. Zwecklose oder zweckwidrige Handlungen sind aber der Würde und der menschlichen Vernunft entgegen.

So lange in einem Volke das Licht seiner Vernunft nicht in voller Klarheit wirkt, ist seine Thiernatur vorherrschend. Denn nur Vernunft unterscheidet den Menschen vom Thiere, das vernunftlos ist. Ein solches Volk ist noch ganz oder zum Theil barbarisch.

Unter Barbaren ist Strafe nur Rache und rohe Wiedervergeltung eines Uebels mit einem andern, ohne höhere Absicht, daher auch ohne sittliche Gerechtigkeit. Eine erlittene Beleidigung und Beschädigung aber thierischer Weise nur deswegen erwiedern, um für seinen Schmerz oder Zorn Genugthuung zu haben, ist so ungerecht, als ein Verbrechen mit dem andern, einen Diebstahl durch den andern vergelten.

Unter gesittungsreichen Völkern kann die Zufügung des Todes

nur, als Nothwehr, gegen unversöhnliche Feinde der bürgerlichen Gesellschaft gelten. Und Nothwehr zum Selbstschutz heiliger Rechte ist Pflicht. So wird auch der Vertheidigungskrieg, als Nothwehr, ewige Rechtfertigung in sich selber finden, wie Nothwehr gegen die Macht blinder Naturgewalten.

Das Beste, was zur Entschuldigung der sogenannten Todesstrafe bei Völkern zu sagen ist, die nicht mehr für Barbaren oder Halbbarbaren gelten wollen, mag sein, sie eine Nothwehr gegen unverbesserliche Verbrecher zu nennen, welche Krieg gegen die bürgerliche Ordnung und öffentliche Sicherheit führen; oder ein bloßes Nothmittel in Ermanglung anderer Mittel (Besserungsanstalten, Zwangsarbeits-Häuser, Gefängnisse u. s. w.), zu deren Einrichtung der Staat zu arm, oder die Regierung zu unwissend und gefühllos ist.

Ja freilich, das Grab ist ein sicherer Kerker, aus dem kein Verbrecher zurückkehrt, und wo hinein zuletzt auch der Richter des Sünders kömmt. —

Historien aus dem Städtlein Altenkasten.

1. Unser Stadtwappen.

Im Wappen meiner lieben Vaterstadt ist eine Brücke zu sehen; links derselben ein verfallenes Mauerwerk, rechts ein Palmenbaum. Ein stattlicher Mann geht mit großem Schritt über die Brücke gegen den Palmbaum.

Das Wappen wäre mir ganz recht, wenn's nur richtig wäre. Aber der stattliche Mann sollte sich umkehren, und den Palmbaum im Nacken lassen, und zum verfallenen Gemäuer schreiten. Denn es geht bei uns mehr und mehr rückwärts; die Häuser stehen häufig verfallen da, wie die Haushaltungen, einige sogar schief und über-

hangend, wie ihre Hausherren, wenn sie Abends vom Wirthshaus heimkommen. Ja ich kenne zwei Häuser, durch deren Dächer Sonne, Mond und Sterne freudig leuchten, und in deren Stuben es fruchtbar regnet, wenn's draußen regnet. Niemand will aber drin wohnen, weil mit all dem Glück etwas Lebensgefahr verbunden sein soll. Beide stehen seit fünf Jahren zum Verkauf feil.

Ja wohl, vor alten Zeiten ging's nach dem Palmbaum zu. Da fuhr man Geld und Waaren durchs Thor ein; jetzt fährt man Mist hinaus ins Feld. Damals rasselte und klapperte es in den säuberlichen Bürgerhäusern von Hämmern, Webstühlen, Meisseln und Drehstühlen der Handwerker; jetzt treibt die Hälfte meiner lieben Mitbürger etwas Landbau, etwas Gartenbau, etwas Viehzucht, etwas Fuhrwerk. Die geschicktesten Handwerker sitzen in den Dörfern; und die Stadtbürger fangen aus Noth an, Bauerngewerbe zu treiben. Ist das nicht verkehrte Welt?

Wie schon gesagt, es geht vom Palmbaum rückwärts zu den Mauertrümmern. Wir haben im Städtlein nichts behalten von der alten Zeit, als den alten Stadtstolz. Wenn im Hause die bitt're Armuth sitzt, geht auf den holprigten Gassen Hochmuth spaziren. Ein Fremder sollte meinen, wenn er zu uns kömmt, wir hätten des Geldes ganze Kornsäcke voll. Unsere dreizehn Pintenschenken und Wirthshäuser sind Abends gehörig mit Bürgern angefüllt, die da disputiren, politisiren und lamentiren, daß man es von einem Stadtthor zum andern hört. Die Frauen und Töchter aber triumphiren und stolziren in der Kirche, auf den Straßen, auf den Tanzböden mit leerem Magen, aber in Röcken nach der neuesten Mode, mit Pump-Aermeln, wie Saumfässer groß. Leider heirathen die verständigern, jungen Bürger lieber einfach erzogene Töchter vom Lande, als die Pumpärmel-Jungfern, die mit ihrem Putz Geld verputzen, und daher wohlthun, auf vornehmere und reichere Freier zu warten, als wir im armen Städtlein haben.

Unsere Leute merken es wohl, daß es mit ihnen rückwärts geht, vom Palmbaum zum Mauerschutt. Sie klagen über schlechte Zeiten, über Mangel an Verdienst und schimpfen nach links und rechts hin; aber nie über sich selber, was ich ihnen im Grunde nicht verdenken mag. Denn jeder will wohl der Schmied seines Glücks; aber nicht der Schmied seines Unglücks heißen.

Der Eine schiebt alle Schuld auf die vermehrte Menschenmenge, da müsse es wohl schmale Bissen geben, wo der Mäuler zu viel werden. Der Andere stimmt bei, und sagt: das kömmt vom Einimpfen der Blattern; vor Zeiten starb mehr, als die Hälfte der Kinder, weg. Der Dritte sagt, der Verfall unserer Handwerke rührt von Aufhebung der Zünfte her; vor Zeiten mußten die Bauern Alles von uns kaufen und durften keine Waare in die Stadt zum Verkauf bringen. Der Vierte stimmt bei, und sagt: Man kömmt auf keinen grünen Zweig mehr, seit man mit Fabriken und Maschinen wohlfeiler arbeitet, als unser eins im Schweiß des Angesichts mit der Hand. Der Fünfte sagt: Alles Unheil rührt von der neuen Verfassung her. Da wird kein Unterschied mehr gehalten zwischen uns Stadtbürgern und dem Bauernvolk; da soll Einer so viel Rechte haben, als der Andere. Und wir Altenkastner sind doch geborne Bürgerssöhne von jeher. Der Sechste stimmt bei und sagt: Das haben wir davon, daß man den dummen Pöbel zum Souverän gemacht hat. Darum haben wir eine Pöbelregierung, die für Bettelvolk, Schulen, Schulmeister und anderes Pack ihres Gleichen sorgt, aber nicht für uns Handwerker und Stadtleute.

Ich könnte noch viele Sagen meiner lieben Mitbürger wieder sagen; will's aber beim ersten halben Dutzend bewenden lassen, denk' ich.

Für meine Person halt' ich mich mausestill, und hüte mich wohl Einwendungen zu machen, um nicht Grobheiten zu ärndten. Diese braven Männer sprechen übrigens nach ihrer innigsten Ueberzeugung;

denn jeder von ihnen ist bescheiden genug, von sich zu glauben, daß er Alles am besten verstehe, oder doch wenigstens so gut, wie der Gescheuteste im ganzen Lande.

In der Welt ist weit um Altenkasten vieles verändert und neu geworden; aber wir sind die Alten geblieben mit Haut und Haar. Das paßt nicht zusammen. Eins von beiden: entweder muß sich, zum Besten von Altenkasten die Welt nach unserm Städtlein richten, oder wir müssen uns, gern oder ungern, nach den Aenderungen in der Welt richten. Bequemer freilich wäre es, wenn sich die Sonne nach meiner Sackuhr richten wollte; ich brauchte den dummen und trägen Zeiger nicht so oft vorwärts zu schieben.

2. Zwei Meister.

Der Kupferschmied Großkopf sagte mir schon vor 20 Jahren, „aus meinen beiden Buben soll's was Rechtes geben; Staatsmann, Doktor oder Pfarrer. Sie sollen studieren! Zum Handwerker taugen sie nicht; schwere Arbeit lieben sie nicht; Handwerk bringt nur mäßigen Gewinn. Ich halte die Knaben fleißig zur Schule an; das ist Pflicht verständiger Aeltern!"

Meister Großkopf hielt Wort. Er war freilich ein etwas eitler Mann; kleidete sich gern zierlich; hatte den Sinn nach hohen Dingen; sprach wie ein Gelehrter; und seufzte manchmal über seinen Vater, der ihm doch ein schönes Vermögen hinterlassen hatte. „Aber hätte ich studieren dürfen, ich wäre jetzt ein anderer Mann!" sagte Meister Großkopf.

Was ist aus seinen Herren Söhnen nun geworden! — Sie hatten wenig Talent, und wenig Fleiß; verstudierten viel Geld und wurden Halbstudierte. Der eine ist jetzt armer Schreiber oder Kopist auf einer Kanzlei; der andere Soldat im neapolitanischen Dienst. Meister Großkopf hat fallirt und ist unter hohen Dingen ein niedriger Mann geworden, der vom Stadtarmenseckel unterstützt wird.

Es leben bei uns noch mehr dergleichen Großköpfe. Ehrliches Handwerk ist ihnen zu schlecht. Sie wollen große Herren werden; treiben bald dies, bald das, und nichts recht, weil sie nichts gehörig verstehen. Wird ein Pöstlein bei der Stadt offen, melden sich dieser Leute ein Dutzend. Sie gehen gern spazieren; ihre Frauen wollen gern stolzieren. Hochmuth führt zuletzt immer zu anderm Muth, nämlich zu Armuth, Demuth und Wehmuth.

Ich wollte, unsere Handwerker machten es insgesammt, wie Meister Wunderlich, der Dreher. Er ist ein eigener Mann in seiner Art. Als er nach zurückgelegter Wanderzeit aus der Fremde zurückkam, besaß er kaum so viel, sich das nöthige Werkzeug anzuschaffen. Er hatte in London, Paris und Lyon gearbeitet, und ein Geld verthan; aber nicht bei Spiel und Wein, sondern in angekauften Zeichnungen, Bildern, Rissen und Büchern. Er arbeitete Tag und Nacht, und arbeitete zierlich, das mußte man gestehen. Er machte allerlei Waaren aus Holz, wie noch nie in Altenkasten zu sehen gewesen waren. Anfangs besuchte er die Märkte der benachbarten Städte selbst; dann bekam er von auswärts so viel Bestellungen, daß er daheim blieb und seine Frau schickte. Diese war eine arme Bürgerstochter, aber eine der Besten, nämlich eine flinke, fleißige Haushälterin.

Meister Wunderlich ward nach und nach bemittelt und wohlhabend; aber er ging in kein Wirthshaus. Wollt' er sich gütlich thun, that er's bei Weib und Kind. Von kostbarem Hausrath, von zierlichen Kleidern, von gutem Tisch wußte man bei ihm nichts; aber von großer Ordnung und strenger Reinlichkeit. — Und doch legte er Geld an Zins. Man hielt ihn für geizig. Das war er nicht. Er half manchem armen Meister, sobald der arbeiten wollte; und seinen Sohn, der ihm lange in der Werkstatt geholfen, schickte er auswärts in eine Art Gewerbschule, oder Realschule, um noch Mathematik, Zeichnen, Physik und der Himmel weiß, was zu lernen.

Also wieder ein Hochmuthsnarr mehr! dachte mancher und ich selber; wieder einer, der sich über sein Handwerk erheben will. Man irrte sich und ich mich auch. „Mein Sohn muß Handwerker werden, wie ich!“ sagte er.

Er, wie sein Sohn gehören jetzt zu den wohlhabendsten Bürgern. Der Sohn wohnt in dem hübschen Hause vor dem obern Thor, wo der Kanal die Räder seiner Werkstätte treibt. Er hat eine Menge Arbeiter, und baut gegenwärtig zwei große Gebäude für sein Geschäft. Er ist Mechaniker und verfertigt Maschinen von allerlei Gattungen für Fabriken, Spinnereien, Bergwerke und Wasserwerke; lebt aber so einfach wie sein Vater.

Meister Wunderlich spricht nicht viel; aber weiß zu Allem, wenn's noth thut, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Man wollte ihn schon vor drei Jahren in unsern Stadtrath wählen. Er schlug das aus und sagte: „Der Drehstuhl verträgt sich nicht mit dem Rathsherrnstuhl; einer richtet den andern zu Grunde. Gut gehorchen ist leichter, als gut befehlen. Ich will lieber Meister sein in meinem Fach, als Lehrling in einem andern.“

3. Zwei Bettler.

Ich muß noch ein Geschichtlein vom Meister Wunderlich erzählen.

Als er vor einigen Jahren mit dem damaligen Herrn Oberpfarrer vor der Stadt spazieren ging, kamen ihnen zwei Reisende entgegen, die um ein Almosen baten. Der eine hatte einen kleinen Habersack auf dem Rücken; war dürftig, doch reinlich gekleidet; der Rock zwar abgetragen, doch unzerrissen, sogar das Hemd sehr sauber. Der Mann zeigte im Aeußern etwas Anständiges. Hingegen sein Reisegefährte stellte ein Bild des tiefsten Elends zur Schau. Er trug eine schmierige Kappe auf struppigem, ungekämmtem Haar; einen mit Koth und Erde besudelten Rock. Die nackten Ellenbogen schauten durch die Aermel; und die bloßen Knie durch die Hosen vor.

„Helf euch Gott, sagte der Oberpfarrer: ich habe keine kleine Münze bei mir.“

Meister Wunderlich suchte lange im Geldbeutel, und gab endlich dem Zerlumpten einen Kreuzer, dem besser bekleideten Bettler einen Zehnbätzner.

„Ich hätte es grade umgekehrt gemacht.“ Sagte der Oberpfarrer unterwegs: „Der Unglückliche, welcher kaum hat, seine Blöße zu decken, war gewiß der Hülfe weit bedürftiger.“

Der Meister antwortete: „Wer es von beiden nöthiger hat, kann ich nicht wissen. Aber wer das Wenige nicht zu Rath hält, was er hat, wie jener Lumpenkerl mit dem ungewaschenen Gesicht und den zerrissenen Hosen, der kann auch mit Vielem nicht hausen. Der Mensch trug nicht einmal die Spur von der allerkleinsten Tugend an sich; der Andere doch wenigstens die Spuren von Ordnungsliebe, anständiger Reinlichkeit und Sparsamkeit in seinen Umständen. Er schont seine Kleider, bessert sie aus, wo es daran fehlt. Der Andere ist ein Bruder-Lüderlich, ein Verschwender, der sich aus dem Gewand nichts macht, es versudelt und verhudelt, bis die Fetzen abfallen und man ihm anderes hingeben muß. Dem ist nicht mehr zu helfen; wohl aber dem Andern.“

„Kommen von unsern Bürgersleuten zu mir um Geld zu leihen, geh' ich erst zu ihnen ins Haus, unter einem Vorwand. All' meine fünf Sinne sagen mir gleich, wo Hilfe wohl angewendet ist. Hör' ich die Frau keifen, den Mann fluchen und wettern; seh' ich Unordnung, ungemachte Betten, Wollenstaub unter Tisch und Stühlen, Alles durch einander, daß man erst abräumen muß, wo ich sitzen kann; fühl' ich alles, was ich berühre, klebrig von Schmutz; riech' ich versessene Luft, Stank und Wein- oder Brannteweinduft: so leih' ich kein Geld ohne hinreichende Hypothek und Bürgschaft. — Immer hab' ich gefunden, wo in der armen Haushaltung Ordnung und Sparsamkeit und große Sauberkeit ist, da kann man mit hal-

dem Unterpfand ruhig sein Geld leihen und aushelfen. Ich habe mich dabei selten betrogen. Wer sein weniges Eigenthum vernachlässigt, der wird auch das meinige vernachlässigen, was ich ihm borge."

4. Immer der Gleiche.

Bis zum Jahr 1798 stand die sonst rühmlichst bekannte Stadt Altenkasten unter landvögtlicher Hoheit, denn sie gehörte damals zu den gemeineidsgenössischen Vogteien. In älterer Zeit soll sie und das Land umher sogar eigene Grafen gehabt haben, wo nicht gar Herzöge. Es mag sein. Ein altes, kaum sichtbares Mauerwerk, das man noch jetzt gern Schloß Altenkasten nennt, steht wenigstens, als demüthiger Zeuge vergangener Herrlichkeit, auf dem sogenannten Strunkhübel, eine Viertelstunde von der Stadt. Mein Vater hat mir noch davon erzählt, daß einmal ein deutscher Edelmann gekommen sei und für den Schutthaufen, nebst der daran stoßenden, sogenannten, magern Schafweid 20,000 fl. geboten habe, vermuthlich um seinen adelichen Titel noch mehr zu veredeln. Vielleicht hätte er da etwas Neues gebaut. Der Stadtrath aber schlug in seiner Wohlweisheit den Verkauf ab, weil er besorgte, der Edelmann möchte, als Herr von Altenkasten, früher oder später die ehemaligen Grafenrechte über die Stadt geltend machen! Jetzt trägt der Steinhaufen, und das Land dabei, keine 20 fl. ein. So arg kann sich schweizerische Freiheitsliebe verrechnen.

Altenkasten besaß unter der gemeineidsgenössischen Herrschaft vielerlei Rechtsame, die freilich nicht viel eintrugen; sogar eigene Galgen. — Trotz dem war unsere Bürgerschaft, als die Franzosen ins Land kamen, vom Revolutionsgeist wie besessen, und machte sich nichts aus ihren Vorrechten und Freiheiten. Sie wollte sich durchaus nicht gegen die Franzosen schlagen; und tanzte sogar um den Freiheitsbaum. Nämlich unsere Herren und Bürger meinten,

es würden künftig an der dürren Tanne Landvogteien, Syndikats-, Landschreiber- und Landweibelstellen für sie selber wachsen. Sie trieben es mit ihrem patriotischen Freisinn so arg, daß wenig fehlte, die Stadt wäre vom Landvolk einmal geplündert und zerstört worden. Denn die einfältigen Bauern wußten damals gar nicht, um was es eigentlich zu thun sei; oder was aus der ganzen Welt werden würde, wenn die regierenden Kantone und deren Vögte aufhörten zu regieren. Unsere Altenkastner aber wußten, was sie wollten; sie hofften eine Hauptstadt zu werden. Leider aus Kanton und Hauptstadt Altenkasten ist nichts geworden.

Die Bauern aber rund um uns her sind mit der Zeit klüger geworden, verstanden ihren Vortheil und söhnten sich bald genug mit unserm revolutionslustigen Städtli wieder aus. In der Stadt ließ man auch fünf grade sein, wenn schon nicht jeder Bürger sein verlangtes Pöstlein bekam. Am zufriedensten war einer unserer Herren Rathsherren, der den Wahlspruch hat: Semper idem, d. i. immer der Gleiche.

Er hatte seiner Zeit im Städtlein für einen großen Staatsmann gegolten, und sich sogar im Tanz um den Freiheitsbaum, voll patriotischen Eifers, das linke Bein verrenkt. Zur Entschädigung ward er in den großen Rath der helvetischen Republik erwählt und Bürger-Rathsherr. Er hat sich durch kluges Schweigen rühmlich ausgezeichnet; und seitdem ist er bei allen Regiments- und Staatsveränderungen hochwohlgeboren obenauf geschwommen. Er blieb: Immer der Gleiche, und sagte: Für das Vaterland sei Alles leicht zu tragen, sogar die Besoldung.

Plötzlich drehte sich Alles im Jahr 1830 um. Das Landvolk verlangte Abänderung der Verfassung, Verbesserung der Gesetze, Gleichstellung von Städten und Dörfern in ihren Rechten. Unser Herr Immer-Gleich merkte Unrath, er könne bei der Gelegenheit um die Hochwohl-Geburt, um Ehrenplatz und Ehrenbe-

soldung kommen. Er schrie Mordio über die neue Verfassung und schrieb fürchterliche Zeitungs=Artikel dagegen. Die Bürgerschaft schrie, wie er, und hätte wohl auch geschrieben, wenn sie gekonnt hätte. Sie verwarf einmüthig die Pöbelverfassung. Sie gehörte nun zu der aristokratischen Partei und bildete sich darauf nicht wenig ein.

Aber das Landvolk in den Dörfern verstand seinen Vortheil besser. Jetzt war es patriotisch, oder liberal geworden und nahm die neue Verfassung mit großer Mehrheit an.

Herr Immergleich kam in schwere Verlegenheit. Er war wieder auf dem Sprung liberal zu werden, so gut wie er es schon, als junger Mann, im Jahr 1798 gewesen, wenn man ihn nur wählen würde. Alles zum Besten des Vaterlandes! sagte er. — Allein er fiel bei den Wahlen durch, so, daß er am heftigen Durchfall starb.

5. Der Fabrikant.

Ab und zu haben wir in unserer ehrwürdigen Stadt bei hundert Bürger, und überhaupt 500 Einwohner, alt und jung verständig und unverständig, beiderlei Geschlechts. Es ist noch Platz genug darin für uns Alle; daher sind wir nicht, wie andere Städte, in die Noth gekommen, Ringmauern niederzureißen. Sie werden jährlich auf öffentliche Kosten ausgeflickt, um dem Mauermeister etwas Verdienst zuzuwenden. Der Stadtgraben ist mit kleinen Gemüsgärten und kleinen Gartenhäusern ausgefüllt, worin an schönen Sommerabenden die Töchter von Altenkasten zuweilen, nebst den Fröschen, um die Wette singen.

Es behaupten Viele, die Stadt habe vor Zeiten noch einmal so viel Einwohner gehabt, als heutiges Tages; was mir auch wahrscheinlich ist. Andere hingegen behaupten schnurstracks das Gegentheil, die Stadt sei dermalen übervölkert, so, daß ein ehrlicher Mann kaum noch darin sein Auskommen finde.

Vor zwei Jahren meldete sich ein reicher Fabrikant, um sich in das Bürgerrecht von Altenkasten einzukaufen. Er sagte mir, es sei des Stadtbaches willen. Weil ich mit ihm wohlbekannt bin, hab' ich in der Bürgerversammlung das Wort für ihn genommen. Ich stellte meinen lieben Mitbürgern vor, in volkreichen Städten sei mehr Gewerb und Verdienst und Geldumlauf, als in menschenleeren Städten. Jeder Handwerker habe mehr Gewinn, wenn er für 50, als für 5 Kunden, wie jetzt, arbeite. Viele tragen gemeine Lasten gemeinsam leichter, als Wenige. Während andere Schweizerstädte in alten Zeiten ihr Bürgerrecht verschlossen, hätten Basel, Zürich, St. Gallen es von Zeit zu Zeit allen wohlhabenden, oder gewerbbringenden Fremden gern geöffnet, und wären dadurch blühender und mächtiger geworden.

Es unterstützte mich niemand, als Meister Wunderlich. Wir beide liefen aber übel dabei an. Zuerst kam der Schlossermeister Bissig, und meinte: Das Ding lasse sich wohl bedenken. Fremde hätten nie so viel Vaterlandsliebe im Leibe, als Eingeborne; Neubürger wollten immer das große Wort führen, und so viel Recht haben, als Altbürger, ja oft mehr und möchten alles meistern. Fabrikanten brauchten selten den einheimischen Handwerker, sondern ließen Fremde kommen, unter dem Vorwand, die verständen es besser; im Grunde wäre das nur Brodneid gegen unsere Handwerksleute. Wir verlangen also keine fremden Schlucker und Mucker. — Ein Drittel der ganzen Gemeindsversammlung nickte beifällig.

Dann trat der alte Pintenschenk Huderli auf, der gegenwärtig im Bürgerspital ist. Er meinte: Mit Kaufleuten und Fabrikanten stehe es so so! Heute reich, morgen Falliment! Dann lägen sie mit Weib, Kindern und Kindeskindern der Gemeinde auf dem Nacken. Das Stadtarmengut sei nicht so reich, auch die Fremden zu füttern. Es gebe jetzt schon für Altbürger davon nur schmale Bissen. Man sollte lieber, statt neue Bürger aufzunehmen, diese und jene zur

Auswanderung bewegen, damit für die Uebrigen besser durchs Armengut gesorgt werden könne. — Zu dieser Rede nickten und brummten Zwei Drittel der Versammlung Beifall.

Endlich stand auch unser Oberpfarrer auf, und schlug dem Fasse nun gar den Boden aus. Denn, meinte er: Fabrikanten machen mit leichtem Verdienst leichtsinniges Volk; frühe Ehen, frühen Kindersegen der Fabrikarbeiter, frühe Bettler. Fabrikherren thäten gern groß; wollten eine Art Halbgelehrte sein, (dabei schielte der Oberpfarrer nach dem Meister Wunderli und mir herüber;) möchten gern Alles, wie sie sagen, bessern und ändern; eigentlich, deutsch herausgesagt, revolutioniren. Man hätte an der liberalen Gleichmacherei im Lande schon übergenug. Die Verfassung, die der Pöbel für den Pöbel gemacht habe, bringe die Städte um Nutzen und Ehren; und die Religion in Gefahr, weil man sogar für den geistlichen Stand die ihm gebührende Ehrfurcht ablegen wolle. Fabrikanten und Kaufleute kämen gewöhnlich selten zur Kirche. (Der Oberpfarrer schielte wieder herüber.) Die Bürgerschaft von Altenkasten wäre von jeher eine mit einander vertraute, einträchtige, fromme, biedere Familie gewesen. Man müsse nicht gleich jeden hergelaufenen Fremden, der sich bei uns fett machen wolle, zum Mitglied unserer Haushaltung nehmen. Der sich Anmeldende wäre nicht einmal aus einer Stadt gebürtig, sondern nur ein sogenannter Landbürger, wie man heutiges Tages die Bauern nennen müsse. — Da nickten drei Drittel der Versammlung Beifall.

Mein guter Fabrikant mußte sich anderswo einen Bach für das Rad suchen, und seine Industrie wurde fortgewiesen.

6. Das Bombardement.

Die auf unserm Rathhaus befindliche, glaubhafte Chronik der Stadt Altenkasten belehrt uns über den Ursprung mancher löblichen Ordnungen und Gebräuche aus der alten, guten Zeit.

Vom Jahr 1712 heißt es:

„Item, in diesem Jahre hat der erschreckliche Toggenburger-Krieg großes Unglück zur Welt gebracht. Am 1. April ist ein Haufen äbtischer Truppen gegen unser Städtlein mit zwei Stück Geschütz gezogen. Die Bürger standen zur tapfern Widerwehr an der Stadtmauer hinter derselben, jeder auf einer Leiter. Als aber die feindlichen Bluthunde ein Bombardement anhoben, auch sogar eine Kanonenkugel in die Stadt warfen, und die Bürger von dannen eilten, sorgfältiglich nachzuschauen, wessen Haus brenne, fand man die ganz eiserne Kugel auf einem Misthaufen vor Hansen Schreiners neuem Haus wunderbar ohne alle Kraft liegend. Mittlerweilen aber gelangte der Feind durch das unbewachte Thor; doch hatte er Eil zum andern Thor hinaus zu gehen, sintemal er große Furcht bezeugte vor der tapfern Stadtbürgerschaft, und er auf den Gassen nicht Fuß fassen konnte. Denn es regnete dermaßen, daß die Dachkännel sich wie Bäche ergossen, und den Stückschützen die brennenden Lunten verderbten."

„Das Jahr darauf hat demnach ein löbl. WW. Stadtrath, im Angedenken des besagten, erschrecklichen Bombardements befehlen: es sölle in Zukunft und zu ewigen Zeiten jeder Bürger vor seinem Hause, es sei alt oder neu, einen anständigen Dünghaufen bewahren und in Ehren halten; desselbigen Gleichen sölle in Zukunft jegliches Dachkännel wenigstens 6 Mannsschuh weit über die Gassen langen, jedoch dergestalt, daß das Regenwasser keinem der gegenüber Wohnenden in die Fenster fahren möge. Das löbl. Stadtbauamt nebst Stadtschreiber und Weibel söllen alljährlich, auf Gemeindskosten, einen Umgang halten, ob dem nach gelebt werde."

Wirklich liegen seit Anno 1713 die Misthaufen auf den Straßen, zum Schutz der Häuser bei allfälligem, erneuertem Bombardement. Alljährlich zu Frohnfasten hält auch das Stadtbauamt und Zubehör den Umgang, die Länge der Dachrinnen zu betrachten, die

Misthaufen zu besteigen und zu beriechen. Nach vollbrachter Arbeit halten die Herren, auf Kosten des Stadtseckels eine gemeinschaftliche, wohlverdiente Mahlzeit.

Einige Bürger, die sich nicht so sehr vor einem neuen Bombardement, als vielmehr vor Ungesundheit und Verpestung der Luft durch Ausdünstung der Misthaufen fürchten, oder die deren Geruch nicht lieben, haben sie seit 1831 abgeschafft. Das hat diese Herren selbst aber in sehr übeln Geruch von Liberalität und Neuerungssucht gebracht.

7. Das kaiserliche Privilegium.

So viel bekannt ist, hatten unsere Vorfahren von jeher sehr republikanische Gesinnungen; die waren ihnen von Natur angeboren, und durch Erziehung und Beispiel noch tiefer eingeprägt. Darum verdienen die Bürger von Altenkasten mit Recht den Namen freier Schweizer so gut, wie die Unterthanen anderer Schweizerkantone. Eine der schönsten republikanischen Tugenden ist unstreitig die Liebe der Oeffentlichkeit, oder wie man zu sagen pflegt, der Publicität. Diese Liebe pflanzte sich bis auf unsere Zeiten fort, von Kind zu Kindeskind, und ist wahrlich unvertilgbar geworden. Man will in Sachen, die zur Stadt gehören, keine Geheimnißkrämerei. Freilich, wie es immer geschieht, übertreibt man es dann auch darin zuweilen, z. B. wenn Häuser da und hier, wie schon gesagt, durch Dächer und zerbrochene Fenster, Sonne, Mond und Sterne zu jeder Stunde hineinleuchten lassen, oder wenn die liebe Stadtjugend ihre nackten Ellenbogen, Kniee u. s. w. durch Löcher in den Aermeln, durch zerrissene Hosen und Schuhe, der Oeffentlichkeit übergibt. Ich sage, das ist Uebertreibung der Oeffentlichkeit.

In ältern Zeiten hatte man zu Altenkasten ganz besondere Anstalten zur Beförderung der Publicität getroffen. Sie werden,

wegen ihres ehrwürdigen Alterthums, zum Theil auch noch heutiges Tages geschätzt, und beruhen auf einem kaiserlichen Privilegium.

Nämlich laut einer pergamentnen Urkunde im Stadtarchiv, ertheilte Siegmund schon im Jahr 1435 den Bürgerfrauen der Stadt Altenkasten die Rechtsame auf alles Löbliche und Unlöbliche in gesammten Haushaltungen des Städtleins, Kindtaufen, Gastmähler, neue Röcke, Putz, Hausordnung, Ehestreitigkeiten, Hochzeiten, Küche und Keller, zu achten und achten zu lassen, um solches zum gemeinen Besten öffentlich bekannt zu machen.

Auf dieses Privilegium hin verordnete der löbl. Stadtmagistrat: Es sollen die ehrsamen Bürgerfrauen unfehlbar und regelmäßig alle Morgen, oder auch sonst unter Tags, zu den öffentlichen Stadtbrunnen, ihre Mägde und Köchinnen, im Nothfall auch die erwachsenen Töchter, aussenden, damit dieselben sich gegenseitig berichten, was in ihren Häusern Denkwürdiges vorgefallen sei oder noch vorfallen werde. Die besagten Gesandtinnen sollen eilfertig die Brunnenberichte ihren Hausfrauen überbringen, damit letztere solche reiflich erwägen und vorläufig den Nachbarinnen mittheilen können, bis sie Abends, wenn sie zu Chilt (Soirée) gehen, oder wenn sie beim Thee und Kaffee mit Frau Basen, Gevatterinnen und andern Freundinnen, Sitzung ihres gemeinnützigen Vereins halten, ausführlicher darüber zu verhandeln im Stande sind.

Ueber die Form der Verhandlungen beim Thee oder Kaffee gab der Stadtmagistrat den Bürgerinnen von Altenkasten noch eine überaus weise Vorschrift. Er verbot nämlich, über keine anwesende Person Nachtheiliges zu erzählen, sondern einzig und allein nur von Abwesenden.

Zur Ehre unserer lieben Mitbürgerinnen muß ich sagen, daß sie die Rechtsame und Pflichten, die sie vom Kaiser Siegmund, zum Behuf der Oeffentlichkeit in Stadtangelegenheiten empfangen hatten, jederzeit treu und gewissenhaft handhabten. Ja, sie ließen

sich die Mühe nicht verdrießen, an hohen Waschfesten, selbst bei sonst sehr verschwiegenen Wäscherinnen, geheime Kundschaft einzuziehen.

Auch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Zeitungen behaupteten die Frauen von Altenkasten noch lange Zeit ihre kaiserlichen Rechtsame und Freiheiten. Es gab unter ihnen berühmte Publicistinnen, denen nichts entging, kein Kuß, den ein Mädchen heimlich, keine Ohrfeige, die ein Weib von ihrer Ehehälfte vertraulich empfangen hatte; keine versalzene Suppe, keine neue Haube, auf die man sich etwas einbildete; kein Kind, dessen Vater Niemand kennen wollte, kein Verzeichniß von Taufpathen und eingeladenen Gästen u. d. gl. m. Alles was geschehen und nicht geschehen, oder nur vermuthet war, kam ans Tageslicht; selbst die Staatsgeheimnisse im Rathssaal mußten die Rathsherren den Rathsherrinnen, zum Besten des gemeinen Wesens, beichten. Eine Frau Rathsherrin hatte daher immer Vorzug vor Andern, weil sie mehr zu melden wußte.

Zwar wurde schon 350 Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst auch in Altenkasten eine Buchdruckerei angelegt, in welcher Kalender, Schul- und Gebetbücher ans Licht traten, sogar endlich eine Zeitung ausgegeben ward; allein der Stadtrath gab die Erlaubniß dazu ausdrücklich nur mit Vorbehalt älterer Rechte. So ward dem Zeitungsschreiber nicht gestattet, den Frauen ins Amt zu fallen, und die Berichte der Brunnenwäscherinnen- und Glätterinnen-Commissionen bekannt zu machen; auch von der Stadt und dem Stadtrath und seinen weisen Verhandlungen und Thaten durften die Zeitungen nichts, oder nur Preiswürdiges, melden.

Zu dem Ende erklärte man den Herausgeber der Zeitung gleich beim Antritt seines Berufs für unverständig, albern oder boshaft; dann, und das von Rechts wegen, setzte man ihm einen Vogt, der den Titel Censor empfing und Rathsherr sein mußte, weil nur

ein Rathsherr den besten Verstand in der Welt hat. So ließ sich die Sache machen.

Allein mit dem Jahr 1830 ging bekanntlich die alte, gute Zeit zu Ende, nicht nur für die Rathsherren, sondern auch für ihre Frauen. Die Städte Bern, Freiburg, Solothurn und andere mehr verloren ihre alten Freiheiten und Rechtsame; so auch ging das kaiserliche Privilegium für die Stadtbürgerinnen von Altenkasten verloren; denn in der neuen Kantonsverfassung ward Preß- und Lesefreiheit erklärt. Wenn Kaiser Siegmund hören könnte, wie es seinem Privilegium ergangen ist, er würde sich vor Aerger im Grabe umkehren. Denn nun hat Jeder dasselbe Recht, wie vor Zeiten unsere Frauen, und kann alle Schande und Albernheiten drucken lassen, wie es ihm gefällt.

Wirklich steht jetzt an der Spitze der Publicität ein altes, bissiges Waschweib, Namens Anna Gifthaberin, geborne Klatsche, welches die Zeitung von Altenkasten herausgibt. Diese ehrwürdige Matrone, ich muß es selber gestehen, hat die vorzüglichste Gabe, Unwahrheiten zu erfinden und Wahrheiten zu verdrehen, Pasquille auf ehrliche Leute zu machen oder diese zu verdächtigen; neue Uebel- und Spitznamen, oder Schimpfwörter auf bewundernswürdige Weise zu ersinnen; aufzuhetzen und Zänkereien zu stiften. Daher wird die Zeitung von Altenkasten auch von Leuten ihres Gleichen, von Waschweibern mit und ohne Hosen, begierig gelesen. Ja, unser Städtlein könnte sich etwas darauf einbilden, daß mehrere Zeitungen in der Schweiz den Ton unserer berühmt gewordenen Frau Gifthaberin, geborne Klatsche, nachäffen. Allein mit Recht bedauern alle Frau Basen und Gevatterinnen hiesigen Orts, daß ihnen ihr Privilegium von den Revolutionärs so gewaltsam entrissen worden ist. Dem Vernehmen nach, will der Scharfrichter von Altenkasten mit künftigem Jahr ebenfalls eine neue Zeitung herausgeben, die alles Bisherige übertreffen soll. Sie wird nicht, wie

Einige behaupten, der Staubbesen heißen, sondern der **Pranger**. Als Zeitungsschreiber will er selber dabei Scharfrichterdienst verrichten und wo nicht die Leute selbst, doch nach Belieben die Namen derer daran nageln, die ihm leidig sind. Ein ehrenwerthes Gewerbe.

8. Die öffentlichen Bibliotheken.

Obwohl meine liebe Vaterstadt klein ist, hat sie doch zwei öffentliche Bibliotheken oder Büchersäle. Die eine steht auf dem Rathhause, und rührt eigentlich von einem alten, eingegangenen Kloster her. Diese Büchersammlung ist eigentlich nur für Reisende, welche bei uns Sehenswürdigkeiten sehen wollen, die andere ist eine Leih- und Lesebibliothek, die benutzt wird, besonders von der wißbegierigen, halberwachsenen Jugend.

Die Stadtbibliothek wird nur für Fremde geöffnet, sonst bleibt sie das ganze Jahr verschlossen. Die Bücher sind sehr alt, die Einbände waren vor zehn Jahren noch zerlappt und von Würmern zerfressen. Der Stadtrath wollte seinen Eifer für Wissenschaften zeigen und ließ allesammt neu einbinden, woran er recht that. Dadurch bekam erstens er einen guten Namen, als Beförderer der Gelehrsamkeit; zweitens die Stadt eine Sehenswürdigkeit; drittens wurden dadurch zwei Buchbinder von der Vergantung errettet. Der eine derselben war des vielvermögenden Stadtschreibers Bruder, der andere ein Nepot des Hrn. Stadtseckelmeisters.

Die Leih- und Lesebibliothhek ist nicht ohne Einfluß auf Verfeinerung der Sitten geblieben. Unsere Schulbuben sind fleißiger geworden; sie lesen jetzt gern und wenn sie auch sogar in der Schule nichts lernen mögen. Einige von ihnen spielen schon kleine Räuberromane bei ihren Aeltern und bei Andern. Zwölf- und vierzehnjährige Knaben betragen sich weit männlicher denn ehemals; sie rauchen schon Tabak, gehen in Wirthshäuser, trinken Wein und

Branntewein, troß einem Alten, räsonniren über Staatssachen, die sie besser verstehen als die Erwachsenen, hecheln ihre Lehrer durch, und sind im Durchschnitt so wißbegierig, daß sie auf den Gassen jedem Fremden nachlaufen, der nicht, wie wir andere Altenkaster, aussieht.

Unsre schönen Altenkasterinnen sind für die schönen Wissenschaften ganz besonders empfänglich, seit die Lesebibliothek da ist. Sie wissen von Allem mitzureden; ja, manche, die noch nicht einmal kochen, flicken und nähen können, sind im Stande die artigsten Verse zu machen; spielen mit jungen Burschen über die Gasse einen Roman und mit ihren Aeltern Komödie. Ich kenne ein Töchterlein, das schon im vierzehnten Jahre den rührendsten Liebesbrief geschrieben hatte. Kein Wunder, wenn die Aeltern, besonders die Mütter, auf solche bewundernswürdige Naturgaben ihrer Töchter etwas stolz sind, und sie sie jedem jungen Herrn, besonders wenn er Vermögen hat, zeigen, äußerst bescheiden anrühmen und geltend machen. Man muß das der mütterlichen Eitelkeit zu gut halten.

Bei allen unverkennbaren Vorzügen des schönen Geschlechts und dessen feiner Bildung in unserm Städtlein, ist es etwas bedauerlich, darin von Jahr zu Jahr die Anzahl der alten Jungfern vermehrt zu sehen. Zwar wollen sie selber nicht das Wörtlein alt, — andre nur sogar nicht einmal das Wort Jungfer — gelten lassen, so daß zuletzt gar keine alten Jungfrauen bei uns vorräthig wären. Allein alle diese Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten werden schon durch den letzten Gemeindsbeschluß offenbar widerlegt; denn die Gemeindsversammlung hat beschlossen, bei dem großen Rathe des Kantons mit einer Petition einzukommen, des Inhalts: Um das unmäßige und unbefugte Einheirathen fremder Töchter in die hiesige Gemeinde zu vermindern, weil solches offenbar zum Schaden der Stadtbürgertöchter gereicht, solle in Zukunft die Einfuhr von Frauenzimmern (aus andern Städten) und von Weibsbildern (aus

Dörfern) durch stärkern Eingangszoll, oder durch Erhöhung der sogenannten Weiber-Einzugsgelder, erschwert werden. Der Ertrag dieser Weiber-Einzugsgelder soll zur Errichtung eines Stadtjungfernstiftes, oder eines Nonnenklosters, ausschließlich bestimmt sein und verwendet werden.

Vorgethan und nachbedacht.

Herr Petz verkauft Haus, Hof und Garten,
Und setzt den Thaler auf die Karten;
Bis er das Letzte noch verspielt
Und dann die große Wahrheit fühlt:
„Ach, vorgethan und nachbedacht
Hat manchem großes Leid gebracht!

Mareili liebt die Tändeleien,
Sie macht die Spröd' und will nicht freien;
Doch wird sie älter, seufzt sie — Ja!
Allein, dann ist kein Freier da.
„Drum vorgethan und nachbedacht
Hat manchem großes Leid gebracht!“

Trink, Peter, trink den Wein aus Fässern,
Denn Säufer sind nicht leicht zu bessern;
Bist du ein Lump, dann ist's genug,
Dann schreib um deinen Wasserkrug:
„Ja, vorgethan und nachbedacht
Hat manchem großes Leid gebracht!“

Der junge Herr liebt Putz und Freuden,
Kann Bücher nicht und Arbeit leiden;
Das Geld vergeht, der Kopf bleibt leer;
Den dummen Herrn braucht niemand mehr:

Drum vorgethan und nachbedacht
Hat manchem großes Leid gebracht.

Herr Tröler mag gern prozessiren,
Und sollt er noch so viel verlieren.
Am Ende wird sein Geldsack hohl
Und der des Advokaten voll;
Denn vorgethan und nachbedacht
Hat manchem großes Leid gebracht.

Herr Knips fand schon als Kind Vergnügen
Des Nachbars Kinder zu betrügen,
Betrüger blieb er auch als Mann,
Und erst im Zuchthaus dacht' er dran:
Ja, vorgethan und nachbedacht
Hat manchem großes Leid gebracht.

Das Jüngferlein mag gern in Tänzen,
In neuen Modekleidern glänzen,
Doch Keiner will den Aufwand frein,
Man läßt sie mit dem Prunk allein.
Drum vorgethan und nachbedacht
Hat manchem großes Leid gebracht.

Der Schweizerbote macht ein Späschen,
Flugs hält sich der und der beim Näschen,
Und schreit: der Bote meinet mich!
Man lacht. Warum verräthst du dich?
Drum vorgethan und nachbedacht
Hat manchen zum Gespött gemacht.

Die Neujahrswünsche.

Jeder wünscht sich langes Leben,
Seine Kisten voller Gold,
Wiesen, Wälder, Aecker, Reben. —
Würde, was zum neuen Jahr
Sich die Leutchen wünschen, wahr,
Dann erst wär' es um die Welt,
Glaubt es, jämmerlich bestellt.

Lebten wir schon tausend Jahre,
Was gewönnen wir dabei?
Kahle Köpfe, graue Haare,
Und das ew'ge Einerlei!
Im erschrecklichen Gedränge
Ungeheurer Menschenmenge
Würden Stadt und Dorf zu enge,
Fast die ganze Welt zu klein.
Niemand könnte etwas erben,
Denn es würde Keiner sterben;
Und wer möchte Doktor sein?

Wäre Jedermann so reich,
Als wohl Jeder wünscht zu werden:
Nun, dann würden wir auf Erden
Uns als Lumpen, alle gleich.
Weil, um Lohn, des Andern Bürde
Niemand auf sich laden würde,
Müßte Jeglicher allein
Sein höchsteigner Diener sein;
Selber sein Paar Strümpfe stricken,
Möcht' er nicht gern barfuß gehn;

Selber Rock und Hosen flicken,
Möcht' er nicht wie Adam stehn;
Müßte kochen, braten, backen,
Liebte er gesunde Kost;
Wäre er kein Freund vom Frost,
Müßt' er selber Holz sich hacken.

Ständen Alle ohne Mängel
Wir hienieden schon als Engel,
O wie wär' es böse Zeit
Für die liebe Geistlichkeit!
Wer denn möchte Pfarrer werden
In dem Himmel hier auf Erden,
Wenn der Laie besser wäre,
Als die Predigt, die er hört?
Nur wo nöthig ist die Lehre
Und sonst nirgends hat sie Werth.
Advokaten gingen müßig;
Richter wären überflüssig;
Dorfmagnaten, Potentaten,
Schuldenboten und Soldaten,
Kanonier und Musketier,
Trommelschläger, Offizier,
Und Dragoner und Husaren
Wären überflüß'ge Waaren.
Ach in diesem Weltgetümmel
Wüchse wieder neue Noth,
Denn es brächte unser Himmel
Manchen braven Mann ums Brod.

Wären alle Mädchen schön,
Und von außen und von innen,

Und vom Wirbel bis zum Zeh'n,
Zauberische Huldgöttinnen:
Zu alltäglich, zu gemein
Würden schöne Mädchen sein;
Niemand würde auf sie blicken.
Wäre Alles Diamant,
Was jetzt Kiesel ist und Sand,
Niemand möchte sich drum bücken.

Wüßte jeder Tropf genug,
Wären alle Thoren klug,
Könnte Niemand Bess'res sagen,
O so gäb' es nichts zu fragen,
Nichts zu lernen, nichts zu lehren,
Nichts zu tadeln, zu bekehren;
Jeder schwatzte wie ein Buch;
Nirgends wäre Widerspruch;
Und die Welt, bei Ja und Nein,
Schlief' aus langer Weile ein.

Jeder wünscht zum neuen Jahr;
Aber würde Alles wahr,
Dann erst wär' es um die Welt,
Glaubt es, jämmerlich bestellt!
Wollet Ihr die Welt verbessern,
(Bloße Wünsche thun es nie,
Winke sind's der Phantasie!)
Wollet ihr die Welt verbessern,
Fange Jeder an bei sich,
Denn der Mittelpunkt der größern
Welt ist Jeglichem sein Ich.

Dieses Ich wirft seine Strahlen,
Einer innern Sonne gleich,
Durch des Lebens weites Reich.
Wie es selber ist, so malen
Sich die Dinge klein und groß,
Prächtig oder farbenlos.

Freund, was Du vom Leben sagst,
Was Du über Menschen klagst,
Was Du preisest, was Du tadelst,
Was Du lästerst, was Du adelst,
Schildert, glaub' es sicherlich,
Nicht die Welt, es schildert Dich;
Alles ist von Dir gesagt,
Hast Dich selber angeklagt.

Das ewige Alte.

Man spricht so viel vom Lauf der Welt;
Wo läuft sie denn, ihr Narren?
Wer die für galoppirend hält,
Hat wohl den größten Sparren.
Sie schleicht so leichten Schneckenschritt,
Daß man nicht Trott vernimmt, noch Tritt,
Und bleibt beim ew'gen Alten.

Sie geht wie eine gute Uhr,
Und geht nicht von der Stelle.
Sie läuft und braust und sprudelt nur,
Wie eine starke Quelle.

Wie Wellen rinnen Jahr um Jahr,
Die Quelle quillet immerdar,
Und Alles bleibt beim Alten.

Herr Ohnekopf, von Stolz entbrannt,
Läßt sich zum Rathsherrn wählen,
Denkt: mit dem Amt kommt auch Verstand,
Das kann mir gar nicht fehlen!
Ist Rathsherr nun mit Zopf und Schopf,
Und ist doch immer ohne Kopf;
Denn Alles bleibt beim Alten!

Wer gestern vornehm sich gebläht,
Muß heute tief sich bücken;
Wer heute breit auf Stelzen geht,
Braucht morgen wieder Krücken.
Denn unterm lieben Monde hier
Gilt's heute mir und morgen dir,
Und Alles bleibt beim Alten.

Viel arme Narren glaubten schon
Die goldne Zeit vorhanden,
Die helle Weisheit auf dem Thron,
Das Vorurtheil in Banden;
Die Menschen wären aufgeklärt,
Und in vergangner Noth bekehrt —
Gefehlt! Es blieb beim Alten!

Es lebt der alte Kukuk noch,
Und heiliger Bocksbeutel;
Wer heller sieht, der muß ins Loch,
Philosophie ist eitel.

Da lauert Inquisition,
Die Jesuiten kommen schon —
Doch still! Es bleibt beim Alten.

Es gährt und tobt und stürmt so laut,
Es wackeln viel Perrücken;
Wer klug und pfiffig ist, der baut
Dem Feinde goldne Brücken.
Denn was von heut ist, was es sei,
Es ist nicht alt, es ist zu neu;
Glaubt's nur: Es bleibt beim Alten.

Der neue Singsang ist nicht alt,
Und kläng' er noch so artig;
Gewaltig ist zwar die Gewalt,
Doch allzuscharf macht schartig.
Der erste Hieb ist noch kein Sieg:
Wer kriegen will, dem wird auch Krieg;
Denn Alles bleibt beim Alten.

So geht die Welt im Ring herum,
Und wird fürwahr nicht klüger;
Es ist viel Lärmens um und um,
Bald der, — bald jener Sieger.
Was Recht ist will man nicht verstehn,
Das Wahre will man nicht gern sehn,
Und darum bleibt's beim Alten.

Das Neu' ist alter Schlendrian,
Und nicht das alte Gute!
Mit Titeln ist's nicht abgethan,
Nicht mit der Kinderruthe;

Mit Wappen nicht und Narrethei
Von allerhand Zeremonei;
Drum bleibt's beim lieben Alten.

Das Alte ist nicht alter Mist,
Den du nur willst erneuern;
Wenn du den Schnupfen hast, mein Christ —
Magst du dich dran erfreuen.
Der Koth vergangner Barbarei
Ist unsern Tagen viel zu neu —
Drum sag' ich: Bleibt's beim Alten.

Das Alte ist — und das ist klar,
So sehr es euch auch wundert,
Nicht, was gar schön und zierlich war,
Im vorigen Jahrhundert;
Nein, daß ihr Narren nur es wißt:
Alt ist allein, was ewig ist,
Das Ew'ge bleibt beim Alten.

Und ewig ist der Wahrheit Licht,
Ihr könnt es nicht verlöschen;
Der Hokuspokus hilft euch nicht,
Als leeres Stroh zu dreschen.
Umsonst erklärt er den Verstand,
Für Ueberfluß und Contreband',
Es bleibt, trotz euch, beim Alten.

Und ewig ist der Tugend Werth,
Das werdet ihr nicht ändern;
Der stolze Schuft bleibt ungeehrt,
Trotz seinen Prachtgewändern.

Wer edel denkt, ist Edelmann,
Des Galgens würdig der Tyrann;
So bleibt's beim ew'gen Alten.

Und ewig ist das heil'ge Recht:
Was recht ist, muß recht bleiben.
Und was ihr auch dagegen sprecht,
Und drucken laßt und schreiben:
„Was Allen wohlthut, das ist recht!
Was dir allein nützt, das ist schlecht!“
— Das ist das ew'ge Alte! —

Gottlob, der Schuh ist fertig.

(1807.)

Auf seinem Dreifuß saß Hans Kuh
Unruhig, wie auf Kohlen,
Und maß und schnitt das Leder zu
Für ein Paar neue Sohlen.
Er warf die Ahle auf den Tisch;
Er hämmerte das Leder frisch
Und strich den langen Pechdraht.

Der Mittag war schon längst vorbei,
Die Sonne stieg bergunter;
Dem Meister war's nicht einerlei;
Er brummte wohl mitunter.
Doch schwor er hoch und breit und lang:
„Noch vor dem Sonnenuntergang
Muß sein der Schuh ganz fertig.“

Er nähte rasch; er zog den Draht
Und hämmerte und schnitzte;
Er glättete die rauhe Naht
Und schaffte, daß er schwitzte.
Doch durchs belaubte Fensterlein
Flammt' schon der Abendröthe Schein;
Der Schuh war noch nicht fertig.

Der Meister strengt sich doppelt an
Mit eifrigen Geberden;
Er leistet, was sonst Keiner kann:
Der Schuh muß fertig werden. —
Und wie die Sonne untersinkt,
Hans Kuh empor vom Schemel springt
Und jauchzt: „Der Schuh ist fertig!"

Er trocknet von der Stirn den Schweiß
Und holt vergnügt sein Weibchen:
„Komm her, bewundre meinen Fleiß,
So schau doch nur, du Täubchen!
Sei nicht so mürrisch; freue dich
Und tanz' und juble, so wie ich:
Gottlob, der Schuh ist fertig!"

„Nun denn!" versetzt die Meisterin,
„Was fertig ist, ist fertig!"
— „Nein, Kind, sprich froh, wie ich es bin:
Gottlob, der Schuh ist fertig!" —
„Ei," brummt sie, „laß die Narrethei!
Bin ich doch nicht dein Papagei.
Zum Henker mit den Schuhen!" —

„Wie? mir nur nicht zur Liebe hier
Willst du fünf Wörtchen sagen?
Sei doch vernünftig; jage mir
Nicht Galle in den Magen!“
— „Ei, Galle hin und Galle her,
Ich thu' es nun und nimmermehr,
Pack' dich von dannen, Alter!“ —

Der Meister faßt den Knieriem' nun
Und schwingt ihn in den Händen:
„Noch einmal frag' ich: willst du's thun?
Es könnt' sonst garstig enden!“
Er droht umsonst. Die Meisterin
Verharrt in ihrem Eigensinn
Und weist ihm stolz den Nacken.

Der Faden der Geduld zerriß;
Und thätig ward der Riemen.
Es hat in einem Hui gewiß
Ihr Rücken zwanzig Striemen.
Sie schimpft und heult. Er aber schlug
Bis laut sie schrie: „Es ist genug!
Gottlob, der Schuh ist fertig!“

Der Obervogt war zu der Zeit
Am Haus vorbeigekommen,
Und hatte diesen Ehestreit
Von Anbeginn vernommen.
Er lachte laut, der arge Gauch,
Und hielt den ehrenwerthen Bauch
Sich fest in beiden Händen.

Als er daheim am Tische saß
Und der Geschichte dachte,
Des Essens er beinah vergaß
Und immer vor sich lachte.
Die Obervögtin sah ihn an,
Und sprach: „Was ist denn, lieber Mann,
Dir Lustiges begegnet?“

Der Obervogt erzählt sogleich
Der Dame die Geschichte,
So lang und breit, wie ich sie euch
Hier treu und wahr berichte.
Die Dame sprach: „Die Frau hat Recht;
Der Kerl da ist von Grund aus schlecht;
Wie magst du da nur lachen?“

„Ich, an der Stelle dieser Frau,
Ich würd' ihn besser laugen;
Beim ersten groben Worte, schau!
Kratzt' ich ihm aus die Augen.“
Der Obervogt sprach: „Liebes Kind,
Ich glaub's, du riefest nicht geschwind:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!“

„Wenn ich dich aber so recht mild,
Recht zärtlich darum bäte;
Die Bitte wäre schon erfüllt
Eh ich sie dir nur thäte!
Zum Beispiel, Engel, liebes Herz,
Sag mir einmal, nur blos zum Scherz:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!“

Die Vögtin sprach: „Bist wohl ein Tropf,
Mir so was anzutragen!
Und stelltest du dich auf den Kopf,
Jetzt würd' ich's dir nicht sagen."
„Wie?" rief der Vogt erzürnt: „wenn ich
Es aber dir befehle? — Sprich:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!"

„Herr Obervogt, gestrenger Herr,
Ich glaub', Ihr habt ein Tippschen!
Ihr seid fürwahr ein ganzer Narr,
Euch schlag' ich nur ein Schnippschen.
Befehlt, so lang es Euch gefällt,
Euch zu gehorchen aber stellt
Nur Andre an statt meiner."

Grimm fährt der Vogt ihr ins Genick;
„Sei meines Zorns gewärtig,
Sprichst du mir nicht im Augenblick:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!"
Allein die Dame, gar nicht faul,
Gibt dem Gebieter eins aufs Maul,
Daß ihm die Zähne klappern.

Er aber, was er kann und mag,
Zertrommelt ihr den Rücken,
Es hagelt wüthend Schlag auf Schlag,
Als schlüg er sie in Stücken.
Umsonst sind Widerstand und Schrei'n.
„Halt!" ruft sie endlich: „halt doch ein,
„Gottlob, der Schuh ist fertig!"

Die Köchin in der Küche hört
Der hohen Herrschaft Toben,
Bis sie vom Hausknecht auch erfährt,
Um was sich Lärm erhoben.
„Die Frau hat wahrlich recht!“ spricht sie.
„Ich auch, wahrhaftig, thät' es nie,
Wer könnte mich denn zwingen?“

„Was zwingen, Weib?“ rief stolz ihr Mann,
Der Hausknecht: „Wer dich zwingen?
Fast möcht' ich's zeigen, wer es kann,
Du würdest anders singen.
Du solltest, hätt' ich Zeit, fürwahr
Anstimmen bald gar hell und klar:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!“

Die Köchin höhnt: „Versuch' es doch!
Wir wollen einmal sehen!
Nun, wird es? Sieh, ich warte noch.
Auf, wird es bald geschehen?“
„Wenn du denn willst, befehle ich,
Hier, Weib, gleich auf der Stelle, sprich:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!“

„Du kannst noch hunderttausend Schuh
Zerlaufen, bis ich's sage.
Geh, dummer Pinsel, warte du
Nur bis zum jüngsten Tage.
Mich zwingen? Du? Sieh hier der Topf
Fährt dir wie's Wetter an den Kopf,
Wenn s dir danach gelüstet.“

„Das ist zu arg! Was ist zu thun?“
Schrie aufgebracht der Hausknecht:
„Entweder, du gehorchst mir nun,
Wo nicht, so brauch' ich Hausrecht.“
— „Ich dir gehorchen, dummer Tropf!“
Hui, flog der Topf ihm an den Kopf
In hunderttausend Scherben.

Ach allzuspät bereute sie
Die rasche Kanonade.
Der Hausknecht packt und geißelt sie
Nun ohne alle Gnade,
Bis sie, zerstoßen und zerbläut,
Dreimal in einem Athem schreit:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!“

Ihr Frau'n, nehmt euch ein Beispiel dran
Wollt ihr im Haus regieren,
Fürwahr zum Ziele wird und kann
Nachgiebigkeit nur führen.
Ein Trotzkopf aber wird zuletzt
Vom Regimente abgesetzt:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!“

Die Reise ins Schlaraffenland.

(1808.)

Hans Peter war ein kluger Kopf,
Er saß sehr gern zu Tische;
Er hatte gern sein Huhn im Topf,
Und Braten Wein und Fische.

Doch Arbeit, glaubt mir sicherlich,
Die schmeckte ihm so bitterlich
Wie Pillen und Rhabarber.

Zur Zeit der Revolution
Mocht' er gern revoluzen;
Da, dacht' er, gibt es bessern Lohn
Und kannst die Reichen duzen.
Kannst plündern, kräht kein Hahn darnach,
Und schlafen kannst den ganzen Tag
Und Nachts im Wirthshaus trinken.

Allein, allein, er schnitt sich sehr;
Es blieb so ganz beim Alten;
Und Keiner gab die Batzen her,
Um Petern zu erhalten.
Das ärgert ihn und zwar mit Recht;
Er schimpft und das bekam ihm schlecht —
So blieb er still zu Hause.

Es ging ihm aber wahrlich da
Nicht besser, als viel Andern.
„Hans Peter, nach Amerika,
Laßt uns von hinnen wandern!
Da wächst das blanke Gold wie Sand,
Man schenkt dir Haus und dabei Land;
Du hast nur zu befehlen."

Hans Peter packte hurtig ein,
Und wanderte von hinnen.
Als Bettler zog er drüben ein,
Als Bettler blieb er — drinnen.

Die Herren in Amerika
Sind Herrn wie in Helvetia;
Sie zahlen nichts vergebens.

Da wuchs kein Gold, da kam kein Haus,
Da war nichts zu befehlen,
Da gab es keinen Tanz und Schmaus,
Da schneit' es nicht Juwelen.
Hans Peter nahm den Bettelsack
Und kehrt' mit seinem dünnen Pack
Wohl übers Meer nach Hause.

Und als er in die Heimath kam,
Wollt' er nicht gern verhungern.
Fürs Betteln hatt' er zu viel Scham;
Doch auch kein Geld zum Lungern.
Drum that er denn, wie Jedermann,
Der Hunger nicht ertragen kann,
Er ging und suchte Arbeit.

Einst lag er von des Tages Noth
Ermüdet in Gebüschen,
Verzehrte still sein Mittagsbrod,
Thät sich die Augen wischen,
Und schlief beinah darüber ein.
Da hört' er plötzlich Jemand schrei'n:
„Hans Peter, komm und reise!“

„Wohin?“ — „Ei, ins Schlaraffenland,
Ins Paradies der Bäuche;
Da ist die Arbeit unbekannt,
Man kennt nur lose Streiche;

Man trinkt und ißt und ißt und trinkt,
Bis man aufs Lager niedersinkt;
Und treibt's so alle Tage."

Hans Peter ist ein kluger Mann,
Läßt sich's nicht zweimal sagen;
Der Fremde lacht ihn freundlich an,
Und nimmt ihn auf den Wagen.
Und wie im Flug, er weiß nicht wie,
Hopp, hopp, geht's fort; im Hui sind sie,
Im Lande der Schlaraffen.

Er kömmt vergnügt zum Thor der Stadt,
Doch plagte Hunger ihn und Durst;
Die Schildwacht an der Seite hat,
Statt Degens eine lange Wurst,
Und statt Gewehres präsentirt
Sie Petern, wie es sich gebührt,
Ein schönes Maß — Burgunder.

Doch weil in einem Zug das Maß
Hans Peter nicht kann leeren,
Die Schildwacht den Respekt vergaß
Und wollt' ihn Ordnung lehren.
Sie zog den Degen, ach, und stieß
Ihn Petern in die Kehle, bis
Er ihn — verzehret hatte.

Dann ging Hans Peter in die Stadt,
Da klingen Flöten, Geigen,
Denn Alles, was nur Füße hat,
Das tanzt und springt in Reigen.

Die Straßen sahen lustig aus,
Wohin er blickte, jedes Haus
War eine Pintenschenke.

Der Hirt trieb eben froh und frei
Die Heerde auf die Weide.
Doch solches Vieh, bei meiner Treu',
Zu sehn, ist eine Freude;
Gebratne Schweine trieb er fort,
Geschmückt mit Blumen hier und dort,
Citronen in der Schnauze.

Hans Peter gafft mit offnem Mund
Und kann es kaum nur glauben; —
Da fahren plötzlich in den Schlund
Ihm zwei gebratne Tauben.
Sein offnes Maul vermuthlich mag,
Geglichen sein dem Taubenschlag —
Genug, er ließ sich's schmecken.

Und als er nun zum Brunnen kam,
Die Gurgel auszuwaschen,
Da sprang in einem goldnen Ring
Aus neunundneunzig Flaschen,
Was meint ihr? Wasser nur? — o nein,
Es war der schönste, klarste Wein,
War Achtzehnhundertvierer!

Indem er emsig trank und froh,
Verdunkelt sich der Himmel,
Was auf den Straßen war entfloh,
Und still ward das Getümmel.

Da regnet es mit Kling und Klang,
Und Petern war es angst und bang,
Es regnete — Dublonen.

Der goldne Hagel schlug ihm fast
Die Nase vom Gesichte.
Da packt' er eine ganze Last
Vom himmlischen Gerichte,
Stopft sich damit die Taschen voll,
Und lief dann, außer sich, wie toll,
Ins erste beste Wirthshaus.

„Herr Wirth," rief er in vollem Lauf:
„Bei Euch will ich heut wohnen,
Tischt mir das Allerbeste auf,
Ich zahle mit Dublonen!"
„Herr," rief der Wirth: „was soll der Tand,
Denn damit spielen hier zu Land
Die Kinder auf den Straßen."

Doch was nur tragen mag der Tisch,
Das wird nun aufgetragen;
Pasteten, Torten, Braten, Fisch,
Und ganze Kuchenlagen,
Ragout und Crem' und Fricassе
Und Zuckerwerk, und dann Kaffee
Und ellenlange Bratwurst.

Und Rinderzungen für den Durst,
Und Enten und Melonen.
Zuletzt noch Krägli-Mägliwurst
Und Schüsseln voll Macronen;

Und zwischen allen Platten steht
In eigner, stolzer Majestät
Ein Heer von Weinbouteillen.

Hans Peter hatte Zeitvertreib;
Doch hub er an zu klagen:
„Warum ist doch der ganze Leib
Des Menschen nicht ein Magen;
Ach, allzufrüh nur wird man satt,
Zufrüh der Mund vom Essen matt!
Es ist doch Alles eitel."

Doch eine Jungfrau bot die Hand
Zum Tanze ihm in Ehren.
„Hm," sprach Hans Peter, gar galant:
„Mamsell, das läßt sich hören!"
Musik aus allen Ecken klingt:
Hans Peter geht und tanzt und springt
Bis ihm der Odem fehlet.

So lebte nun geraume Zeit
Hans Peter, alle Tage!
Doch endlich ward die Herrlichkeit
Ihm wiederum zur Plage.
Es war das ew'ge Einerlei,
Man aß und trank, trieb Narrethei
Und hatte lange Weile.

Gewohnheit machte Alles ihm
Zuwider und alltäglich;
Bald schimpfte er voll Ungestüm,
Bald seufzte er gar kläglich: —

„Was soll der Wein mir ohne Durst,
Was ohne Hunger mir die Wurst,
Was ohne Lust das Tanzen?“

„Wär' ich in meiner Heimath noch,
Da schmeckte Alles besser,
Und fehlte Wein, so fand ich doch
Des Quelles hell Gewässer.
Der Hunger würzte mir mein Brod,
Erdäpfel, nährend, weiß und roth;
Die schmeckten, nach der Arbeit.“

„Hier werd' ich endlich taub und toll,
Man jubelt, tanzt und springet,
Man dudelt mir die Ohren voll
Und musizirt und singet.
Daheim war's anders, doch gewiß
Auch ohne Dudel schlief ich süß,
Nach Arbeit war's gut ruhen!“

„Am Besten ist's, ich geh' zurück
Und suche meine Hütte!“
So sprach er und im Augenblick
Verdoppelt er die Schritte;
Er sucht das Thor — es ist nicht da,
Statt dessen sieht er fern und nah
Ringsum die höchste Mauer.

Er sieht sie schweigend und ihm graut,
Sie reicht bis an den Himmel,
Von Basler Leckerli gebaut, —
Wie flieh'n aus dem Getümmel?

Schlaraffen tanzen um ihn her
Und halten ihn: „Du kömmst nicht mehr
Aus unsern hohen Mauern!“

Hans Peter wird ergrimmt, und schlägt
Um sich mit beiden Fäusten;
Doch, ach, umsonst! wenn er auch schlägt,
Ihn schlagen doch die Meisten.
Sein Unglück aber wächst noch mehr,
Denn gegen ihn erscheint ein Heer
Schlaraffischer Soldaten.

Mit Hammelkeulen fechten sie
Und auch mit Hasenbraten,
Und aus der Ferne schießen sie
Pasteten, statt Granaten.
Er kämpft und ringt hinab, hinauf,
Und von dem Streiten — wacht er auf,
Er hatte nur — geschlafen.

Er lag noch immer unterm Baum
Wo er vorhin gelegen.
„O Himmel! rief er, welch ein Traum
Von Essen, Trinken, Schlägen!
Doch geht mir mit Schlaraffenland!
Mein Brod, verdient mit eigner Hand,
Schmeckt baß, als euer Braten.“

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Verlagsbericht

von H. R. Sauerländer's Verlag in Aarau.

(September 1858.)

Es ist nun im Druck beendigt, und durch den gesammten Buchhandel zu beziehen:

Novellen und Dichtungen

von

Heinrich Zschokke.

Zehnte vermehrte Ausgabe in Classiker=Format,

geheftet in **siebenzehn** Bändchen.

Subscriptionspreis 6 Thlr. 8 Ngr. — 9 fl. 24 Krz.

(Später wird ein etwas höherer Ladenpreis eintreten.)

Diese neue Ausgabe der **Novellen und Dichtungen** ist nun auch zu haben unter dem Titel:

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite wohlfeile Ausgabe in Classiker=Format, geheftet.

Erste Abtheilung. 1. bis 17. Theil.

Novellen und Dichtungen in 17 Theilen.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften

Zweite Abtheilung. 18. bis 29. Theil

Lebensweisheit und Religion in 12 Theilen

hat bereits im Drucke begonnen. Sie wird enthalten:

Eine Selbstschau. 2 Theile.

(18. und 19. Theil der Gesammelten Schriften.)

In 6 bis 7 Lieferungen zu durchschnittlich 9 Bogen, und

Stunden der Andacht. 10 Theile.

(20. bis 29. Theil der Gesammelten Schriften.)

In 28 bis 30 Lieferungen zu durchschnittlich 9 Bogen.

Subscriptionspreis à 4 Ngr. — 12 Krz. per Lieferung.



Es kann sowohl für die Selbstschau als für die Stunden der Andacht auf jedes dieser Werke einzeln subscribirt werden.

Der Druck der **Stunden der Andacht** in dieser Lieferungs-Ausgabe hat bereits seit einiger Zeit begonnen, und wird damit ohne Unterbrechung fortgefahren; die Versendung der ersten Lieferung kann demnächst stattfinden, und die übrigen Lieferungen werden an die tit. Subscribenten in rascher Folge und regelmäßig geliefert.

Der Druck der **Selbstschau** wird demnächst ebenfalls mit ganz neuen Lettern beginnen, so daß diese neue und wohlfeile Lieferungs-Ausgabe derselben in kurzer Zeit vollständig sein wird. Nach vollendetem Druck soll ein erhöhter Ladenpreis eintreten.

☞ Die tit. Subscribenten erhalten das wohlgetroffene Bildniß von **Heinrich Zschokke,** schöner Stahlstich, ohne Preiserhöhung als Zugabe mit einer der letzten Lieferungen.

